

Josip Matešić, Klaus Heitmann (Hrsg.)

**Südosteuropa in der Wahrnehmung
der deutschen Öffentlichkeit
vom Wiener Kongress (1815)
bis zum Pariser Frieden (1856)**

Verlag Otto Sagner München · Berlin · Washington D.C.

Digitalisiert im Rahmen der Kooperation mit dem DFG-Projekt „Digi20“
der Bayerischen Staatsbibliothek, München. OCR-Bearbeitung und Erstellung des eBooks durch
den Verlag Otto Sagner:

<http://verlag.kubon-sagner.de>

© bei Verlag Otto Sagner. Eine Verwertung oder Weitergabe der Texte und Abbildungen,
insbesondere durch Vervielfältigung, ist ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Verlages
unzulässig.

«Verlag Otto Sagner» ist ein Imprint der Kubon & Sagner GmbH

SÜDOSTEUROPA-STUDIEN

herausgegeben im Auftrag der Südosteuropa-Gesellschaft
von Walter Althammer

Band 47

Südosteuropa

in der Wahrnehmung der

deutschen Öffentlichkeit

vom Wiener Kongreß (1815)
bis zum Pariser Frieden (1856)

Herausgegeben von Josip Matešić
und Klaus Heitmann

Südosteuropa-Gesellschaft
München 1990



CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Südosteuropa in der Wahrnehmung der deutschen Öffentlichkeit :
vom Wiener Kongreß (1815) bis zum Pariser Frieden (1856) /
Südosteuropa-Ges. Hrsg. von Josip Matešić u. Klaus Heitmann. –
München : Südosteuropa-Ges., 1990

(Südosteuropa-Studien ; Bd. 47)

ISBN 3-925450-22-X

NE: Matešić, Josip [Hrsg.]; Südosteuropa-Gesellschaft (Deutschland,
Bundesrepublik); GT

© 1990 by Südosteuropa-Gesellschaft, 8000 München

Alle Rechte vorbehalten

Gesamtherstellung: H. Mühlberger GmbH, 8906 Gersthofen

VORWORT

Der Zeitraum zwischen dem Wiener Kongreß (1815), der die Neuordnung Europas nach dem Ende des Zeitalters der Revolution und des napoleonischen Empire einleitete, und dem den Krimkrieg abschließenden Pariser Frieden (1856) stellt die wahrscheinlich bedeutsamste Umbruchphase in der Geschichte der meisten südosteuropäischen Nationen in der Neuzeit dar, wenn nicht sogar behauptet werden darf, daß diese Periode den eigentlichen Eintritt zumindest der Südslawen, der Griechen und der Rumänen in die moderne Welt bildet. In diesem historischen Moment des beginnenden oder sich doch entschieden intensivierenden politischen und kulturellen Selbstfindungsprozesses des europäischen Südostens gewinnt in der Mitte und im Westen des Kontinents das Interesse an den ehemals zum Machtbereich des osmanischen Imperiums gehörigen christlichen Ländern neue Dimensionen. Dies gilt gerade auch für Deutschland und Österreich, wo sich – nicht zuletzt im Zeichen der politischen und literarischen Romantik – die Öffentlichkeit einem in seinen ethisch und historisch bedingten Besonderheiten wenig beachteten Teil Europas verstärkt zuzuwenden begann.

Mit dem Echo, das südosteuropäische Entwicklungen und Gegebenheiten jener Epoche im deutschen Sprachraum fanden, beschäftigte sich ein Symposium, das die seit 1973 bestehende Zweigstelle Mannheim/Heidelberg der Südosteuropa-Gesellschaft vom 7. bis 9. November 1988 veranstaltete. Aus zugleich interdisziplinärer und internationaler Optik wurden ausgewählte Aspekte des Rahmenthemas *Südosteuropa in der Wahrnehmung der deutschen Öffentlichkeit vom Wiener Kongreß bis zum Pariser Frieden* beleuchtet. Die Mehrzahl der damals gehaltenen Referate wird hiermit in erweiterter und überarbeiteter Form vorgelegt.

Über Verlauf und Ergebnisse des Symposiums, das organisatorisch in Verbindung mit dem Internationalen Wissenschaftsforum der Universität Heidelberg durchgeführt wurde, lieferte Klaus Steinke in *Südosteuropa-Mitteilungen* 28 (1988), S. 353–359, einen ausführlichen Bericht.

Josip Matešić (Mannheim),

Klaus Heitmann (Heidelberg)

INHALTSVERZEICHNIS

HELMUT NEUBAUER Südosteuropa in der Zeitgeschichte	9
HANS-DIETER DÖPMANN Die Christenheit auf dem Balkan im Spiegel deutschsprachiger Literatur des 19. Jahrhunderts	19
ANDRÁS GERGELY Deutsche Zukunftspläne für Südosteuropa um 1848	33
LOTHAR MAIER Reformwille und Beharrung. Das Osmanische Reich 1835–1839 aus der Sicht Helmuth von Moltkes	43
FRIEDRICH HEYER Das orthodoxe Kirchen- und Schulleben der Griechen im ersten Vierteljahrhundert seit der Befreiung in den Augen deutscher Philhellenen	57
EMANUEL TURCZYNSKI Von den Einflüssen der Freiheitsbewegungen auf die Anfänge der deutschen Südosteuropaforschung	65
STELA MĂRIEȘ Die Wahrnehmung der rumänischen Fürstentümer in der deutschen Öffentlichkeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts	81
KLAUS HEITMANN Der Inspirator von Eminescus „Luceafărul“: Richard Kunisch und sein Buch „Bukarest und Stambul“	97
HANS-JÜRGEN KORNRUMPF Die türkischen Reformdekrete von 1839 und 1856 und ihre Bewertung in zeitgenössischen Akten und Presseerzeugnissen	113
KLAUS STEINKE Das Bulgarenbild in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts	123
RUPPRECHT ROHR Die Begründung der albanischen Philologie in Deutschland in der Mitte des 19. Jahrhunderts	133
CHRISTO VASILEV Südosteuropa in deutschen geographischen Darstellungen (erste Hälfte des 19. Jahrhunderts)	139

FRANK KÄMPFER**Zur Rezeption Vuk Karadžićs in Deutschland: Leopold Rankes „Die Serbische Revolution“ 153****SERGIO BONAZZA****Kopitars Bedeutung für Kenntnis und Verbreitung der Kultur der Südslaven in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 165****JOSIP MATEŠIĆ****Der Weg zur Anerkennung. Die südslavische Volksdichtung in deutschsprachigen Fachlexika (1. Hälfte des 19. Jahrhunderts) 173**

HELMUT NEUBAUER

Südosteuropa in der Zeitgeschichte

Das Wort „Zeitgeschichte“ klingt modern, es erweckt häufig den Eindruck, als handele es sich nicht um ein längst bekanntes historiographisches Vorgehen; der Marquis Jacques Auguste de Thou (1553–1617) publizierte seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert die „*Historiarum sui temporis libri CXXXVIII...*“.¹ In der deutschsprachigen Geschichtsschreibung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts findet man überraschend häufig auf Titelblättern die Wendung „bis zur Gegenwart“, „bis in unsere Zeit“ oder ähnlich. Für unsere Gegenwart gilt – im Anschluß an Hans Rothfels – 1917 als Schlüsseljahr; „Zeitgeschichte“ ist inzwischen als eigenes akademisches Fach etabliert. Immerhin fällt auf, daß das Verzeichnis eines führenden Verlages bereits eine chronologische Differenzierung vornimmt; als Zäsuren gelten die Jahre 1917, 1933 und 1945.² Vermutlich sind die Grenzen der „Zeitgeschichte“ und damit ihr Gegenstand variabel; es bleibt diskutabel, ihn dadurch zu beschreiben, daß es sich um ein Geschehen handelt, das der Schreibende oder der allgemein Interessierte selbst miterlebt hat oder wenigstens aus dem Bericht noch lebender Zeitzeugen direkt erfahren kann.

Zeitzeugenschaft findet selbstverständlich in ganz verschiedenen Formen ihren Niederschlag. Die Komposition unseres Programmes bietet für einleitende Überlegungen den Vorzug, daß verschiedene Genres – z. T. als Fallstudien – bereits zur Verhandlung anstehen, die Literatur, der politische Essay und der politisch nuancierte Reisebericht, die Presse u. a. mehr;³ umfängliche Briefwechsel über zeitgeschichtliche Fragen liegen vor, sind aber erst viel später dem Publikum zugänglich geworden;⁴ einige Sachgebiete sind bereits gründlich behandelt, etwa in den zwei Bänden „Materialien der Slavistik in Deutschland“ im Rahmen der Slavistischen Veröffentlichungen des Berliner Osteuropa-Instituts⁵ oder in der als Modell einzuschätzenden Arbeit Klaus Heitmanns.⁶

*

¹ Thuanus: *Historiarum sui temporis libri CXXXVIII...* ad a. 1546 ad a. 1607. – Das Werk blieb fragmentarisch; letzte Ausgabe: London 1733.

² Verlag von R. Oldenbourg, München. Verlagsprospekt 1988/89.

³ Vgl. in diesem Band insbesondere die Beiträge von Klaus Heitmann, Hans-Jürgen Kornrumpf, Lothar Maier, Klaus Steinke.

⁴ Zu erwähnen wären u. a. Fr. Gentz und A. Prokesch (-Osten). Gentz verwendete gelegentlich das Wort „Zeitgeschichte“; vgl. G. Mann: *Friedrich von Gentz. Geschichte eines europäischen Staatsmannes*. Zürich, Wien (1947), S. 263. – A. von Prokesch-Osten: *Geschichte des Abfalls der Griechen vom Türkischen Reiche*. Wien 1853–1867; Nachdruck: Graz 1970.

⁵ *Materialien zur Geschichte der Slavistik in Deutschland*. T. 1–2. Wiesbaden 1982–1987 (Osteuropa-Institut an der Freien Universität Berlin. Veröffentlichungen der Abteilung für Slavische Sprachen und Literaturen, Bd. 50). – J. Matl: *Europa und die Slaven*. Wiesbaden 1964.

⁶ K. Heitmann: *Das Rumänienbild im deutschen Sprachraum, eine ikonologische Studie. 1775–1918*. Köln, Wien 1985 (*Studia Transilvanica*, Bd. 12).

Eine für den Anfang nützliche Vergleichsmöglichkeit für den zu behandelnden Zeitraum bietet Anton Friderich Büschings „Neue Erdbeschreibung“ von 1754; deren 1. Teil⁷ enthält u. a. „die europäische Turkey, mit denen dazu gehörigen und einverleibten Ländern“. Im Rahmen der Darstellung des „türkischen Kaiserthums in Europa“ unterscheidet Büsching a) „völlig unterworfenen Länder“ (darunter „Romanien“ für Rumelien) und b) „unter dem Schutz der othomanischen Pforte stehende und derselben zinsbare Länder“ (Walachei, Moldau, tatarische Regionen).

Dreißig Jahre später erscheinen Johann Gottfried Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit“. Zwar gilt auch ihm die Geographie als Gliederungsprinzip, aber im wesentlichen sind die „Völker“ der Gegenstand seiner Überlegungen. „In so verschiedenen Formen das Menschengeschlecht auf der Erde erscheint, so ist's doch überall ein und dieselbe Menschengattung“ (1. Teil, 17. Buch; Überschrift des 1. Abschnittes); im 16. Buch (4. Teil) behandelt Herder neben den „deutschen“ die „slawischen“ und „fremden Völker in Europa“, darunter die Türken. Zum türkischen Reich merkt er an: „Ihr Reich ist ein großes Gefängnis für alle Europäer, die darin leben; es wird untergehen, wenn seine Zeit kommt.“⁸

Die Regelungen des Wiener Kongresses – weitere dreißig Jahre später – basieren auf politischen Prämissen; aufmerksamen Zeitgenossen war dies klar, aber viele von ihnen waren gerade deshalb enttäuscht. Das „System Metternich“ fand seinen Niederschlag in den Kongressen der folgenden Jahre; 1822 wird in Verona der griechische Aufstand ausdrücklich mißbilligt, wenn auch die Hohe Pforte aufgefordert wird, die Verpflichtungen des Friedens von Bukarest einzuhalten.

Indessen waren nicht alle Ergebnisse des Zeitalters der Revolution und der napoleonischen Kriege rückgängig zu machen: Das Verständnis für die „Nation“ blieb lebendig, die in Wien 1815 besiegelte Bundesakte garantierte für die deutschen Staaten politische Mitwirkungsrechte in den landständischen Verfassungen. Auf der anderen Seite war zu beachten, daß der Deutsche Bund ausländische Herrscher als Mitglieder hatte und nicht alle Territorien deutscher Dynastien dem Bunde zugerechnet wurden. Dieses politische Gebilde, ein Fürstenbund, mußte das Prinzip der Legitimität beachten; denn die eigene Herrschaft war im wesentlichen durch dieses Prinzip zu rechtfertigen.

Die Erinnerung an Fremdherrschaft und Befreiung, an den patriotischen Aufschwung, das Entstehen einer Nation wirkten weiter. War schon das „Reich“ verloren, so blieb das „Volk“. Bezeichnend in diesem Zusammenhang ist die verbreitete Berufung auf den „Volksgeist“ und seine Äußerungen in verschiedenen Bereichen. Mag auch vieles in diesem Zusammenhang idealisiert worden sein, so arbeiteten die „historischen“ Schulen (Savigny, der „frühe“ Ranke) darauf hin, das Volk als eine die Geschichte gestaltende Größe in das Blickfeld zu rücken. Es entsteht eine

⁷ A. F. Büsching: Neue Erdbeschreibung. Erster Theil, welcher Dänemark... die europäische Turkey, mit denen dazu gehörigen und einverleibten Ländern, enthält. Hamburg 1754, S. 1011–1076.

⁸ J. G. Herder: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Textausgabe. Wiesbaden o. J. (ca. 1955), S. 437.

„romantische“ Staatsauffassung, gekennzeichnet durch das „Sichbewußtwerden einer Volksgemeinschaft“.⁹

Hatte das 18. Jahrhundert Vorlieben für eine exotische Thematik gezeigt, nicht zuletzt für Chinoiserien, so konnten jetzt Teile Europas Interesse erwecken – aus zwei Gründen: Dem Südosten hafteten auch manche exotisch wirkende Züge an, und die Völker dieses Raumes lebten unter einer nicht-europäischen Herrschaft. Es war denkbar, daß es sich bei „exotischen“ oder exotisch anmutenden Zügen im Grunde um unversehrte volkstümliche Überlieferungen handelte, die in anderen Teilen des Kontinents verschüttet, vergessen oder als rückständig eingeschätzt worden waren.

Die offizielle Politik ignorierte derartiges, das europäische Gleichgewicht brauchte das Osmanische Reich. Der Deutsche Bund war infolge der Interessendivergenz seiner Mitglieder außenpolitisch kaum handlungsfähig, jedenfalls nicht als Korporation.

Man wird mithin vorsichtig zu sein haben, wenn man für diese Zeit von „Deutschland“ handelt; dessen Teile waren heterogen. In einem weitverbreiteten einschlägigen Lehrbuch wird peinlich unterschieden z. B. zwischen dem „Preußischen deutschen Lande“ und dem „Dänisch-deutschen Lande“ sowie dem „Preußischen Staat“, ähnlich zwischen den „Österreichisch-deutschen Bundesstaaten“ und der „Österreichischen Monarchie“.¹⁰ Auf der anderen Seite scheint die Vorstellung von einem „Deutschland“ in dem europäischen Südosten virulent gewesen zu sein, möglicherweise unreflektiert. Es konnte sich eine Art Konvergenz ergeben. Teile der deutschen „Öffentlichkeit“ sahen sich berufen, auf die Situation im Südosten Europas hinzuweisen, zumal wenn sich erkennen ließ, daß das Interesse an dem „Volk“ gegenseitig war. – Das Wort „Südosteuropa“ scheint sich allerdings erst gegen Ende der 60er Jahre eingebürgert zu haben.

Für den Deutschland wie den Südosten betreffenden Sachverhalt hat Mathias Bernath „zwei Ebenen“ ausgemacht, die einer „supranationalen, hegemonialen Einwirkung“ und „regionale und volksgeschichtliche Abläufe“ in der Zeitgeschichte des 19. Jahrhunderts.¹¹

In jedem Falle ist zu erwägen, inwieweit das Interesse an Verhältnissen in Südosteuropa durch die Lage in den deutschsprachigen Ländern mitbedingt war. Die überschäumende Polenbegeisterung des Jahres 1831¹² läßt sich auch als Demonstration oder Widerspiegelung einer romantischen oder zumindest liberalen politischen Hal-

⁹ P. Kluckhohn: *Das Ideengut der deutschen Romantik*. 4. Aufl. Tübingen 1961. – Vgl. auch J. Baxa: *Einführung in die romantische Staatswissenschaft*. Jena 1923.

¹⁰ J. G. F. Cannabich: *Lehrbuch der Geographie nach den neuesten Friedensbestimmungen*. 8. Aufl. Sondershausen und Nordhausen 1821, S. 300 und 307, 261 und passim. – Vgl. auch F. W. Schubert: *Handbuch der Allgemeinen Staatskunde von Europa*. Band 1, Teil 1. Königsberg 1835, S. 106 ff.

¹¹ M. Bernath: *Südosteuropäische Geschichte als gesonderte Disziplin*, in: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte*, Bd. 20 (1973), S. 135–144; Zitat: S. 143.

¹² P. Ehlen (Hrsg.): *Der polnische Freiheitskampf 1830/31 und die liberale deutsche Polenfreundschaft*. München (1982).

tung interpretieren – die Unterschiede zwischen Preußen und den südwestdeutschen Ländern sind augenfällig.

*

Im Bereiche der professionellen Zeitgeschichtsschreibung ragt Leopold Rankes „Serbische Revolution“ heraus (1829). Das Aufgreifen dieses Themas verdankt der Autor, seinen autobiographischen Aufzeichnungen folgend, Begegnungen in Wien; es fallen die Namen Bartholomäus Kopitars und Vuk Karadžić, des „unvergeßlichen Freundes“, der ihn häufig besuchte, „um mir serbische Geschichten zu erzählen“; in einem Brief an Heinrich Ranke merkt er an: „Aus den Papieren Wuk’s habe ich die neuere Geschichte derselben [i. e. der Serben] zu ermitteln versucht.“¹³ Ein Widmungsexemplar ging an Goethe, der Vuk ebenso hochschätzte. Hermann Oncken meinte, der Autor habe sich von dieser Schrift politische Wirkung versprochen – sie blieb jedoch ein Solitär.¹⁴ In der Folgezeit traten für Ranke größere Themen in den Vordergrund, außerdem wandelte sich seine Sichtweise: „Das letzte Ziel des modernen Nationalismus: die Ineinsetzung von Staat und Nation schien ihm [später] unerreichbar.“¹⁵ Die Nation galt ihm allenfalls als „moralische Kraft“. Erst viel später, 1879, kehrte er zu dem Thema der frühen Schrift zurück; sie ging in das Werk „Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert“ ein. In diesem Zusammenhang ist als Vermittler der serbische Politiker Jovan Ristić zu erwähnen, der 1861 Vorlesungen Rankes gehört und ihm 1878 in vielen Gesprächen Informationen übermittelt hatte.

Von den bedeutenden Historikern der voraufgehenden Generation, die einer „aufklärerischen“ Tradition – etwa A. L. Schlözers¹⁶ – zuzurechnen sind, liegen umfängliche Darstellungen vor. Karl von Rottecks „Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände“ wurde von Hermann von Rotteck ergänzt.¹⁷ Einleitend wird konstatiert, das Zeitalter seit 1815 sei von der Auseinandersetzung zwischen Liberalismus und Antiliberalismus bestimmt. Es ist kennzeichnend, daß Rottecks „Weltgeschichte“ (wie auch seine „Politischen Annalen“) als zu „liberal“ in Preußen seit Anfang der 30er Jahre verboten waren.¹⁸ Griechenland wird recht ausführlich be-

¹³ L. von Ranke: Zur eigenen Lebensgeschichte. Hrsg. v. A. Dove. Leipzig 1890 (Sämmtl. Werke, Bd. 53/54), S. 209 f.

¹⁴ H. Oncken: Leopold v. Ranke und die deutsch-serbischen Kulturbeziehungen, in: Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums. Deutsche Akademie. Jg. 1928, S. 950–954, bes. S. 952. – Ders.: Aus Rankes Frühzeit. Mit den Briefen Rankes... Gotha 1922, S. 72–74 und 137.

¹⁵ Th. Schieder: Begegnungen mit der Geschichte. Göttingen (1962), S. 112. – Vgl. auch H. Berding: Leopold von Ranke, in: H.-U. Wehler (Hrsg.): Deutsche Historiker. Bd. 1. Göttingen (1973), S. 7–24.

¹⁶ Vgl. A. L. Schlözer: Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. 1795–1797; Nachdruck: Köln, Wien 1979 (Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens, Bd. 3).

¹⁷ K. von Rotteck: Allgemeine Weltgeschichte von den frühesten Zeiten bis zum Jahr 1860. 7. Aufl., fortgeführt von W. Zimmermann. Stuttgart 1861, 5. Band, S. 11.

¹⁸ K. Obermann: Die deutschen Geschichtsvereine des Vormärz, in: J. Streisand (Hrsg.): Die deutsche Geschichtswissenschaft vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Reichsgründung. 2. Aufl. Berlin 1969, S. 185–199; hier: S. 193. – Die von R. herausgegebenen „Politischen Annalen“ wurden 1832 verboten.

handelt, die Entwicklungen in Serbien und den Donaufürstentümern werden wohlwollend registriert.¹⁹

Über den Umfang der angebotenen zeitgeschichtlichen Publikationen in der ersten Jahrhunderthälfte kann man nur staunen; die autores oder continuatores gingen jeweils bis zum Jahr des Erscheinens, etwa Karl Friedrich Beckers „Weltgeschichte“²⁰ oder Georg Webers „Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte“.²¹ Dem genius loci läßt sich Reverenz erweisen²² durch die Erwähnung Karl Hagens, der 1850 den ersten Band einer „Geschichte der neuesten Zeit“²³ drucken ließ. Griechenland und – weniger Raum einnehmend – die Donaufürstentümer haben einen angemessenen Platz.

Georg Gottfried Gervinus, einer der „Göttinger Sieben“, ist ebenfalls eng mit Heidelberg verbunden. Seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ (8 Bände, 1855 bis 1866) schickte er gesondert eine ausführliche Einleitung voraus. Darin äußert er, die Betrachtung „einer kleinen Spanne der nächsten Zeitgeschichte [ermögliche es,] die richtige Bewegung des Jahrhunderts herauszufühlen“; es sei an der Zeit, statt „Biographien und Fürstengeschichten zu erzählen . . . Völkergeschichte“ zu schreiben. Es zeige sich eine neue „Regsamkeit“ in den „Massen“, welche die Politik zu machen beginnen. „Mit der Sicherheit, die dem Instinkte der Menge eigen ist, formulieren sie ihre Forderungen, unverblüfft von dem Besserwissen der Doktrin.“ Ziel des Staates sei „das Wohl der Vielen“, der Weg dorthin der Fortschritt von der orientalischen Despotie (Karl Wittfogel) zur „bürgerlichen Freiheit des Einzelnen, zu der der Mehreren und der Vielen“ – der Wiener Kongreß und was ihm folgte, werde dies nicht aufhalten; dies ließ sich leicht ausdeuten.²⁴ Der Autor hatte seine frühere Ansicht grundlegend geändert: 1837 hatte er in seinen „Grundzügen der Historik“²⁵ auf „Zeitgeschichte“ verzichtet, der Historiker könne „nur vollendete Reihen von Begebenheiten darstellen wollen, denn er kann nicht urteilen, so er nicht die Schlußscene vor sich hat“. Er rühmt in dem opus magnum den historischen Erfolg Griechenlands (auch „gegen die Künste der Diplomatie“²⁶), andere Länder geraten nicht in seinen Horizont – dafür aber Südamerika, ein bemerkenswerter Wandel des Interesses.

Es ergibt sich gerade bei Gervinus die Frage, inwieweit ein geschichtsphilosophi-

¹⁹ K. von Rotteck (wie Anm. 17): 6. Band („enthaltend die Jahre 1840 bis 1860“). Stuttgart 1861, S. 261–271.

²⁰ K. F. Becker: Weltgeschichte. 7., verbesserte und vermehrte Aufl. Mit den Fortsetzungen . . . 14. Theil. Berlin 1838, S. 316–324 und 332 f.

²¹ G. Weber: Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 1846; das Werk wurde häufig – in Neubearbeitungen – aufgelegt; die 21. (!) Auflage erschien in Leipzig 1911.

²² E. Wolgast: Politische Geschichtsschreibung in Heidelberg. Schlosser, Gervinus, Häusser, Treitschke, in: W. Doerr (u. a., Hrsg.): 600 Jahre Universität Heidelberg 1386–1986. Bd. 2. Berlin, Heidelberg, New York, Tokyo 1985, S. 158–196.

²³ K. Hagen: Geschichte der neuesten Zeit vom Sturze Napoleons bis auf unsere Tage. Bd. 1. Braunschweig 1850; S. 315–330.

²⁴ G. G. Gervinus: Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1853. Neuausgabe (H. Körnchen) Berlin 1921, S. 8; das folgende Zitat: S. 181 f.; Ausg. 1853, S. 162 und 166 f.

²⁵ L. Gall: Georg Gottfried Gervinus, in: H.-U. Wehler (wie Anm. 15), S. 493–512, bes. S. 509.

²⁶ G. G. Gervinus (wie Anm. 24), S. 167.

scher Ansatz durchgehalten werden kann, wenn es darum geht, ihn in der historischen Praxis, beim „Schreiben von Geschichte“ durchzuhalten. Die literaturgeschichtlichen Werke Gervinus' stehen hier nicht zur Debatte.

Ob die historische Leserforschung Aussagen über die „Reichweite“ zeitgeschichtlicher Darstellungen machen kann, ist noch unsicher; die Wirkung auf die wissenschaftliche Literatur ist leichter zu verfolgen.²⁷ Immerhin lassen Auflagenzahl und Auflagenhöhe Vermutungen zu; sie sind beachtenswert, dennoch bleibt die Frage nach dem Verhältnis zwischen der Zahl der Käufer und der Zahl der verständigen Leser kaum zu beantworten. Allgemein ist anzumerken, daß im Sinne der Zeit politische Bildung im wesentlichen historische Bildung war.

*

Ein anderes Genre stellen jährlich erscheinende Publikationen dar, die für den praktischen Gebrauch bestimmt waren, für Interessenten, die von Amts oder Berufs wegen auf aktuelle (zeitgeschichtliche) Informationen angewiesen waren; Mängel konnten zu Nachteilen oder Verlusten führen. – Die Fülle des zur Verfügung stehenden gedruckten Materials erlaubt nur eine stichprobenartige Auswertung.

Der „Genealogisch-historisch-statistische Almanach“,²⁸ der das bis 1817 herausgegebene „Staatshandbuch“ ablöste, erschien jährlich im „Großherzoglich . . . privilegierten Landes-Industrie-Comptoir Weimar“; diese Publikation dürfte in die Nähe offiziöser zu rücken sein. In der gleichbleibenden Stoffanordnung folgen auf die „Großen Mächte“, den Deutschen Bund und die „mediatisierten Standesherrn“ die „sämtlichen übrigen Europäischen Staaten, darunter der Osmanische mit besonderer Berücksichtigung der fünf europäischen Paschaliks“. Aufgenommen werden für sie u. a. eine Nationalitätenstatistik („Nationalverschiedenheiten“) sowie eine Statistik der Religionen/Konfessionen. 1828 ist vermerkt, „Walachei, Moldau, Serbien (!)“ seien dem osmanischen Staat nur „mittelbar“ untergeordnet (S. 423); 1835 werden als Mitglieder des diplomatischen Corps in Pera im Range von Chargés d'affaires Vertreter der Moldau und der Walachei aufgeführt (S. 637); ab 1837 figurieren die Moldau, die Walachei und Serbien nicht mehr als europäische Ejalets, sondern als „halbsouveräne, der Pforte unterworfenen Vasallen-Staaten“; ihnen wurde fortan ein je eigener Abschnitt gewidmet. Die Moldau gilt als „halbsouveräne Wahlmonarchie“, das Land habe eine „unabhängige Regierungs-Verwaltung und führt eine eigene Nationalflagge; man prophezeie ihm eine gute Zukunft. Für Serbien berichtet der Almanach über dessen „Verfassungsurkunde“. „Die tapfere serbi-

²⁷ F. Schulze: Der deutsche Buchhandel und die geistigen Strömungen der letzten hundert Jahre. Leipzig 1925. – R. Engelsing: Massenpublikum und Journalistentum im 19. Jahrhundert in Nordwestdeutschland. Berlin, München 1966 (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 1).

²⁸ G. Hassel: Genealogisch-historisch-statistischer Almanach auf das Jahr . . . – Es handelt sich um die seit 1822 erscheinende Fortsetzung des „Staatshandbuch“, das der gleiche Herausgeber bis 1817 bearbeitet hatte; ihm folgte 1830 ein Dr. Dede. Im folgenden Text wird jeweils auf Jahrgang und Seitenzahl der herangezogenen Veröffentlichung verwiesen.

sche Nation“ konnte Reste ihrer Unabhängigkeit wahren, freilich auf einem verkleinerten Territorium; sie könnte auf russische Hilfe rechnen; es gelang dort, „dem Staate neues Leben zu geben, so daß er unter seinem jetzigen kräftigen und einsichtsvollen Fürsten einer schönen Zukunft entgegenseht“ (1834, S. 577; 1837, S. 577 und öfter).

Im Vergleich mit dem Erwähnten ist eine gewisse Skepsis gegenüber Griechenland nicht zu übersehen. Der Erfolg war nur mit Hilfe der Großmächte zu erreichen und nur durch die „Garantiemächte“ abzusichern; die inneren Spannungen des jungen Staatswesens blieben virulent, bedingt vor allem durch die (zunehmende) Ablehnung gegen Ausländer in Heer und Verwaltung. Die Verfassung blieb „vorläufig“ (1830, S. 448 f.; 1831, S. 451–453; 1836, S. 563 f.). Das Jahr 1848 fügt sich in den gesamteuropäischen Rahmen; angemerkt ist, daß die Grenzen des Königreichs allzu eng seien; es blieben Aspirationen auf weitere Regionen, noch unter osmanischer Herrschaft (S. 585–594).

Die aufgeführten Fürstentitel für die Moldau mit dem Zusatz „von Gottes Gnaden“ (!), das Recht auf Staatssymbole (Nationalflagge), Vertreter mit diplomatischem Status an der Pforte, die Anwesenheit von Konsuln/Generalkonsuln der großen Mächte in Kragujevac, Iași und Bukarest (in den letztgenannten Städten auch preußische) deuten darauf hin, daß die Territorialgewalten wenigstens einen Handlungsspielraum besaßen (1837, S. 576). Der Almanach sieht offenbar einen positiven Entwicklungstrend, während er gegenüber Griechenland auf Distanz bleibt.

Offener, d. h. zu mehr Wertungen geneigt, ist das seit Beginn der 30er Jahre in Karlsruhe erscheinende „Taschenbuch der neuesten Geschichte“, das diesen Zeitraum mit der Zeitgeschichte gleichsetzt.²⁹ Die Berichte über Griechenland sind überwiegend negativ gefärbt: „Einen unerfreulichen Anblick bietet das junge Griechenland mit seinen verwüstenden Parthei-Fehden und den beklagenswerthen Mißgriffen einer unpopulären Regentschaft dar, welche in ihrem eigenen Schooße den Hader in Fülle nährt. . . Kampf der Eingeborenen unter sich selbst, wie gegen die bestehende Ordnung.“ Man hoffe auf Besserung bei der tatsächlichen Regierungsübernahme durch den König (Otto I. 1832/1835), aber die Erwartungen wurden nicht erfüllt (1834, 2. Theil, S. 5–8 und S. 34 ff.). Gemeldet werden 1836 Insurrektionen, Gerüchte über eine drohende Revolution, die Finanzmisere dauert an. Einige positive Aspekte eröffnen das Schulwesen und die Literatur, dennoch blieb ein Risiko: „. . . der gute und liberale Wille der Regierung muß hierin mit den vernunftgemäßen Ansprüchen des Volkes Hand in Hand gehen“ (1836, 2. Theil, S. 44–65, Zitat S. 65). Eine derartige Aussage läßt einen breiten Spielraum für die Interpretation. Die durch das Militär erzwungene Nationalversammlung und die Verfassung, über die 1843/44 das „Taschenbuch“ fortlaufend informiert, brachten zwar einen Durchbruch im Sinne der zeitgenössischen Entwicklung anderer Teile Europas, dennoch blieb fraglich, inwieweit der „Wille der Regierung“ und die „Ansprüche des Volkes“ in Einklang zu bringen waren – insofern fügt sich Griechen-

²⁹ E. Münch, G. Bacherer (Hrsg.): Taschenbuch der neuesten Geschichte. Geschichte des Jahres 1834. 1. und 2. Theil. Karlsruhe 1836/37. – 1838 fungiert nur Münch als Herausgeber; er veröffentlichte auch eine „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit“.

land in den politischen Horizont anderer europäischer Staaten, seine Rolle als Symbol ist damit weitgehend ausgespielt.

Die Lage des Osmanischen Reiches wird in der Regel als „kränkelnd“ charakterisiert; Aufstände in verschiedenen Provinzen und außenpolitische Bedrohung sind Unsicherheitsfaktoren, hinzu kommt der „Fanatismus der orthodoxen Türken“ (1835, 1. Theil, S. 1–14; 1836, 2. Theil, S. 40; 1834, 2. Theil, S. 4). Infolgedessen ist die Überraschung der Herausgeber erklärlich, daß bei internationalen Verhandlungen die „Franken“, d. h. die europäischen Mächte, den Sultan geradezu umschmeichelten – mit der Folge, daß Abd ül Medschid sie gering schätzt.

Es handelt sich in diesem Zusammenhang um die Regelung der Verhältnisse nach dem Vorstoß Muhammad Alis 1840. Der Aufstand in Albanien hatte sich schon vorher unterdrücken lassen; diese Region wie auch Bosnien blieben für die Berichterstattung ein innertürkisches Problem. Auf die Reformansätze der Tanzimat-Periode (1839 ff.) wird kaum Bezug genommen; für Südosteuropa lassen sie sich nur aus der politischen Praxis rekonstruieren.

Für andere Regionen wird ein differenzierendes zeitgeschichtliches Bild entworfen. Die Donaufürstentümer versprachen 1834 Neuansätze, aber sie vermindern die Schwierigkeiten keineswegs (1834, 1. Theil, S. 5; 1837, 2. Theil, S. 2): In der Walachei herrscht „Streit der Bojaren . . . mit dem sinnlichen (!) und despotisch waltenden Fürsten Stourdza“ (1835, 1. Theil, S. 7); dem Hospodar Ghica werden kleine Erfolge bescheinigt. Gerüchte über die Anerkennung als „selbständige Provinzen“ [des osmanischen Reiches] erwiesen sich als eine Zeitungsente (1835, Th. 2, S. 76).

Erheblich günstiger erscheinen die Lage und die Zukunft der „serbischen Nation“ (1834, Th. 1, S. 5): „Unter Milosch's kräftig-kluger Leitung nähert sich [Serbien] mehr als bisher der europäischen Civilisation an und adoptiert sich selbst das Konstitutionswesen“. Ein Jahr später verzichtet das „Taschenbuch“ auf solchen Optimismus. Es berichtet aber ausführlich (1835, Th. 1, S. 59–75) über die „sehr denkwürdige und glänzende ‚National-Hauptversammlung‘ in Kragujevac“, merkt jedoch gleichzeitig an, die Phantasie sei der Wirklichkeit vorausgeeilt. Immerhin sei Miloš in Istanbul „fast wie ein Souverän“ empfangen worden – anders als Chica und Stourdza; ihm sei eine „Nationalarmee“ zugestanden worden. Wenig später muß dann ein deutlicher Rückschlag erwähnt werden (1835, Th. 2, S. 74 f.; 1836, Th. 1, S. 9).

Ein Vergleich der jeweils jährlich erscheinenden Bände ergibt, daß beide Publikationen geeignet waren, brauchbare Informationen über den Südosten Europas zu bieten. Der „Almanach“ erweist sich als „trockener“, das „Taschenbuch“ ist ausführlicher, mutmaßlich für eine Meinungsbildung eher geeignet; bisweilen wurden auch Beiträge aus Zeitungen nachgedruckt, die den Herausgebern eigene Meinungsäußerungen ersparten; im übrigen entsprachen die Formulierungen des „Almanach“ dem Vorsatz, auf Wertungen zu verzichten, „um jeden Anstoß zu vermeiden“ (1828, Th. 1, S. IV).

Noch zurückhaltender ist der „Gotha“.³⁰ Noch in den 50er Jahren kann er in der „1. Abtheilung“ nur Otto I. aufführen, in der zweiten („Genealogie anderer fürstli-

³⁰ Gothaischer genealogischer Hof-Kalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuch auf das Jahr . . . ; der „Gotha“ erschien seit 1763 im Verlag J. Perthes, Gotha.

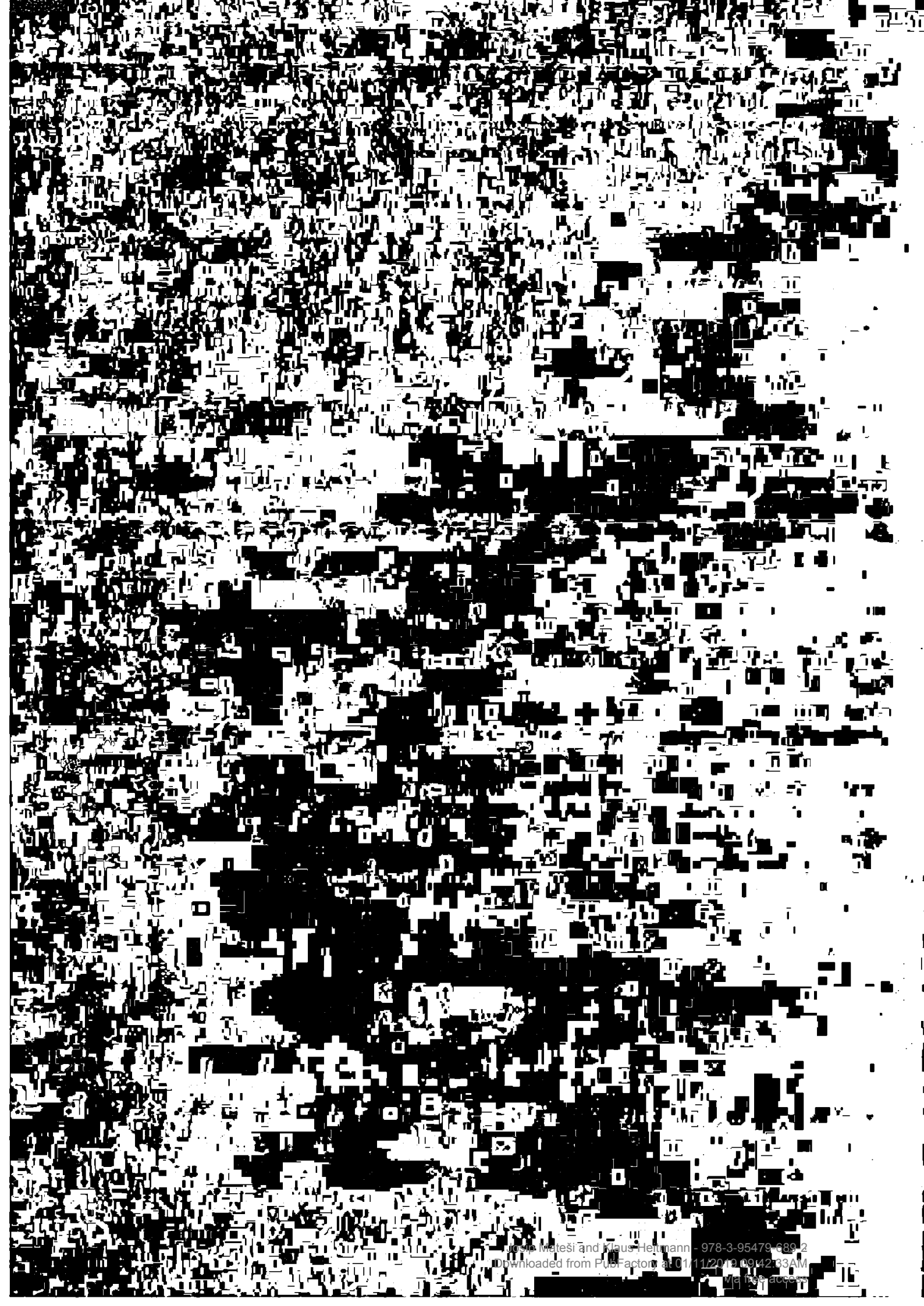
cher Häuser“) tauchen Namen polnischer Geschlechter wie die Czartoryski oder Lubomirski auf (1854, S. 115 f. und 149–151), nicht aber solche aus dem Südosten; dort werden nur die 15 europäischen Ejalets im Türkei-Kapitel zusammengestellt, einige Besonderheiten der Donaufürstentümer en passant verzeichnet (S. 693 und 706–710). Augenscheinlich war man bei der Bearbeitung darauf bedacht, Traditionen zu wahren; die Legitimität „fürstlicher Häuser“ in Südosteuropa wie auch die Dauerhaftigkeit ihrer Funktion könnte als unsicher eingeschätzt worden sein.

*

Bei den skizzenhaft vorgeführten Publikationen fällt auf, daß sie zwei Bereiche aussparen: Bulgarien und die Territorien der Habsburgischen Monarchie, die heute Südosteuropa zugerechnet werden. Bulgarien bot infolge besonders enger Bindung an das Osmanische Reich augenscheinlich wenig Stoff, und es erschien untunlich, Gebiete des Kaisertums Österreich und des Königiums Ungarn in einem anderen (politischen) Rahmen zu behandeln. – Wenn dem jungen Griechenland trotz aller Mißlichkeiten der Realität dieses Landes bevorzugt³¹ Interesse zugewandt wird, so war dies möglicherweise eine Reminiszenz, sicher aber die Verknüpfung der „klassischen“ Überlieferung mit den Bildungsvorstellungen des deutschen Bürgertums – was galten Iaşi oder Kragujevac gegenüber Athen?

Vergleicht man die geschriebene „Zeitgeschichte“ aus der Sicht professionell arbeitender Autoren mit anderen, vornehmlich literarischen Zeugnissen in der Öffentlichkeit, so erweist sich, daß trotz zunehmender Würdigung des Faktors „Volk“ die Frage nach Elementen der Staatlichkeit im Vordergrund steht. Die sozialen Verhältnisse interessieren die Autoren so gut wie nicht; das „Volk“ war eine nicht ohne weiteres zu fassende Größe, die man lieber den Literaten überließ; das Wort „Nation“ könnte bevorzugt worden sein, weil es weniger emotionalen Gehalt besaß. Wie „Nation“ und „Staat“ sich zueinander verhielten, bleibt offen, das Problem des Entstehens einer „Gesellschaft“ unerwähnt, in der eigenen Umwelt der Autoren war es erkannt, aber nicht gelöst; noch lange war darüber zu streiten, ob einer Geschichte des „Volkes“ oder einer des „Staates“ der Vorzug zu geben sei. Die Einschätzung der „Zeitgeschichte“ Südosteuropas ist infolgedessen eine Widerspiegelung der Diskussionslage innerhalb der deutschsprachigen Geschichtsschreibung, die die Zeitgeschichte einbezog.

³¹ Besonders kritisch gegenüber den Verhältnissen in Griechenland äußerte sich der „Fragmentist“ J. Ph. Fallmerayer (1790–1861), dessen Urteile scharfe Kontroversen auslösten.



HANS-DIETER DÖPMANN

Die Christenheit auf dem Balkan im Spiegel deutschsprachiger Literatur des 19. Jahrhunderts

Die hier ausgewählten Beispiele der Darstellung in deutschsprachiger Literatur insbesondere aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lassen unterschiedliche Voraussetzungen und Intentionen erkennen.

I.

Die Osmanen unterstellten nach dem Fall von Konstantinopel im Jahre 1453 die orthodoxen Christen im fortan ihrer Herrschaft unterstehenden Südosteuropa dem Patriarchen von Konstantinopel. Sie übertrugen dabei die alte islamische Identifizierung von weltlichem und geistlichem Oberhaupt auf die christliche Bevölkerung ihres Reiches. Dementsprechend ernannten sie den Patriarchen von Konstantinopel zu einem der höchsten Beamten des Sultans, zu einem Millet baschi, dem die christlichen Untertanen orthodoxen Bekenntnisses nicht nur glaubensmäßig unterstanden, sondern der dem Sultan auch für das staatsbürgerliche Wohlverhalten dieser Untertanen verantwortlich war. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fand dies markanten Ausdruck, als nach dem Osternachtgottesdienst des Jahres 1821 Patriarch Gregorios V. auf Befehl des Sultans festgenommen und an der Tür des Patriarchats aufgehängt wurde, weil er den Befreiungskampf der Griechen nicht verhindert hatte. .

Im Jahre 1855 vermerkte Wilhelm Gass in seinem Artikel „Constantinopel“ der RE¹: „Der griechische Klerus von Constantinopel betheiligte sich lebhaft an dem Befreiungskampfe, und diese Mitwirkung kostete dem Patriarchen Gregorius und seinen Synodalen das Leben.“ Derselbe Verfasser erläuterte in seiner „Symbolik der griechischen Kirche“, Berlin 1872, S. 29: „Zu den Religionskriegen aber darf der Befreiungskampf von 1821 nicht einfach gezählt werden, dazu waren seine Beweggründe zu gemischt; dagegen werden wir nicht leugnen, daß er seine Hilfskräfte auch aus der Religion und dem Glauben geschöpft hat. Der Patriarch Gregor büßte im genannten Jahre seine, obwohl nur geringe Theilnahme an der Insurrection mit dem Tode.“

Sitz des Patriarchats war das am Goldenen Horn in Konstantinopel gelegene Stadtviertel Phanar (Fener), in dem zugleich die als Phanarioten bezeichneten wohlhabenden und einflußreichen griechischen Familien wohnten. Aus ihren Reihen wählte man die Angehörigen des höheren Klerus. Auch in den slawischen Bereichen – besonders bei den Bulgaren – lagen die verantwortlichen kirchlichen Ämter in der Hand von Griechen. Mit der Behauptung, die bulgarische Sprache sei „zu grob und ungeeignet, um griechischer Weisheit Ausdruck zu verleihen“, versuchte man

¹ Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, Bd. 3, Stuttgart und Hamburg 1855, S. 143.

die slawische durch die griechische Gottesdienstsprache zu ersetzen, griechische Sitten und Bräuche heimisch werden zu lassen.²

Angesichts des sich daraus ergebenden Kultureinflusses folgerte Eberhard Wolfgramm wohl zu Recht: „Das Dasein der Bulgaren war in Westeuropa in Vergessenheit gekommen. Der französische Reisende Olivier spricht noch 1792 von ihnen als von Griechen, ebenso kennen die österreichischen diplomatischen Berichte von 1792–1807 aus Konstantinopel und Bukarest nur den ‚marchand grec‘. Darunter sind häufig und offensichtlich Bulgaren verstanden. Alle christlichen Angehörigen des Türkenreiches wurden unter dem Namen Griechen zusammengefaßt, ihr Christentum war eben das ‚griechische‘, ihr kirchliches Oberhaupt der griechische Patriarch von Konstantinopel. War der Ausdruck Bulgare zu einer mehr oder weniger verächtlichen Bezeichnung für das Landvolk herabgesunken, so fielen andererseits die Städter und Griechen unter einen einzigen Begriff. Die griechische Sprache hatte als die Vermittlungssprache des levantinischen Handels auch Nützlichkeitswert für jene Schichten des bulgarischen Volkes, die nach materiellem Wohlstand und kulturellen Werten emporstrebten. Die Griechen waren die Bildungsschicht des Balkans, von ihrer Seite drohte den Bulgaren eine allmähliche Angleichung und Auslaugung.“³

So ist es kein Wunder, daß auch im sich mit der Kirche im Osmanenreich beschäftigenden Schrifttum häufig undifferenziert von der griechischen Kirche gesprochen wird und das slawisch-nationale Moment nicht immer gebührende Beachtung fand. Für Theologen kam außerdem hinzu, daß sie über gewisse Kenntnisse des Griechischen verfügten, ihnen aber die südslawischen Sprachen in der Regel unbekannt waren.

II.

Die deutschsprachigen literarischen Darstellungen der Christenheit in Südosteuropa im 19. Jahrhundert – und zwar keineswegs nur in der ersten Hälfte des Jahrhunderts – verwerten in erstaunlich hohem Maße bei ihren Ausführungen über Theologie und Frömmigkeit grundlegende Werke aus dem 18. Jahrhundert. In den Arbeiten evangelischer Verfasser zeigt sich sowohl reformatorische Kritik als auch eine gewisse ökonomische Aufgeschlossenheit gegenüber der Orthodoxie, wie sie sich schon in der Reformationszeit in einigen Äußerungen Luthers, besonders aber in der Haltung Melanchthons, zeigte,⁴ außerdem Mitleid mit leidenden Christen. Deshalb wird beim Eingehen auf die Theologie der Griechen immer wieder auf den in den Jahren 1573–1581 zwischen der Tübinger Theologischen Fakultät und Patriarch Jeremias II. geführten Briefwechsel zurückgegriffen. Von entscheidender Bedeutung blieben für das 19. Jahrhundert die Werke zweier evangelischer Theologen.

² Vgl. H.-D. Döpmann, *Das alte Bulgarien*, Leipzig 1973, S. 106.

³ Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der bulgarischen Kulturbewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: *Südostforschungen* 5 (1940), S. 592–604 (hier S. 593 f.). Vgl. G. A. Olivier, *Reise durch das Türkische Reich, Egypten und Persien*, deutsch von M. C. Sprengel, Weimar 1802, S. 160.

⁴ Vgl. H.-D. Döpmann, *Das Verhältnis Luthers und der Lutheraner zu den orthodoxen Kirchen*, in: *Theologische Literaturzeitung* 109 (1984), S. 321–334.

Ein grundlegendes Werk, auf das sich fast alle stützen, ist das Buch von Johann Michael Heineccius (1674–1722), „Eigentliche und wahrhaftige Abbildung der alten und neuen Griechischen Kirche nach ihrer Historie, Glaubenslehren und Kirchengebräuchen“, Leipzig 1711, dessen drei Teile 1288 Seiten umfassen. Der spätere (seit 1720) Königl. preuß. Consistorialrat und Inspektor des Ministeriums in Halle und im Saalekreise hatte bereits als Pfarrer in Halle und als Freund des Pietisten Spener im Zeichen der beginnenden Aufklärung sein Werk verfaßt und dem preußischen König Friedrich I. und dessen Gemahlin Sophie Louise gewidmet.

Welche Bedeutung diesem Buch im 19. Jahrhundert beigemessen wurde, charakterisiert Wilhelm Gass in seinem Artikel „Heineccius“ in der RE⁵ mit den Worten: „Es ist das Hauptwerk, das kein Späterer durch eine Bearbeitung des Gegenstandes von ähnlichem Umfange entbehrlich gemacht und auf das wir daher bei allen einschlägigen Untersuchungen, so weit sie nicht spätere Zeiten betreffen, immer noch zurückzugehen haben.“ Und noch im Vorwort seiner „Symbolik der griechischen Kirche“ (Berlin 1872, S. V) schreibt Gass: „Der beste Arbeiter auf diesem Felde ist immer noch der alte Heineccius.“

Heineccius hatte nicht nur aufgrund der ihm zugänglichen Stoffsammlungen eine Darstellung der griechisch-byzantinischen Kirche gegeben, „weil eben die Lehren und Gebräuche der Morgenländer einen großen Schein des Alterthums haben“. Für die weitere literarische Beschäftigung war es wichtig, daß er, wie schon die Überschrift seines Werkes zeigt, der alten die neue griechische Kirche gegenüberstellte, von der er angesichts der Türkenherrschaft schrieb: „... die stehet noch durch göttliche Gnade, und wir hoffen die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwinden“ (Vorrede S. 3 ff.).

Heineccius wandte sich gegen die seit der Reformationszeit bei Katholiken und Protestanten verbreitete Praxis, sich in der gegenseitigen Polemik auf ihre Übereinstimmung mit den Griechen zu berufen: „Bey solchem Absehen hat es nicht fehlen können, daß man auf einer Seite die Griechen zu puren Papisten, auf der andern aber entweder zu Lutheranern, oder Reformirten machen wollen.“ Wegweisend wird seine Absicht, „daß ich die Griechen, wie sie in der Tat sind, abbilden, und damit einem jeden aufrichtig unter Augen gehen wollen. Dieses Absehen zu erhalten, rede ich fast allezeit mit der Griechen eigenen Worten, und zwar mit solchen, welche aus ihren eigenen Glaubens- oder doch solchen Büchern genommen sind, die bey der gantzen Kirche in hohem Werth sind... also beschreibe ich auch ihre Gebräuche aus ihren eigenen Kirchen-Agenden; daher den Griechen nichts zugeschrieben wird, was sie nicht selbst bekennen“ (Vorrede S. 6 f.).⁶

Aus evangelisch-pietistischer Sicht äußerte er Kritik an spezifisch orthodoxer Theologie und Frömmigkeit, wie sie sich bereits unter den byzantinischen Kaisern entwickelte, wo man „anstatt der ersten Einfalt unzählige Menschen-Gebothe, und theils unnöthige, theils unerbauliche Ceremonien einführeten. Das Volck selbst klebete an dem euserlichen, und vergaß des innerlichen rechtschaffenen Wesens in Christo“ (Widmung S. 2 ff.).

⁵ Bd. 19 (1865), S. 625.

⁶ Vgl. E. Benz, Die Ostkirche im Lichte der protestantischen Geschichtsschreibung von der Reformation bis zur Gegenwart, München 1952, S. 90 f.

Somit sieht er eine schon seit byzantinischer Zeit von Momenten des Verfalls gekennzeichnete Kirche. Andererseits verweist er auf die Probleme, die sich unter der Türkenherrschaft ergeben haben. Besonders kritisiert er, daß die Bischöfe sich nicht genug um das Ordinieren geeigneter Priester kümmern. „Bey solchen Umständen nun ist leicht zu erachten, wie jämmerlich es unter ihnen auch in der Ausübung des Christentums stehe. Das gemeine Volck“ – das gilt bei ihm auch für die Russen – „auch die meisten Priester sind so unwissend, daß sie selbst nicht sagen können, was sie glauben“ (S. 54).

Doch vermerkt er nicht nur dankbar, daß Se. Königliche Majestät der armen Griechischen Kirche gegenüber Erbarmen und tätige Liebe bezeugte, indem er auf königliche Kosten das neugriechische Testament in großer Anzahl nach Griechenland schicken ließ (Widmung S. 7). Heineccius bekundet auch selbst durchaus Achtung gegenüber dieser Kirche: „Wir urtheilen vielmehr von ihnen nach den Regeln der Liebe, und preysen unsern Heyland von gantzem Herzen, welcher auch unter seinen Feinden herrschet, indem er mitten unter dem Hauffen der Mahomedaner sich eine kleine Heerde erhalten, welche ihn vor den Menschen standhaftig bekennet“ (S. 26 f.). Und obwohl die Griechen „den verderbten Zustand ihres Kirchenwesens mit zugeschlossenen Augen“ verkennen, äußert er doch lobend, „ist wohl kein Volck, welches mehr Liebe und Hochachtung gegen seine Kirche habe, als die Griechen“ (S. 23). Alle diese Äußerungen wie auch die noch fehlende nationale Differenzierung zeigen sich immer wieder auch im 19. Jahrhundert.

In ähnlicher Weise prägend für das 19. Jahrhundert erwies sich Jacob *Elßners* Buch „Neueste Beschreibung derer Griechischen Kirche in der Türckey“, Berlin 1737, das noch viel spezifischer die gegenwärtige Situation in Südosteuropa behandelte. Davon zeugt beispielsweise die Verwendung des Buches durch Gass in seinem Artikel „Griechische und griechisch-russische Kirche“ in der RE.⁷

Jacob Elßner (1692–1750) war Konsistorialrat in Berlin. Er widmete sein Buch Sophie Dorothea, der Gemahlin des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I., der er dafür dankte, daß es „Ew. Königl. Majestät aus eigener höchsten Bewegung gefallen, mir verschiedene Stücke zur Ausarbeitung dieser Schrift aus Dero auserlesenstem Bücher-Schatz allergnädigst zu Verstaten“ geruhen (Widmung 2. Blatt). Ihm ging es nicht um eine Gesamtdarstellung der Kirche, „welches schon von andern, und insonderheit von dem damaligen berühmten Theologus zu Halle HEINECCIUS auch in der Teutschen Sprache . . . geleistet worden ist“ (Vorrede), sondern um eine Beschreibung des derzeitigen Zustands. Zwar fehlte auch ihm der persönliche Augenschein. Er selbst hatte lediglich einmal einem armenischen Gottesdienst in Amsterdam beigewohnt. Doch stützen sich seine Ausführungen auf intensive Gespräche mit einem Orthodoxen, worauf bereits der Untertitel seines Buches hinweist: „Aus glaubwürdiger Erzählung Herrn Athanasius Dorostamus, Archimandriten des Patriarchen zu Constantinopel, Nebst von ihm selbst gezeichneten Kupfern: Aufgesetzt, erläutert und bestätigt mit neuen Zeugnissen der berühmtesten Nachrichten, und eigenen Anmerckungen von Jacob Elßner, D.“

Elßner charakterisiert eine auch für die Folgezeit typische Haltung: „Am allermeisten aber hat mich zu dieser Schrift bewogen das schuldige Mitleiden gegen die

⁷ Bd. 5 (1856), S. 368–389.

gefangenen Christen, welche in dem letzten Krieg unter Türkisch-Tartarisch- und Arabische Slavery gerathen, und in harter Drangsal nach dem Leibe, aber noch größerer Seelen-Gefahr schweben, Christum zu verläugnen, und sich ihren Herren zu Gefallen zu Mahomet zu wenden, wo sie nicht gerettet werden. Aus der Ursache ist gemeldeter Archimandrit nach Teutschland und Schweden mit einem merckwürdigen Schreiben des Patriarchen, welches hier im zweiten Capitel folgt, gesandt, Allmosen zu Auslösung der Christlichen Slaven zu sammeln. Und diesen Allmosen ist der gantze Gewinn, welcher aus dem Verkauf dieser Schrift erwachsen kann, gewidmet“ (Vorrede ohne Seitennumerierung).

Da man auch von Schwindlern wußte, die in Mittel- und Westeuropa Geld für die bedrängten Christen in der Türkei gesammelt, jedoch für eigennützige Zwecke verbraucht hatten, hat Elßner, wie er schreibt, seinen Gewährsmann beschworen, nichts als die Wahrheit zu sagen. Von dessen Ehrlichkeit überzeugt, hat er sich an „Herrn Hofprediger Jablonsky, an die Herren Pröbste und Consistorial-Räthe Rologg und Reinbeck“ sowie andere mit der Bitte um Spenden gewandt.

Seine für das 19. Jahrhundert maßgebenden Ausführungen beziehen sich wiederum auf die Gesamtheit der als „Griechen“ bezeichneten Christen in Südosteuropa. Die Türken, schreibt er, und ihre Hilfsvölker machen bei Eroberung einer christlichen Stadt alles zu Sklaven. Sklaven werden aber bei ihnen besser als in anderen Ländern behandelt, weil man sie nutzen will. So müssen die Sklaven heiraten, um die Zahl der Knechte und Mägde zu vergrößern (S. 11 f.).

Elßner kritisiert dabei, „das Gepränge des Patriarchen und der Erz-Bischöfe . . . in der Kirche zu sehen, welche unter dem harten Türckischen Joch stehet, und so viele tausende der Ihrigen in der Slavery vor Augen hat, die sie nicht retten und loßkauffen kan“ (S. 69). Über die Situation des Patriarchen heißt es dann weiter: „Wenn Krieg mit denen Christlichen Mächten geführt wird, fragt ihn, wie auch die Griechische Fürsten in der Wallachey und Moldau, der Sultan oder Groß-Vizier um seine Meinung: wie wol nur aus arger List, damit er einwilligen und mit seinem Ansehen die Griechen in Ruhe und Schrancken des Gehorsams halten soll, weswegen der gute Patriarch aus Furcht und Angst oft gegen seines Hertzens Meynung antworten muß. Doch so geht der Sultan auch mit seinem Mufti um“, der bei mißfälliger Antwort Angst haben muß, abgesetzt zu werden (S. 78 f.).

Über den Gottesdienst, bei dessen Darstellung sich Verf. an den erwähnten Besuch in Amsterdam erinnert, lesen wir manche auch das Denken im 19. Jahrhundert prägende Kritik: „Das Singen in dem Griechischen Gottes-Dienst geschieht fast allein von denen Cantores, das Volck singet wenig oder gar nicht mit . . . : würde auch außer Zweifel Unordnung im Gesang anrichten, weil keine rechte Melodey in denen Psalmen und Gesängen gehalten, und ohne Kunst und Annehmlichkeit, auf eine schlechte Art, fast wie in den jüdischen Synagogen hineingesungen wird, auch keine Orgeln vorhanden, welche den Gesang in einem gewissen Tohn erhalten können“ (S. 278). „Vom Predigen macht man kein grosses Werck, weil die wenigste Priester im Stande seyn eine erträgliche Predigt zu halten, und auch alsdenn der Gottes-Dienst noch langweiliger werden müste. Man braucht den Vorwand, predigen gehörte nur zu Bekehrung derer Ungläubigen und derer Heyden; doch tuht der Patriarch selbst und andere Geistliche unterweilen eine Predigt . . .“ (S. 279).

Doch trotz derartiger Kritik hält er an der grundsätzlichen reformatorischen Of-

fenheit fest: „Die Griechische Kirche stehet billich bey allen Christen, denen Protestanten insonderheit, in großem Ansehen und Hochachtung“ (Vorrede). Das bedeutet u. a.: „Vor dem Verdienst Christi, als der einzigen Ursache zur Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, haben sie zwar keinen lauterer, aber auch so irrigen Begriff nicht, als die Römische“ (S. 168). Und hinsichtlich des Verhältnisses von Glauben und Werken kommt er zu dem Ergebnis: „Ihre Sätze laufen dahin aus, es sey kein lebendiger Glaube ohne gute Wercke, man könne keine rechte Hoffnung zum Leben und der Seeligkeit haben ohne den göttlichen Willen und gute Wercke zu tuhn, welches kein Protestant zu läugnen begehret“ (S. 169).

III.

Die in diesen Werken von protestantischer Seite bekundete konfessionelle Offenheit und Bereitschaft, den unter türkischer Herrschaft in Südosteuropa lebenden Christen zu helfen, erfuhr Anfang des 19. Jahrhunderts eine zumindest indirekte Förderung durch die 1815 beschlossene „Heilige Allianz“. An chiliastische Vorstellungen anknüpfend, wie sie schon im Württembergischen Pietismus bei Bengel und Oetinger zu finden waren, hatte Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817) in den Werken „Heimweh“ (1794) und „Siegesgeschichte der christlichen Revolution“ (1799) seine eschatologisch-apokalyptischen Gedanken entwickelt. Der christliche Glaube, heißt es dort, habe sich vom Osten her, von Jerusalem aus, nach dem Westen entfaltet. Nun drohe der Antichrist, vom Westen her kommend, politisch durch die Französische Revolution und geistig durch die zum Materialismus führende rationalistische Theologie Christi Werk zu zerstören und die Kirchen von innen heraus zu zersetzen. Deshalb müßten sich die wahren Christen aller Konfessionen vom Geist erwecken und zum Widerstand zusammenführen lassen.

Vor allem am Petersburger Hof fanden, besonders unter dem Einfluß der Baronin von Krüdener, derartige Vorstellungen dankbaren Nährboden und verliehen dem Befreiungskrieg gegen Napoleons Grande Armée eine religiöse Note. Kaiser Alexander I., der 1815 in Deutschland mit Jung-Stilling zusammentraf, fühlte sich dazu berufen, nicht nur Rußland, sondern ganz Europa von den ihm als zersetzend erscheinenden Kräften zu retten. So wurde in Gestalt der „Heiligen Allianz“ die Verbundenheit der Monarchen von Österreich, Preußen und Rußland auf der Grundlage des die Konfessionen überspannenden christlichen Glaubens proklamiert.⁸ Obwohl dieser Monarchenbund die restaurativen Machtverhältnisse festigen wollte, ergab sich doch zugleich auch eine offenere Haltung gegenüber der Orthodoxie.

Ein konkreter Bezug zu Südosteuropa wurde jedoch schon dadurch beeinträchtigt, weil unter dem Grundsatz, daß die die Völker übergreifende christliche Nation keinem anderen Souverän als Gott unterstehe, der türkische Sultan von vornherein ausgeschlossen war. Auch wird die unrealistische Schwärmerei der Allianz von

⁸ Vgl. H.-D. Döpman, *Die Russische Orthodoxe Kirche in Geschichte und Gegenwart*, Wien/Köln/Graz 1977, S. 148 f.

Klüpfel in seinem Artikel „Heilige Allianz“ in der RE,⁹ wenn auch in problematischer Sicht, zumindest angedeutet: „Wenn nun die Erwartungen, die man von der heiligen Allianz hegte, keineswegs in Erfüllung gingen, so ist der Grund . . . zu großem Theil darin, daß die Vorschriften des Christenthums, deren Befolgung in Verwaltung und Regierung der Staaten verheißen wird, zunächst eben Vorschriften für den Einzelnen sind und keine unmittelbaren Rathschläge und Gesetze für die Politik enthalten, vielmehr die Anwendung der christlichen Grundsätze auf das Staatsleben eine schwierige, auch in der Wissenschaft noch keineswegs klar und widerspruchlos gelöste Aufgabe ist.“

IV.

Über die tatsächliche oder zumindest proklamierte Offenheit hinaus zeigte sich jedoch auch gerade für das 19. Jahrhundert eine dem entgegenlaufende grundsätzliche, gerade auch die Christen Südosteuropas betreffende Abwertung der Orthodoxie.

Bereits Gottfried Arnold hatte in seiner 1699–1700 erschienenen „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie“ zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken geschrieben: „Es machen etliche eine große Klage darüber, daß die Türken damals die Kruzifixe im Schmutz herumgeschleppt haben, doch die Christen sind mit Christo selber, seiner Ehre und seinen Geboten viel greulicher umgegangen als jene mit dem Holz und den Bildern.“¹⁰

In nicht geringem Maße von Arnold beeinflusst war Johann Gottfried *Herder*, den man 1776 auf Betreiben Goethes als General-Superintendent nach Weimar berufen hatte. Seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (4 Teile, 1784–1791) beurteilten das byzantinische Christentum sehr kritisch. Zwar sah er im Bezug auf die Missionstätigkeit auch Positives: „Mehr als einem barbarischen Volk hat Konstantinopel den Samen der Kultur, Schrift und das Christentum gegeben; so bildete der Bischof Ulphilas für seine Gothen am Schwarzen Meer das Griechische Alphabet um und übersetzte das Neue Testament in ihre Sprache; Russen, Bulgaren und andere Slavische Völker haben von Konstantinopel aus Schrift Christentum und Sitten auf eine viel mildere Weise bekommen als ihre westlichen Mitbrüder von den Francken und Sachsen.“ Aber für die Zeit nach dem Untergang von Byzanz heißt es dann: „Da liegen nun seine Trümmern; das scharfsinnigste Volk der Erde, die Griechen, sind das verächtlichste Volk worden, betrügerisch, unwissend, abergläubig, elende Pfaffen- und Mönchsknechte, kaum je mehr des alten Griechengeistes fähig. So hat das erste und prächtigste Staatschristentum geendet; nie komme seine Erscheinung wieder.“¹¹

In ähnlicher Weise wirkte der 1818 an die Berliner Universität berufene Philosoph Georg Wilhelm Friedrich *Hegel* auf das Geschichtsbewußtsein des 19. Jahrhunderts ein. Im 4. Band seiner „Vorlesungen über die Philosophie der Weltge-

⁹ Band 5 (1856), S. 670.

¹⁰ 15. Buch, 1. Kapitel, § 4; zitiert nach der Ausgabe von R. Riemeck, Leipzig 1975, S. 279.

¹¹ Buch XVII,1; Benz, a. a. O., S. 136.

schichte“¹² verband sich seine radikale Abwertung des byzantinischen Christentums mit einer ähnlichen vor allem der Südslawen: „In der Moldau und Walachei und dem nördlichen Griechenland sind die Bulgaren, Serben und Albanesen ebenso asiatischen Ursprungs und in den Stößen und Gegenstößen der Völkerschaften hier als gebrochene barbarische Reste geblieben.“ Wohl haben sie „bisweilen als Vortruppen in den Kampf des christlichen Europas und des unchristlichen Asiens eingegriffen . . . und ein Teil der Slawen ist der westlichen Vernunft erobert worden. Dennoch aber bleiben sie aus unserer Betrachtung ausgeschlossen, weil sie ein Mittelwesen zwischen europäischem und asiatischem Geiste bilden, und weil, obgleich sie vielfach in die politische Geschichte von Europa verflochten sind, ihr Einfluß auf den Stufengang der Fortbildung des Geistes nicht tätig und wichtig genug ist. Diese ganze Völkermasse ist bisher nicht als ein selbständiges Moment in der Reihe der Gestaltungen der Vernunft in der Welt aufgetreten. Ob dies in der Folge geschehen werde, geht uns hier nichts an; denn in der Geschichte haben wir es mit der Vergangenheit zu tun.“

V.

Das bisher Erwähnte stand im Zeichen theologischer, philosophischer oder politischer Erwägungen, beruhte jedoch nicht auf in Südosteuropa selbst gemachten Erfahrungen. Deshalb kommt den Reisebeschreibungen ein besonderes Gewicht zu. Freilich widmen sie sich nicht vordergründig den Fragen der orthodoxen Christenheit. Aber wo auch immer der Schwerpunkt der Interessen lag, überall kamen die Reisenden mit orthodoxer Christlichkeit in unmittelbare Berührung, und zwar nun auch in deren nationaler Ausprägung. Wiederum seien zwei Beispiele aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angeführt.

Als eine Übersetzung aus dem Französischen erschien in Stuttgart 1844 das Buch von Cyprien Robert „Die Slawen der Türkei, nämlich: Serbier, Montenegriener, Bosniaken, Albanesen und Bulgaren; oder Darstellung ihrer Hilfsquellen, ihrer Tendenzen und ihrer politischen Fortschritte“, das auf die Zeit bis Ende 1843 eingeht.¹³

Im Ergebnis eines mehrjährigen Aufenthalts in Südosteuropa will Robert die öffentliche Meinung auf die dortigen Probleme richten. „Die Repräsentanten der Großmächte haben vor zehen Jahren bei ihren Konferenzen zu London die griechische Frage auf die unzweckmäßigste und unglücklichste Weise entschieden, indem diese Entscheidung hinter verschlossenen Thüren und ohne öffentliche Erörterung aller Interessen stattfand. Es ist nun von Wichtigkeit, daß hinsichtlich der slawischen Frage, welche gegenwärtig an die Stelle der so kläglich vertagten griechischen getreten, nicht derselbe Fehler begangen wird.“ „Der Verfasser sucht die Ideen, welche die Handlungsweise dieser Völker bestimmen, genau aufzufassen und zu entwickeln, er wollte zugleich auf die Gährung im Oriente hinweisen und einen Kommentar zu den bis jetzt unbegriffenen Ereignissen liefern, welche seit einem Jahrhundert daselbst vorgefallen sind“ (Vorwort, S. 6).

¹² 1830; hrsg. von G. Lasson, Leipzig 1917, S. 779 f.

¹³ Die Teile 1–3 umfassen 326 S., die Teile 4–6 nochmals 336 S.

Unter diesem Gesichtspunkt geht er im Zusammenhang mit seinen allgemeinen Ausführungen über die politischen und ökonomischen Fragen sowie die Lebenshaltung bei den Südslawen auch auf das dortige Christentum ein.

Da ist einerseits zu lesen, daß die „Greco-Slawen, die von der Natur weit mehr vereinigt sind, als irgend ein europäischer Stamm . . . viele abergläubische Gebräuche gewahrt“ haben. „Der Glaube an Talismane ist allgemein . . . Die Slawen tragen öfters rothen Pfeffer oder Gimsenhorn in der Tasche, um sich vor dem bösen Blick zu verwahren; dabei verbieten auch die Türken ihren Giauren ihre Fahnen zu betrachten“ (I, S. 61).

„In dem theokratischen Oriente, wo die Religion noch immer die Grundlage der Sitten ist, sind auch alle nationalen Feste religiöser Art.“ Dabei werden beispielsweise die mit Weihnachten und Ostern verbundenen Volksbräuche geschildert (I, S. 62 f.). Auch lesen wir von einer der Blutsbrüderschaft ähnelnden, mit priesterlichem Segen eingegangenen pobratstvo (syn-adelphotis): „Diese Bande sind nicht so unauflöslich, als man glauben sollte, aber sie sind dessen ungeachtet heilig, und der Serbe und der Bulgare kennen keine feierlichere Eidesformel, als bei ihrem Adoptivbruder zu schwören“ (I, S. 64).

Von der Zielsetzung des Buches her steht natürlich der enge Bezug von Kirche und Volkstum im Vordergrund. So bei nationalen Zusammenkünften zur Behandlung ganz profaner Fragen wie der Steuerabgaben: „Bei diesen Zusammenkünften, welche in gewissen privilegierten Klöstern abgehalten werden, begegnen sich die Arbeiter und der Kaufmann von 50–60 Meilen her. Der erste Tag ist dem Gebete gewidmet, der Anfang und Ausgang des Gottesdienstes wird durch Karabinersalven angekündigt; man schläft im Freien rings um das Kloster herum; man betet, man berathschlagt, man tanzt und das Volk feiert in seinen Hymnen zwei Dinge, die der Orientale nie trennen kann, seinen Gott und sein Vaterland.“ Wobei natürlich nicht verschwiegen wird, daß dabei die Slivovitsa in Strömen fließt (I, S. 67)!

Weiter heißt es dann zu den Verhandlungen: „. . . gibt es feurige Redner, hie und da Griechen, deren aufbrausende Hitze die Mönche mäßigen müssen. Die slavisch-griechische Geistlichkeit, mit ernsterem Aeußeren als die unsern, ist indeß weit weniger von der bürgerlichen Welt geschieden. Nicht besoldet von dem Staate und sehr arm, muß sie mit dem Volke leben und an allen Schmerzen sowie an allen Freuden der Dörfer Theil nehmen; sie ist der nothwendige Gast bei allen Festlichkeiten und der Schiedsrichter bei allen Klagen. Von Barbaren, die dem Christenthume fremd sind, unterjocht, haben die Greco-Slawen ihre Nationalität Jahrhunderte hindurch bloß auf diese Art gerettet, daß sie dieselbe im Sanctuarium bargen, und nach Art der Gallier zur merowingischen Zeit, ihre Bischöfe mit aller ihren eroberten Städten gelassenen bürgerlichen Gewalt bekleideten. Sie nennen dieselben Despoti-Vladikas. Aber der Despote oder besser der Igumene stört durch seine Gegenwart auf den Nationalfesten keineswegs die Fröhlichkeit, wie dies wohl öfters der Fall wäre, wenn ein ähnlicher Gebrauch bei unseren Dorfgemeinden existieren würde“ (I, S. 68).

In seinem Kapitel über das Fürstentum Serbien, in dem er auf die Entwicklung seit 1830 eingeht, beschränkt er sich nicht nur auf den Hinweis einer türkischen Bedrückung: „Die Bewohner der Städte waren dem doppelten schlimmen Einfluß der türkischen Sitten und des deutschen Luxus ausgesetzt“ (I, S. 198). Doch die

Befreiungsbewegungen richten sich natürlich gegen die türkische Herrschaft, wiederum in Gemeinsamkeit mit der Kirche. So lesen wir im Kapitel über die Montenegriner: „Der Krieg gegen die Muselmanen ist für die Gebirgsbewohner beinahe ein täglicher Brauch. . . Selbst die Mönche tragen Waffen, gehen in den Kampf und halten in ihren Klöstern die Angriffe der Muselmanen aus.“ Entsprechendes, fährt er fort, gilt für die den Weltlichen noch näher stehenden Popen: „. . . aber da die Kirche ihren Dienern verbietet, Blut zu vergießen, so ziehen sie es vor, gleich unsern alten Lehensbischöfen, die Kämpfenden anzufeuern, oder den Feind mit Knütteln niederzuschlagen, anstatt ihn mit schneidenden Waffen anzugreifen.“ Jeder beschafft sich von eigenen Mitteln Waffen und Munition, „Die Pulvermagazine, welche der Wladika hält, werden dem Volke nur in Fällen der dringenden Not geöffnet“ (I, S. 96 f.).

Die Situation der Bulgaren wird sehr differenziert geschildert. Ihre Situation hängt in den verschiedenen Gebieten von der Willkür des jeweiligen Paschas ab. Der Bulgare zittert vor den Türken nicht, wenn Widerstand möglich ist, unterwirft sich aber, wenn es nötig ist, als vernünftiger Mensch schweigend der Gewalt (II, S. 200). In Rumelien, schreibt Robert, hätten die Bulgaren fast Gleichheit mit den Türken. Fast völlige Unabhängigkeit finde man auf den Plateaux des Balkans, weil dort nur Bulgaren wohnen. Hier seien die Straßen mit Kreuzen geschmückt, „was in der Ebene hart bestraft würde, ja er [der Bulgare] geht so weit, daß er die öffentlichen Brunnen mit christlichen Enblemen und Inschriften in seiner Sprache bedeckt“ (II, S. 239). Doch weithin, heißt es, sind die Dorfkirchen „gewöhnlich nur elende Scheunen, oder halb unter die Erde gegrabene Gräfte; alte vor der türkischen Eroberung gegossene Glocken sind in heimlichen Winkeln verborgen und werden nur befreundeten Reisenden gezeigt. Es ist durchaus verboten, irgend ein Kloster oder eine mit dem Verfall bedrohte Kirche zu reparieren, ohne Bujudis oder Erlaubnisscheine des Divans, welche übermäßige Summen kosten. Wenn die Raias diese nicht bezahlen können, so arbeiten sie ingeheim an der Ausbesserung ihres Tempels, da sie sich lieber der furchtbarsten Bestrafung aussetzen, als ihn zusammensinken sehen wollen“ (II, S. 238).

Robert geht ja davon aus, daß nach der Befreiung Griechenlands nun auch die Bulgarienfrage gelöst werden müsse. Aber gerade hier sieht er besondere Probleme. In Bulgarien gibt es nur noch griechische Bischöfe, von denen die meisten nicht einmal die Sprache des Landes kennen. „Die aufgeklärten Männer des Landes fühlen wohl, daß die Geistlichkeit der Bulgarei in ihrer jetzigen Beschaffenheit das größte Hindernis der Emancipation bildet, und es ist beinahe unmöglich, daß sich eine bulgarische Nationalität erhebt, ehe das Land eine nationale Geistlichkeit besitzt. Man wird hiegegen einwenden, daß die niedrige Geistlichkeit und die Mönche aus Eingeborenen bestehen; allerdings, aber die bischöflichen Bannstrahlen bedrohen die bulgarischen Priester, welche ihren Patriotismus zu klar an den Tag legen“ (II, S. 236 f.).

Aber, betont er: „Trotz dieses niedrigen Zustandes, trotz dieser unglaublichen Unwissenheit wird dem Papas von dem Bulgaren völlige Achtung und Ergebenheit zu Theil“ (II, S. 237). Und er verweist auch auf Möglichkeiten gerade auf kirchlichem Gebiet: „Eine andere Folge der Emanzipation wird die Reform des Bisthums sein. Die gegenwärtigen Bischöfe sind insgesamt Griechen von Geburt und keine

Bulgaren. Diese Prälaten behandeln ihre Kirchengenossen wie ein erobertes Volk, erheben heilige Steuern von ihnen, welche nicht minder schwer bedrücken als die des Ungläubigen, und mit nicht geringerer Grausamkeit eingezogen werden. Um die Lage dieser Bischöfe, welche ihre Stellen von den Türken erkaufte haben, unerträglich zu machen, darf der Raia nicht müde werden, gegen eine schmachvolle Simonie zu protestiren. Er kann an den Sultan und an den Patriarchen mit tausenden von Unterschriften bedeckte Petitionen richten, die eingeborene Bischöfe und für jede Stadt ein bulgarisches Bisthums-Kapitel fordern. Daß man in Konstantinopel die Bistümer an den Meistbietenden verkauft, ist eine Schande, welche die Slaven nicht länger ertragen dürfen“ (II, S. 323).

Den derzeitigen Widerstand findet Robert vor allem bei den bulgarischen Haiducken: „Es gibt wenige zahlreiche Familien, von denen nicht einige Glieder Haiducken oder Räuber im Gebirge sind. ‚Der Pascha hat mich geplündert und ich habe meinen Sohn unter die Haiducken geschickt‘, sagt Euch der Familienvater ganz ruhig. . . Zwei oder drei Haiducken sprengen oft das ganze Gefolge eines Pascha auseinander. . . indem sie sich zu Räubern machen, folgen die Haiducken einzig und allein der Stimme, die ihnen zuruft, sie sollen die Unterdrückung der Ihrigen rächen, und sie glauben eine Pflicht zu erfüllen“ (II, S. 239 f.).

Robert, der nicht ausdrücklich erwähnt, daß es sich auch hierbei um christliche Familien handelt, konnte bei seiner kirchenkritischen Darstellung noch nicht wissen, welche Bedeutung einige Jahrzehnte später die Bildung des Bulgarischen Exarchats sowie die aktive Teilnahme von Priestern und Mönchen für den bulgarischen Befreiungskampf erhalten sollte.¹⁴

Ebenfalls weite Verbreitung fand das Buch von Johann Ferdinand *Neigebaur*, „Die Süd-Slaven und deren Länder in Beziehung auf Geschichte, Cultur und Verfassung“, Leipzig 1851, VIII + 392 S. Hier wird in mehrfacher Hinsicht noch stärker differenziert.

Im Kapitel „Die Südslaven und die Religion“ heißt es eingangs: In Ungarn weiß man kaum, ob jemand evangelisch, katholisch oder orthodox ist. „Sie verdanken dies der Türkenherrschaft, welche sich um die Verbreitung der Reformation in den von ihnen damals besetzten Ländern nicht kümmerte; daher auch unter ihrem Schutze Siebenbürgen die sonst in den Oesterreichischen Staaten unerhörte Gewissensfreiheit erlangen konnte, welche sie sich bei ihrer Unterwerfung an diese Dynastie verbriefen ließen.

Anders ist es bei den Südslaven; der katholische Croat spricht mit gewisser Verachtung vom Serben, der dem orientalischen Glauben folgt; er nennt ihn Ratz und gewöhnlich, wenn man nach dem Namen, nach der Herkunft, nach der Beschäftigung eines Menschen fragt, der zufällig ein Akatholik ist, verfehlt der katholische Croat nie hinzuzusetzen: er ist nicht katholisch, oder disunirt, oder schismatisch, wenn man auch gar nicht darnach gefragt hat. Diese Eigenthümlichkeit hat der Verfasser bei den Anhängern der morgenländischen Kirche nicht gefunden, so daß sie viel toleranter zu sein scheinen. Dazu dürfte beitragen, daß ihre Geistliche nicht außerhalb des Staates und der Familie stehen, da sie verheiratet sind und nicht von

¹⁴ H.-D. Döpman, Das Bulgarische Exarchat und der Aprilaufstand vom Jahre 1876, in: Bäl-garsko-germanski otnošenija i vrázki, t. 3, Sofija 1981, S. 38–51.

einem fernen geistlichen Oberhaupt abhängen, was sie stets zu sagen berechtigt: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (S. 349).

Neigebaurs protestantische Sicht führt jedoch auch zu historischen Verzeichnungen: „Damals war durch die Reformation in Deutschland neues Leben in die orientalische Kirche gekommen, welche fand, daß der Lehrbegriff der Reformatoren sich dem Urchristenthume mehr näherte, indem sie besonders darin mit übereinstimmte, daß die seit der Kirchentrennung von Rom ausgegangenen Zusätze zu den ökumenischen Concilienbeschlüssen nicht angenommen wurden. Doch besorgte die morgenländische Kirche mit diesen Reformatoren verwechselt oder vermischt zu werden, besonders nachdem ein Schwiegersohn Melanchthons Professor auf der Moldauischen Akademie zu Kattenar gewesen war und evangelische Großfürsten von Siebenbürgen so auf diese Neuerungen gewirkt hatten, daß alle ihre Deutschen Unterthanen, die Sachsen lutherisch und viele Ungarn und Szeckler reformiert wurden. Es ließ daher der Fürst Basil (Lupu 1634–1653, H.-D. D.) der Moldau (1642) ein Concil zu Jassy berufen, wo die Bischöfe der orientalischen Kirche unter dem Voritze des Erzbischofs oder Metropoliten von Kiew den Lehrbegriff der morgenländischen Kirche feststellten“ (S. 350f.). Bei seinen weiteren Bemerkungen über Kirchenrechtssammlungen stützt sich Neigebaur auf seine eigene Publikation: „Das Canonische Recht der morgenländischen Kirche in der Moldau und Walachei“, Pölitz-Bülau, Jahrbücher, Dezember 1847.

Auf dem Gebiet der Türkei führe der Fanatismus der dort lebenden Katholiken gegen die als Schismatiker geltenden Orthodoxen zu Aufhetzereien der einen gegen die anderen: „Unter solchen Umständen kann natürlich die Achtung der Moslim für die Religion der Christen eben nicht groß sein“ (S. 352).

Die Bulgaren charakterisiert er als „ein sehr fleißiges, reinliches, moralisches Volk“. Allerdings ist er der Meinung, daß die Bulgaren „bisher stets für fremde Zwecke sich gegen die Pforte erhoben haben, wozu besonders ihre Priester um so Thätiger mitwirkten, da sie in der Mehrzahl von Constantinopel hierhergeschickte Griechen waren, welche allerdings am meisten gegen die Türken eingenommen sind“ (S. 310).

Manches gehe auch auf Kosten der christlichen Staaten. So „wurden die armen Bulgaren beinahe in jedem Kriege der Türken mit den christlichen Mächten zur Theilnahme verleitet und nachher ihrem Schicksal überlassen, wobei sie natürlich als Rebellen behandelt werden mußten. Der letzte Aufstand brach im Anfange 1850 aus, als man Russischer Seits einen neuen Türkenkrieg erwartete“ (S. 309).

Wir finden hier die in deutschsprachigen Darstellungen bis zur Befreiung Bulgariens im Jahre 1878 die nicht selten geäußerte Ansicht, daß die Bulgaren eigentlich illegitim gegen ihre türkische Obrigkeit aufbegehrten, während diese mit Zurückhaltung reagierte. So schreibt er zum Aufstand von 1850: „Dieser Aufstand der Bulgaren ward jedoch durch weise Maßregeln gestillt. Am 16. Juli 1850 wurde von dem Türkischen Commissar Risa Pascha von Widdin eine Commission nach Belgradschik befehlicht, welche den Bulgaren den guten Willen des Sultans eröffnete; dies machte den besten Eindruck.“ Risa Pascha, wird nun erläutert, habe Gesandte der Bulgaren in Widdin freundlich empfangen. „Ihr Antrag war, daß die bisherigen Subaschys, Richter und Steuereinnehmer, abgeschafft und durch selbst gewählte Beamte die Steuern erhoben werden sollten... Endlich bat man, den

Türken und den Serben in der Erlaubniß, Waffen tragen zu dürfen, gleichgestellt zu werden.

Der Pascha erklärte sofort diese Bitten für gerecht... verkündigte auch, daß diejenigen Türken, welche an dem bisher vergossenen bulgarischen Blute schuld wären, eine so große Geldstrafe aufzubringen hätten, daß für jeden niedergemetzelten Bulgaren die Summe von 32,000 Piaster (etwa 3000 Thlr.) bezahlt werden solle... Die bewaffneten Bulgaren verließen nach erhaltener Nachricht ihr Lager zu Belgradschik und verbreiteten in ihren Dörfern das Lob des gerechten Padischah“ (S. 309 f.).

Schließlich sei hier wenigstens noch angedeutet, daß Neigebaur in seinem Kapitel „Die Südslaven und die Deutschen“ (S. 323–335) sich durchaus differenziert mit der Aussage beschäftigt, „daß die Cultur zu den Südslaven durch die Deutschen gekommen“ sei (S. 323). Er referiert ausführlich das Gespräch mit einem gebildeten Serben, in dem dieser die Deutschen – auch die deutschen Theologen – einer scharfen Kritik unterzieht.¹⁵ Neigebaur bringt damit zum Ausdruck, daß jedes Volk seine spezifische Eigenart, seine Vorzüge und Mängel hat. Und so sollte auch das Volk, das in den Wechselbeziehungen vordergründig gesehen das gebende zu sein scheint, in mancher Hinsicht auch von den Völkern lernen, die es nur als Nehmende betrachtet.

VI.

Die hier angeführten Beispiele zeugen von unterschiedlichem Kenntnisstand und recht unterschiedlichen Intentionen. Aber alle hier genannten Werke dienten wiederum anderen Autoren für ihre Darstellungen. Davon zeugt beispielsweise die mit 22 Bänden in Hamburg, danach in Stuttgart und Gotha 1853–1868 erschienene, alle für einen Theologen damals wissenswert geltenden Kenntnisse zusammenfassende „Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche“. Sie wurde herausgegeben von dem reformierten Theologen Johann Jakob Herzog in der Zeit, als er in Halle (seit 1847) und Erlangen (1854–1877) eine Professur innehatte. Allerdings sind aufs Ganze gesehen die in den Artikeln über die südosteuropäischen Länder gebotenen Kenntnisse bei aller Unterschiedlichkeit noch recht bescheiden.¹⁶

Einen Teil der genannten Materialien verwandte auch Wilhelm Gass (1813–1889) in seiner „Symbolik der griechischen Kirche“, Berlin 1872. Hierüber äußerte der bulgarische Theologe Stefan Cankov (1881–1965) lobend, beim Herausarbeiten des Wesens östlichen Christentums habe von allen westlichen Theologen „an erster Stelle und am verdienstlichsten Gaß“ gearbeitet, „In der Behandlung des schwierigen Gegenstandes hat nur Gaß den richtigen Weg gefunden. Leider sind

¹⁵ Vgl. hierzu: H.-D. Döpmann, Beispiele deutsch-bulgarischer Wechselbeziehungen aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: *Der deutsche Protestantismus und die Kirchen Südosteuropas im 16. und 19. Jahrhundert. Historische Referate des VII. Theologischen Südosteuropaseminars in Heidelberg* (2.–8. 9. 1984), hrsg. von A. M. Ritter, als Ms. vervielfältigt, S. 63–82.

¹⁶ Vgl. die Übersicht in: H.-D. Döpmann, a. a. O., S. 71–76.

seine Nachfolger diesen Weg nicht gegangen“.¹⁷ Das gilt insbesondere für Adolf von Harnack und seine abwertenden Äußerungen in den im Wintersemester 1899/1900 an der Berliner Universität gehaltenen Vorlesungen über „Das Wesen des Christentums“.

Aber nicht nur im Bezug auf Harnack hat es der um die Jahrhundertwende verstorbene Heinrich Gelzer (1813–1889) wohl durchaus richtig gesehen, wenn er sagte: „Die Declamationen von der versteinerten und verknöcherten byzantinischen Kirche sind vielfach von Männern ausgegangen, welche dieselbe nur aus der Studierstube gekannt haben. Ich darf wohl sagen, daß meine Anschauungen im persönlichen Verkehr mit griechischen Geistlichen und Laien sich in diesem Punkte stark geändert haben.“¹⁸

¹⁷ S. Zankow, *Das orthodoxe Christentum des Ostens. Sein Wesen und seine Gestalt*, Berlin 1928, S. 28.

¹⁸ H. Gelzer, *Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient*, Leipzig 1900, S. 74.

ANDRÁS GERGELY

Deutsche Zukunftspläne für Südosteuropa um 1848 (Die Deutsche Zeitung über Ungarn)

In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts schwärmte man in Deutschland für die Griechen. Das nächste Jahrzehnt war die Periode der Polenbegeisterung. Und in den vierziger Jahren kamen die Ungarn in Mode. Die romantische Begeisterung spielte in allen diesen Fällen eine große Rolle, man kann sogar von Moderichtungen sprechen. Auch in Ungarn waren die Griechen in den zwanziger Jahren äußerst populär. Der berühmte Kossuth-Bart, der nach 1849 in Ungarn verboten wurde, hieß ursprünglich *collier grec*, griechischer Bart. In den dreißiger Jahren lebte in Ungarn fast in jeder *Kurie* (Adelswohnsitz) ein polnischer Exilant. In vielen ungarischen Romanen von damals kann man ähnliches lesen: „*Ich suchte den Herrn des Hauses. Er war nicht da, nur sein Pole war zu Hause, der mir erklärte . . .*“ etc. und in den vierziger Jahren wurden hier die außerösterreichischen Deutschen populär, die ungarische Revolutionsregierung von 1848 wollte ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem neuen, liberalen Deutschland schließen.

Diese letzterwähnte Problematik, nämlich die Neugestaltungspläne für Südosteuropa im Jahre 1848, kann vielleicht nicht einmal im Rahmen einer Monographie behandelt werden. An dieser Stelle möchte ich die Ansichten der Mitte 1847 gegründeten zentralen, liberalen Zeitung, der in Heidelberg herausgegebenen *Deutschen Zeitung*, über Ungarn bekanntmachen und gewissermaßen interpretieren.

Ungarn war bekanntlich keine *terra incognita* für die deutschen Liberalen. Die *Augsburger Allgemeine Zeitung* publizierte regelmäßig Artikel über Ungarn, anlässlich einiger politischer Diskussionen kamen sogar leitende ungarische Liberale dort zu Wort. Die Neugier für Ungarn war nicht nur romantisch gefärbt. Die deutschen Liberalen sehnten sich nach der deutschen Einheit, und diese war von der Zukunft der Habsburger Monarchie abhängig, deren Schicksal wiederum von der ungarländischen politischen Entwicklung beeinflußt wurde. Die deutschen Liberalen beobachteten die Situation in Südosteuropa nicht nur, sondern sie entwickelten auch eigene Vorstellungen. Noch in den 1830er Jahren schrieb *Achatius Pfizer* in seinen Flugschriften über die nötige Selbständigkeit Ungarns. In den 1840er Jahren publizierte der berühmte Nationalökonom *Friedrich List* weitverbreitete Studien über die enormen wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten Ungarns.

Zusammenfassend können wir aber feststellen, daß die deutschen Liberalen die Stabilität des Metternichschen Systems gewissermaßen zu hoch einschätzten. Sie rechneten also *nicht* damit, daß das Habsburger Reich in absehbarer Zukunft zerfallen würde. Sie wollten darum die deutsche Einheit *unabhängig* von den österreichischen Entwicklungen verwirklichen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war besonders bei den Liberalen der kleineren südwestdeutschen Staaten die Ansicht maßgebend, daß man die deutsche Einheit *zeitweilig* ohne die österreichisch-deutschen Provinzen verwirklichen solle. Unter Leitung des liberalisierten Preußen müsse man dieses Ziel über einen langen Marsch durch die deutschen Ständetage erreichen. *Heinrich von Gagern*, der leitende Politiker von 1848, erklärte in einem Brief noch

im Jahre 1847: das Habsburger-Reich läßt sich wegen seiner systemimmanenten Probleme nicht liberalisieren, darum können die Liberalen die Einheit mit ihm nicht verwirklichen. (Diese Konzeption war keineswegs *kleindeutsch*, ganz im Gegenteil, sie wollten Preußen in Deutschland auflösen, und *später* auch Österreich anschließen.)

Mit diesem Programm erschien ab Mitte 1847 die liberale *Deutsche Zeitung*. Sie hielt also das ganze Österreich für eine reaktionäre, zur Weiterentwicklung unfähige Macht. Dies bedeutete aber keineswegs, daß sie die dortige Situation nicht beobachtete. Aber am Anfang fand sie keine Sympathien für die ungarische liberale Bewegung. Sie hatte keine direkten Informationen, und sie bewertete sie als eine *frondeur*-Bewegung, die allein provinzielle Ziele im Auge hat.

Im Herbst 1847 änderte sich diese Einstellung. Zum einen müssen wir hier hervorheben, daß die Äußerungen des Leiters der Oppositionspartei, *Graf Ludwig Batthyány*, im Spätherbst 1847 auf dem ungarischen Reichstag, der eine Verfassung auch für die österreichischen Erbprovinzen forderte, für die deutschen Liberalen ein Beweis dafür waren, daß die ungarischen Kollegen es mit dem Liberalismus ernst meinten. Dazu kam, daß man von ungarischer Seite *direkte* Kontakte zur *Deutschen Zeitung* fand: ein Publizist der ungarischen Bewegung informierte zwei, drei Tage lang die Redaktion in Heidelberg, dann die Landtagsabgeordneten in Darmstadt usw. Die Resultate blieben nicht aus. Die ungarischen Liberalen wurden als Gesinnungspartner anerkannt, es erschienen in der *Deutschen Zeitung* regelmäßige Berichte über die Reichstag-Sitzungen in Preßburg. In dieser Zeit fanden die ungarischen Liberalen Kontakte zu den norditalienischen und böhmischen Oppositionellen. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, daß eine Botschaft der böhmischen Stände hier, in der *Deutschen Zeitung*, erschien. (Die Tatsache einer Begrüßung war bekannt, aber ich fand zuerst hier den Text.) Die im Jänner 1848 publizierte Botschaft aus Böhmen begrüßte die konstitutionellen Anstrengungen des ungarischen Reichstages, besonders die Tatsache, daß die Ungarn die ganze konstitutionelle Umgestaltung des Habsburger Reiches wünschten. Es ist für uns wichtig, wie die böhmischen Stände die ungarische Gesellschaft und ihren Liberalismus betrachteten; dies kann nämlich für die ganze deutsche Öffentlichkeit maßgebend sein. Gemeinsam sei im ganzen Europa „*der Kampf gegen die Omnipotenz der Bureokratie . . . gegen die Gesinnungslosigkeit einer Zeit, welche an die Stelle der Bürgertugend die Galanterie, an die Stelle des Patriotismus den Egoismus gesetzt hatte. Ungarns urkräftige Völkerschaften sind von der Giftseuche einer solchen Civilisation weniger berührt worden. Blieb auch dafür die Kultur seines Bodens und die Entwicklung seiner merkantilen und industriellen Kräfte zurück, so hat es dafür den köstlichen Schutz seiner Freiheiten, vor Allem aber den seiner Thatkraft, seines Patriotismus ungeschmälert bewahrt. . . Mit solchen Kräften, solchen Mitteln aber ist Ungarn gegenwärtig unstreitig berufen und befähigt, den entschiedensten Einfluß auf die österreichische Gesamtpolitik zu nehmen und namentlich in seinem eigenen Interesse dahin zu wirken, daß überall das geschriebene verfassungsmäßige Recht zur Geltung gelange, sofern aber die Gesammtheiten nicht länger im absoluten, sondern im konstitutionellen Geiste regiert werden.*“¹ Die Ungarn seien zwar nicht so entwickelt, wie die Länder westlich

¹ *Deutsche Zeitung*, 1848 (im weiteren: DZ) N° 21. 31. Januar 31. S. 147–148.

von ihnen, aber eben dadurch hätten sie spezielle Volkseigenschaften und ihre alten ständischen Freiheiten bewahrt, die es ihnen ermöglichten, sich an die Spitze der konstitutionellen Bewegungen zu stellen. Die Rückständigkeit der ungarischen Gesellschaft erweise sich als vorteilhaft für eine liberale Bewegung.

Die *Deutsche Zeitung* informierte nicht nur, sondern kommentierte auch nicht selten die Verhandlungen des ungarischen Reichstages. Mit der Betonung der deutsch-ungarischen Interessengemeinschaft z. B. kritisierte die *Deutsche Zeitung* den ungarischen Gesetzentwurf über die Staatsbürgerschaft, da der letztere nur Beheimateten dieses Recht anbot. „*Ungarn bildet den Vorposten Deutschlands gegen Osten*“, aber die Ungarn haben auch Deutschland nötig, als Unterstützung gegen Rußland. Sogar die Politiker des Reichstages brauchten die Deutschen – „*wie stände es mit dem Ruhm der madjarischen Redner, wenn die deutsche Übersetzung nicht wäre?*“² Die *Deutsche Zeitung* erkannte sofort die Bedeutung der Rede Kossuths vom 3. März, in der er eine neue Verfassung für Ungarn und eine Verfassung für die Erbprovinzen forderte, und sie bemerkte genau, daß Kossuth nicht ein *Verwaltungsministerium* für Ungarn wünschte, wie man es in Wien zu interpretieren versuchte, sondern ein echtes verantwortliches *Staatsministerium* forderte. „*Wir hören*“, sagt ein Leitartikel von Mitte März – „*wie die Ungarn dringende Reformforderungen geltend machen, Forderungen, die weder die Losreißung von der Gesamtmonarchie, noch deren Auflösung bedingen, die aber das lauteste Verdammungsurtheil über die bisherige Politik aussprechen.*“ Fraglich sei, wie all dies von den Reichsinstanzen aufgenommen werde.³ In dieser Zeit hatte das Blatt schon einen Berichterstatter in Pest, und so können wir Berichte über die Pester Revolution vom 15. März und über deren Forderungen, über die zwölf Punkte, lesen.

Die Ereignisse der Wiener Revolution vom 13. März und die kaiserliche Deklaration über eine Verfassung für die westliche Reichshälfte hatten die westdeutschen Liberalen in Verlegenheit gebracht. Österreich hatte nämlich mit seiner Revolution das übrige Deutschland überholt. Das unbeweglich gehaltene metternichsche System brach auf einmal zusammen, Österreich stand an der Spitze der Ereignisse, und die österreichischen Liberalen meldeten sich sofort: sie wollten an der deutschen Einheit teilhaben. Was für eine Antwort sollen die Liberalen um die *Deutsche Zeitung* darauf geben? Die plötzlich aufgekommenen Orientierungsschwierigkeiten tauchen auch in den Artikeln über Ungarn auf. Nach einem gewissen Schwanken hielten sie die vollkommene oder fast vollkommene Auflösung des Habsburger Reiches für das Wahrscheinlichste. Aber, als Reich in Auflösung kann Österreich jetzt wieder keine bedeutende Rolle spielen. Sie betrachten also ihre frühere Österreich-Politik auch unter den neuen Umständen als richtig. Ein Leitartikel, der gerade den Titel *Österreich in Auflösung* erhielt, schreibt: „*So haben doch diejenigen recht, welche für solche Katastrophen, wie sie über uns hereinzubrechen drohen, das Reichsbanner in die Hände Preußens zu legen vorahnend geraten haben.*“⁴ Auch die österreichischen Abgesandten in Frankfurt werden zitiert, die sagten: wenn Österreich nicht dazu fähig sei, die deutsche Einheit selbst zu leiten, dann müsse es sich

² DZ N° 35. II. 4. Februar 281.

³ DZ N° 77. 17. März 610 (*Die Krisis Österreichs*).

⁴ DZ N° 98. 7. April 778.

davon vollständig fernhalten. Die *Deutsche Zeitung* bleibt also bei der alten Konzeption: früher durfte Österreich wegen seiner Reformunfähigkeit, jetzt darf es wegen seiner Schwäche, Zerrissenheit und Bedeutungslosigkeit keine Rolle bei der Einheitsbewegung spielen.

Was die Zukunft des Habsburger Reiches bzw. Ungarns betrifft, hat sie mit mehreren Möglichkeiten gerechnet. Wie wir bereits erwähnt haben, schätzte sie im März und im April die Auflösungstendenzen hoch ein. Es läßt sich rekonstruieren: die österreichisch-italienischen Provinzen fielen ab; die Ungarn mit ihren im April sanktionierten Gesetzen erreichten schon die Personalunion. Das Blatt bestätigte, als die ungarische Regierung die österreichische im Mai in einer Note dazu aufforderte, daß es nötig sei, Galizien vollständige Autonomie zu geben, um den panslawistischen Bewegungen vorzubeugen. Als im Juli der österreichische Reichstag zusammentrat, wies die Zeitung auf dessen slavische Mehrheit hin, und dadurch fand sie die eigenen Vorstellungen wieder legitimiert: Österreich müsse aus der deutschen Einheit herausbleiben. „*Viel größere Fragen und Aufgaben rufen Österreich nach dem Osten, wobei sich seine östliche nichtdeutsche Bevölkerung [gemeint sind die Ungarn – A. G.] in erster Linie regen muß, schon weil sie nach Zahl und Lage dazu berufen ist.*“⁵ Das Habsburger Reich sollte sich auf die Deutschen und Ungarn stützen. Die Ungarn forderten ja immer – lesen wir in der *Deutschen Zeitung* –, daß der Herrscher seine Sommerresidenz in Buda halten sollte. Eine Schwerpunktverschiebung in Richtung Osten wäre also für die Habsburger ein ernstzunehmendes Problem. (Zwar mußten auch die Südslaven, als dritter Faktor, einkalkuliert werden.) Falls Österreich sich von Deutschland vollständig ablöste, hätten die Slaven und Ungarn die Deutschen absorbiert. Darum, und um die östliche Mission erfüllen zu können, sollte Österreich mit Deutschland ein Bündnis schließen. Also weder Trennung noch innige Vereinigung, sondern: „*träte Österreich wie jedes anderes Bundesglied ohne alle Reservation und Sonderstellung in den deutschen Bund mit seinen bisherigen deutschen Provinzen ein (wir können auch Böhmen seiner Lage wegen unmöglich missen), so ist die Besorgnis der Magyaren und Slaven für ihre nationale Selbständigkeit auf ein Mal gehoben. Seine deutsche Truppen werden dort nicht mehr gebraucht werden.*“ Die Interessengemeinschaft der Deutschen und Ungarn bringe fast automatisch ein deutsch-ungarisches Bündnis zustande. Ungarn entbehre nämlich des Geldes, es sei arm an Kapital, an Unternehmern, und all dies könne Deutschland anbieten. „*Die engste nationale und kommerzielle Allianz zwischen Ungarn und Deutschland wäre schon längst geboten gewesen.*“ Im Umgestaltungsprozeß könne die Stadt Wien und ihre Umgebung dem deutschen Bund fernbleiben, um die Souveränität der österreichischen Herrscher zu sichern.⁶ (Wie bekannt, sahen die Vorstellungen der damaligen Batthyány-Regierung ähnlich aus. Im Mai schickte diese Regierung Abgesandte zur Nationalversammlung nach Frankfurt. Und – was vielleicht noch wichtiger ist – bei der Wiener Regierung fehlte eine Konzeption vollständig.) „*Die Ungarn sehen bereits ein*“ – lesen wir im Mai in der *Deutschen Zeitung* – „*was ihnen und uns droht. Ihr Minister des Äußeren dringt bei unserer Regierung im Namen seiner Nation auf den innigsten und unverzüglichen*

⁵ DZ N° 128. 8. Mai (*Der Entwurf der deutschen Verfassungsurkunde*).

⁶ DZ N° 130. 10. Mai 1033–1034 (*Österreichs Lage und Stellung*).

*Aufschluß Österreichs an Deutschland.*⁷ „Die Ungarn werden in der Stellung gegen Rußland auf unserer Seite sein; sie schicken, um das zu sagen, ausdrücklich ihre Emissäre zu uns heraus!“⁸ Sie macht auf einmal darauf aufmerksam, daß gewisse Regierungskreise in Wien gerade ein Bündnis mit Rußland bevorzugten, und diese Tatsache könne für die deutsche Einheit große Gefahren bedeuten. In Österreich reichte „die reaktionäre Partei. . . dem Slavismus und den Russen die Hand; darauf laufen alle Gerüchte und Thatsachen hinaus; diesweile beschicken die Magyaren den deutschen Reichstag und die deutschen Patrioten setzen auf ihn all ihre Hoffnung, daß er und die deutsche Nation in Folge seiner Wirkungen in die Geschichte der Völker tief eingreifen und die Slavengelüste und die Reaktionsgelüste zugleich niederwerfen werde.“ Ein Riß zwischen Frankfurt und Wien ist unvermeidbar.⁹

In der ersten Periode der Frankfurter Nationalversammlung formulierte also die *Deutsche Zeitung* ihre außenpolitischen Vorstellungen in weitgehender Übereinstimmung mit den ungarischen außenpolitischen Zielsetzungen, die ja ein einheitliches Deutschland (inclusive die österreichischen Erbprovinzen) wünschten und ein Bündnis mit Deutschland verwirklichen wollten. Die Wünsche und Ziele waren aber keineswegs vollkommen identisch: dieses erwähnte Bündnis war für die ungarische Außenpolitik eine Grundfrage, sogar eine Existenzfrage, für die Ungarn gab es keine Alternative dazu. Die deutschen Liberalen rechneten aber auch damit, daß das Habsburger Reich eventuell, als föderalistisches slavisch-deutsch-ungarisches Reich, weiter bestehen würde. Nur eine im April–Juli gewünschte bejahte Alternative war, daß das alte Österreich zerfalle und seine deutsch-böhmischen Provinzen sich Deutschland anschließen; und daß Ungarn, in Personalunion mit diesen Provinzen, ein Bündnis mit Deutschland schliesse.

Ende Juni beginnt für die *Deutsche Zeitung* die Zeit des Abwartens in der Südosteuropa-Politik. Die bis jetzt so oft publizierten Artikel über diese Problematik erscheinen nicht mehr. (Die eingehenden informativen Nachrichten aus diesem Raum laufen weiter ein. So können wir über die Union mit Siebenbürgen, den Aufstand der Serben, die Verhandlungen der ungarischen Minister in Wien und in Innsbruck lesen.) Im Juli begann die Zeitung zu betonen, daß England das weitere Bestehen des Habsburger Reiches wünschte, und sie bemerkte, daß man in Wien um eine Reorganisation des Reiches bestrebt war. „Weg von Österreich!“ – so könnten wir den neuerlichen konkreten Standpunkt der *Deutschen Zeitung* zusammenfassen. Es ist bezeichnend, daß der legendäre „*kühne Griff*“ von Heinrich von Gagern, mit dem er die Reichsverweserwahl von Erzherzog Johann erreichte, von ihr nicht bejubelt wurde, da damit wieder die „österreichische Frage“ ins Gespräch kam. (Hier müssen wir betonen, daß die Ansichten der *Deutschen Zeitung* weder mit denen der Frankfurter Regierung noch mit denen des Präsidenten der Nationalversammlung von Gagerns identisch sind. Das offiziöse Organ der Frankfurter Regierung war die *Frankfurter Ober-Post-Amt-Zeitung*.) Die Liberalen um die *Deutsche*

⁷ DZ N° 141. 21. Mai 1122. (Die Berichterstattung vom 14. Mai aus Wien basierte wahrscheinlich auf den diplomatischen Schritten des Außenministers Fürst Paul Esterházy, der die ungarische diplomatische Mission nach Frankfurt vorbereitete.)

⁸ DZ N° 148. 28. Mai 1178. (*Auspizien der Nationalversammlung III.*)

⁹ DZ N° 152. 1. Juni (*Österreich und Deutschland*).

Zeitung (die in dieser Zeit bereits in Frankfurt herausgebracht wurde) betonten, daß Österreich in Deutschland Unterstützung ohne eine innere Verbindung, ohne „*bindende Form*“ finden könne. „*Die materiellen Beziehungen machen allerdings eine Übereinkunft nöthig, die sich aber auf einer weiteren Basis halten könnte, als die strenge Einheitsform der bisherigen engeren Bundesländer.*“¹⁰ Also formulieren sie, zwar vorsichtig: Österreich, da seine Regierung das Reich retten will, sollte sich von der deutschen Einheit fernhalten, und nach der Neugestaltung sollten die zwei großen Nachbarn miteinander einen Wirtschaftsvertrag schließen. Die Schlußfolgerungen für Ungarn: eine gewisse Selbständigkeit ist für es vorstellbar, aber Ungarn muß die Einheit des Habsburger Reiches anerkennen, also seine erworbene Personalunion-Stellung aufgeben. Diese Meinung – geben sie zu – ist nicht einmal in Deutschland populär, hier bilden die Anhänger des Bündnisses mit Ungarn die Mehrheit. Man sollte sich aber davor hüten, das Habsburger Reich in zwei (in einen deutschen und einen ungarischen) Teile zu spalten und die Südslaven zu vergessen. Mit größter Aufmerksamkeit verfolgten sie die Diskussion des ungarischen Reichstages Anfang August über die Rekrutenaushebung für das in Italien kämpfende Heer. Sie zitierten anerkennend die Aussagen des Regierungssprechers Kossuth über die ungarische Außenpolitik, besonders die Worte, die eine Vereinbarung mit Wien in Aussicht stellten. Die Sympathien für die Ungarn und das Gefühl, daß diese Nationen aufeinander hingewiesen seien, verschwanden aus den Artikeln nicht, um so mehr, als die Liberalen um die *Deutsche Zeitung* sahen, daß die Wiener gegenrevolutionären Kräfte immer aktiver arbeiteten. Sie sahen die Unmöglichkeit der Idee ein, in dem ganzen Habsburger Reich eine gemeinsame Volksvertretung aufzubauen; aber die vollständige Absonderung der Magyaren war schon zurückgewiesen worden: „*ein solcher ungarischer Sonderbund, der sich auf eine Separationspolitik stützte und dieselbe geltend machen könnte, müßte das Gleichgewicht des Staates umändern und die österreichische Monarchie umgestalten oder sie aus ihren Fugen reißen. Da aber das vielgespaltene Ungarn nicht stark genug wäre Österreich zu verschlucken, und noch viel weniger es zu verdauen, so würde wahrscheinlich nur eine völlige Lostrennung erfolgen, und während das deutsche Österreich alsdann in Deutschland aufginge, würde Ungarn wahrscheinlich der inneren Selbstzerfleischung und schließlich einem auswärtigen Eroberer verfallen.*“ Das Habsburger Reich aber, sich auf Deutschland stützend, sei zu einem Staatenbund umzugestalten, der dann zwischen der Türkei und Rußland balancieren könne.¹¹ „*Was ist heilsamer für Deutschland*“ – stellten sie am nächsten Tage wieder in einem großen Leitartikel als Frage auf – „*daß Österreichs deutsche Teile sich auf engste mit Deutschland verbinden, während daneben Ungarn ein selbständiges Reich bildet, und die slavischen Bevölkerungen an beide Mittelpunkten sich vertheilen: oder daß der Gesamtstaat Österreich eine große Konföderation mit einem Mittelpunkt bilde, die, durch ihren deutschen Bestandtheil mit Deutschland zusammenhängend, durch diese Vermittlung deutschen Geist und deutsches Leben ausstrahle?*“ Und sie hatten den Kern des Problems aufgegriffen, als sie formulierten: „*Ist Ungarn stark genug, in seiner Mitte den Frieden herzustellen, so ist es selbständige Mittelsmacht im Süden und Südosten,*

¹⁰ DZ N° 105. 5. Juli 1847. (*Deutschland und die österreichische Presse.*)

¹¹ DZ N° 216. 4. August B 1–2. (*Deutschlands Verhältnisse zu Ungarn.*)

und das alte Österreich ist geteilt; ist es nicht stark genug, so ist seine unabhängige Stellung im Gesamtstaat nicht zu halten.“¹² Die Redaktion selbst hat erst nach den Siegen von Radetzky in Italien am 20. August eindeutig Stellung genommen: „Österreich muß, um Deutschlands Vorkämpfer im Osten und Südosten zu sein, ein Ganzes bilden und seine ungetheilte Politik verfolgen; es darf also nicht in einen halb ungarischen, halb deutschen Doppelstaat zerfallen.“¹³

Gerade in dieser Zeit trafen die ausführlichen Berichte über die außenpolitischen Diskussionen des ungarischen Reichstages vom 3. August ein. An diesem Tage sprach das Abgeordnetenhaus einstimmig aus: kommt es zwischen Deutschland und Österreich zum Kriege, so unterstützt Ungarn Österreich nicht. Die österreichischen Provinzen müssen nach der ungarischen Auffassung in Deutschland aufgehen. Besonders scharf formulierte dies der spätere ungarische Gesandte in Paris, Graf Ladislaus Teleki. Die *Deutsche Zeitung* widmete diesen Ereignissen wieder einen Leitartikel, in dem sie betonte: Teleki wünsche so eine starke Zentralisation für Deutschland, die hier keiner annehme. *Die deutsche Einheit und das weitere Bestehen des Habsburger Reiches seien irgendwie zu verwirklichen.* Ungarn selbst wünsche, als ein zentralisierter Staat, als eine starke Macht zu funktionieren. Dieser Standpunkt sei für die Zukunft zwar berechtigt, aber zur Zeit seien die Ungarn wirtschaftlich schwach, und die Nationalitäten stimmten dort auch nicht zu. Sie, die deutschen Liberalen, wiesen die ausgestreckte Hand der Ungarn nicht zurück, aber sie dächten an ein anderes Bündnis. Zwar bestünden weiter solche Möglichkeiten für das Habsburger Reich wie eine konsequente, *dynastische* Trennung, die die Ungarn bevorzugten, oder die Ausgestaltung eines Föderativstaates, in dem die Ungarn eine wichtige Rolle spielen könnten, aber das Wahrscheinlichste sei, daß neue Erschütterungen kommen würden, nach denen wieder eine der ersterwähnten beiden Lösungen verwirklicht werde. „In jeder Lage, in jeder vom Geschick bestimmten Verwicklung wird dann Ungarns Rolle eine große, die deutschen Interessen stets nahe berührende sein.“¹⁴

Die *Deutsche Zeitung* fand die Ungarn an sich sympathisch, aber ohne Zuneigung kommentierte sie die ungarischen Bestrebungen nach der Sicherung der erworbenen Selbständigkeit.

Fragen wir nach den Ursachen dieses Standpunktes, müssen wir an erster Stelle die eigenen oder vermeintlichen eigenen Interessen hervorheben. Die vollständige deutsche Einheit hätte einen Preis gehabt; die Hegemonie im mittleren und unteren Donautal wurde dadurch nämlich gefährdet. 1848 war noch nicht so sehr der Rhein, sondern die Donau der Strom, entlang welcher die deutsche Nation sich auszudehnen vermocht hätte. In den deutschen liberalen Kreisen war die Meinung vorherrschend, daß allein die Auswanderung ein wirksames Mittel gegen Überbevölkerung und Pauperisation darstellte. Es war ein allgemeiner und verständlicher Wunsch, daß die Auswanderung ihre Wege nicht nach Amerika, sondern in die näheren europäischen Gebiete richten solle, wo bereits Deutsche lebten. Das Donautal biete vorzügliche wirtschaftliche Perspektiven – betonte die zeitgenössische deutsche Publizistik. In

¹² DZ N° 217. 5. August 1721. (*Deutschland und die österreichische Presse.*)

¹³ DZ N° 229. 20. August B. 2.

¹⁴ DZ N° 235. 26. August 1758. (*Ungarn, Österreich und Deutschland.*)

der Argumentation gab es auch nationalistische Überlegungen, aber sie waren nicht ausschlaggebend. Friedrich List betonte, daß die deutschen Siedler an der mittleren Donau sich natürlicherweise dem Ungarntum assimilieren müßten. Moderne Interpretationen bemerken, daß es hier um eine Art (vor- oder prä-)imperialistisches Denken ging. Unserer Meinung nach ist diese Bewertung übertrieben und ahistorisch. Die liberale Konzeption der Gesellschaft in Deutschland konnte für die gesellschaftliche Stabilität, für die Vermeidung scharfer sozialer Konflikte kein besseres Mittel finden als die Auswanderung. Und auf einmal konnten sich die Liberalen zuhause ohne wirtschaftliche Aktivität im Ausland keinen stabilen Reichtum vorstellen. Eine gegebene Ableitung für die Armen und ein Tätigkeitsfeld für die Reichen schien mit der Auflösung der Habsburger Monarchie gefährdet zu sein. Tauchten Meinungen über die kulturelle Überlegenheit der Deutschen auf, so wurden diese – zumindest von ungarischer Seite – nicht zurückgewiesen. Gerade während der außenpolitischen Diskussion vom 3. August sagte Stephan von Gorove im ungarischen Abgeordnetenhaus, die Deutschen seien die Fackel der Zivilisation, und wir, Ungarn, seien die Fackelträger. Und diese Äußerung wurde nicht nur in der deutschen, sondern auch in der ungarischen Presse gut aufgenommen.

Ein anderer Gesichtspunkt war der der Außenpolitik. England wollte das weitere Bestehen „Österreichs“. Rußland hatte Angst vor dem Zerfall der Monarchie. Was solle dann mit Galizien geschehen? Der Zar wollte es selbstverständlich im Falle eines Falles einverleiben, aber habe er nicht genug Polen im eigenen Reich? Würde es ohne Krieg gehen? Also wollte auch Rußland keine Änderung in Südosteuropa. Die Grenzen des zukünftigen Deutschland waren in allen Himmelsrichtungen unscharf, es war also ratsam, im Südosten nach Kompromissen zu suchen. (Erneut müssen wir betonen: nur auf Zeit wollten die Liberalen von der *Deutschen Zeitung* Österreich von Deutschland fernhalten.)

Drittens beeinflusste die österreichische Regierungspolitik die deutschen Liberalen. Sie wußten genau, daß ein wieder erstarktes Österreich die Rivalität mit Preußen wieder aufnehmen konnte (besonders, wenn Österreich sich auf liberaler Grundlage konsolidierte). Sie wollten nur eine liberale Einheit, die im Prinzip durch ein liberales Österreich eingeleitet werden könnte, aber die deutschen Liberalen wollten die Möglichkeiten der Revolution ausnützen, und sie wollten nicht abwarten, ob Österreich sich liberalisierte oder konsolidierte.

Viertens soll die „slavische Frage“ hier erwähnt werden. Die Tschechen wiesen bekanntlich das Aufgehen Böhmens in Deutschland zurück. Ein gewaltiges Problem hätte vertagt werden können, wenn dieses Land, als Teil von Österreich, zeitweilig an der deutschen Einheit nicht teilgenommen hätte.

Und endlich waren sie, wie wir sahen, skeptisch gegenüber der Tragfähigkeit des neuen selbständigen ungarischen Staates. Die Bewegungen der ungarischen Nationalitäten, besonders der Aufstand der Serben, erhöhten diese Skepsis, und sie wurde noch verstärkt durch die intransigente Nationalitätenpolitik der ungarischen Regierung. (Sie hatten nicht wissen können, daß die Batthyány-Regierung inzwischen den Kroaten die vollständige Trennung, das *repeal*, angeboten hatte.) Würde die Batthyány-Regierung sich festigen können? Ihre Skepsis war berechtigt und begründet. Aber sie ließen außer Acht, daß gerade die deutsche Einheit den Ungarn einen stabilen Rückhalt hätte bieten und – wenngleich nicht in demselben Maße –

das selbständige Ungarn auch gewisse Unterstützung für Deutschland hätte geben können.

Die *Deutsche Zeitung* nahm noch vor der großen staatsrechtlichen Diskussion zwischen Österreich und Ungarn (August) und vor Ausbruch des Krieges (September) gegen die ungarische Selbständigkeit Stellung. (Sie wollte selbstverständlich ein konstitutionelles Ungarn und schloß für die Zukunft nicht aus, eine Selbständigkeit als berechtigt anzuerkennen.)

Die hier skizzierte Meinung der *Deutschen Zeitung* über Ungarn im Jahre 1848 war auch unter den deutschen Liberalen nur einer der Standpunkte. Es ist allgemein bekannt, daß die ganze Linke die vollständige deutsche Einheit wollte, infolgedessen förderte sie die ungarische Selbständigkeit und forderte das Bündnis mit Ungarn. Sie bildete aber nur eine, wenn auch starke Minderheit in der Paulskirche. Die Regierung vertrat die Politik der Mehrheit. Die provisorische deutsche Zentralgewalt konnte hinsichtlich der ungarischen Frage nicht neutral bleiben. Selbst der Reichsverweser, Erzherzog Johann, hatte nichts dagegen, wenn er das Prestige seines Neffen, des Erzherzog-Palatins Stephan, des ungarischen Staatsoberhauptes, steigern konnte. Nach dem Zustandekommen der provisorischen Zentralgewalt schickte man aus Ungarn Gesandte mit Akkreditiv zum Reichsverweser und zur Regierung. Botschafter László Szalay wurde Ende August vom Reichsverweser empfangen und von der Regierung offiziell anerkannt. In der Paulskirche war die Stimmung eindeutig ungarfreundlich. Die Linke und die Regierung, und damit, wie bereits erwähnt, das Zentrum, aber auch die Rechte, sowohl die Liberalen als auch die Konservativen aus Preußen, unterstützten die ungarische Außenpolitik, weil sie dadurch die österreichische Regierung in Schach zu halten hofften. Einige Konservative meinten geradezu, daß die ungarische „rechtmäßige Revolution“ für diesen Raum stabile Rahmen geschaffen habe, die man lieber nicht wieder umbauen sollte. . . . So ist es verständlich, daß die Abgeordneten der Paulskirche im Mai einstimmig durch ihr Aufstehen den Wunsch äußerten, daß das ungarisch-deutsche Bündnis (politisch selbstverständlich gegen Rußland gerichtet) so schnell wie möglich zustande gebracht werden solle. Diese vollständige Einigkeit verschwand später, aber es gab auch im September während der außenpolitischen Diskussionen immer eine Mehrheit für Ungarn.

In der Presse vertrat die *Augsburger Allgemeine Zeitung* erst eine schwankende, dann eine äußerst österreichfreundliche Haltung. (Ab Sommer 1848 melden sich wieder die Berichterstatter aus dem Kreise von Metternich.) Diese Zeitung verdiente eine eingehende Analyse, aber es ist bekannt, daß keine politische Gruppierung um sie herum entstand. Die linke Presse, mit Marx, Engels und der *Neuen Rheinischen Zeitung* an der Spitze, unterstützte ohne Vorbehalte die Ungarn; dieser Themenkreis wurde bereits monographisch behandelt. Von Anfang an, also ab Mitte Juli, kämpfte das Blatt der preußischen Reaktion, die *Preußische Zeitung (Kreuzzeitung)*, gegen die ungarischen Selbständigkeitsbestrebungen.

Es ist äußerst schwierig, den Einfluß dieser Zeitungen oder der anderen zweitausend aus dem Jahre 1848 aus Deutschland richtig einzuschätzen. Die öffentliche Meinung war Sache der Paulskirche. Und sie hielt bei dem berühmten Verfassungsparagraphen 2 fest: zwischen einem deutschen Staat und einem außerdeutschen Staat darf nur eine Personalunion bestehen. Diese Entscheidung harmonisierte

weitgehend mit den ungarischen Aprilgesetzen (sogar die Fassung ist auffallend ähnlich). Sie wurde von der Verfassungskommission noch im August formuliert, und wir vermuten, daß hier der Gesandte Szalay mit seinen Informationen und Agitationen eine gewisse Rolle spielte.

Aber die deutsche Nationalversammlung richtete nur „eine Frage an Österreich“.¹⁵ Damit verzichtete die Paulskirche darauf, die südosteuropäische Politik aktiv zu beeinflussen. Ein Bündnis mit Ungarn war vor der „Antwort“ der Österreicher nicht möglich.

Die Frage aber, die die Paulskirche an Österreich richtete, hat ihre Aktualität über Jahrzehnte hinweg nicht verloren.

¹⁵ Die bekannte Formulierung stammt von Gustav Droysen, der den Paragraphen in der Verfassungskommission formuliert hat.

LOTHAR MAIER

Reformwille und Beharrung Das Osmanische Reich 1835–1839 aus der Sicht Helmuth von Moltkes*

Nachdem sich bereits Generationen von Historikern mit dem preußischen Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke beschäftigt haben, bedarf eine erneute Erörterung seiner „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839“¹ und seiner anderen Äußerungen über die Orientalische Frage² der Begründung. Sein Aufenthalt im Orient soll hier nicht unter dem Aspekt der Vorgeschichte seiner späteren militärischen Karriere gesehen werden. Vielmehr soll die Frage nach dem Bild des Osmanischen Reiches, das er dem deutschen Leser vermittelte, im Mittelpunkt des Interesses stehen. In diesem Rahmen soll die Aufmerksamkeit besonders darauf gerichtet sein, wie sich der Verfasser um das Verstehen des Fremden bemühte, und darauf, wie er die Fähigkeit eines islamischen Staates zur Reform beurteilte. Gerade die letztere Frage war für die Zeitgenossen sehr wichtig; denn davon hingen die Überlebenschancen des Osmanischen Reiches ab, und damit die weitere Entwicklung der Orientalischen Frage, die während des 19. Jahrhunderts den Frieden bedrohte. Die Reformen selbst sollen von der Untersuchung ausgespart werden, es soll nur um Moltkes Darstellung gehen.

I.

Moltke hatte im Spätherbst 1835 eine ursprünglich kurz bemessene Studienreise

* In diese Untersuchung gingen viele Anregungen ein, die ich den Teilnehmern einer Übung an der Abteilung für Osteuropäische Geschichte der Universität Münster im Sommersemester 1988 verdanke.

¹ Die erste Auflage erschien 1841 anonym beim Verlag Mittler in Berlin mit einer Einleitung des Geographen Carl Ritter. Den Verfasser aber erwähnt schon: Allgemeines Deutsches Bücherlexikon 1835–1841. Leipzig 1846. Hier wird durchgehend zitiert nach der 6. Auflage: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Graf Helmuth von Moltke. Band VIII. Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839. Berlin 1893. Eine leicht gekürzte neuere Ausgabe mit einer informativen Einleitung und Anmerkungen wurde inzwischen mehrmals nachgedruckt: Helmuth von Moltke, Unter dem Halbmond. Erlebnisse in der alten Türkei 1835–1839. Hrsg. von Helmut Arndt. Tübingen 1981.

² Hier werden sechs Beiträge in der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit herangezogen: Deutschland und Palästina. AAZ Beilage Nr. 59 28. 12. 1841, abgedruckt in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten (siehe Anm. 1). Bd. II, Vermischte Schriften. Berlin 1892. S. 279–288; Das Land und Volk der Kurden. AAZ Beilage Nr. 120, 121 30. 4., 1. 5. 1841, siehe II S. 288–298; Militärisch-politische Lage des osmanischen Reichs. AAZ Beilage Nr. 182, 183 1., 2. 7. 1841, siehe II S. 298–309; Reschid, Izzet und die Pforte. AAZ Beilage Nr. 304, 31. 10. 1842, siehe II, S. 309–314; Die Donaufürstenthümer AAZ Nr. 358, 24. 12. 1842, abgedruckt in: Rudolf Stadelmann, Moltke und der Staat. Krefeld 1950. S. 419–423; Die Donaumündung. AAZ Beilage Nr. 349, 14. 12. 1844, siehe II, S. 315–320. Zitiert nach Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten II.

nach Istanbul angetreten.³ Politische Umstände führten dazu, daß er vier Jahre lang als Militärberater blieb. Er wurde zunächst bei verschiedenen Aufgaben in der Umgebung der Hauptstadt und in Rumelien eingesetzt. Im Frühjahr 1838 brach er dann zur Taurusarmee auf, die angesichts eines sich anbahnenden Krieges gegen den Statthalter von Ägypten, Muhammad Ali, im Osten des Reiches konzentriert wurde. Dort wirkte er als Berater des türkischen Oberkommandierenden Hafiz Pascha bei den unmittelbaren Kriegsvorbereitungen und während der Schlacht von Nizib. Diese endete bekanntlich am 24. 6. 1839 mit einer katastrophalen Niederlage, die in Verbindung mit dem plötzlichen Tod des Sultans Mahmud II. und der Flucht der türkischen Flotte nach Ägypten die Auflösung des Osmanischen Reiches einzuleiten schien.

Während der Jahre, die Moltke im Osmanischen Reich verbrachte, erreichte der britisch-russische Gegensatz über die Orientalische Frage einen Höhepunkt. Ende des Jahres 1837 schien kurze Zeit der Ausbruch eines Krieges unmittelbar bevorzustehen. Bald danach aber wurde auch schon ein friedlicher Interessenausgleich eingeleitet.⁴ Diese außenpolitischen Komplikationen erwähnt Moltke zwar kaum in seinen veröffentlichten Briefen, doch war er von ihren Auswirkungen durchaus betroffen. So verfolgte ihn die britische Gesandtschaft fortwährend mit besonderem Mißtrauen. Seine bevorzugte Position bei der Pforte und noch mehr dann bei der Taurusarmee mußte bei den damaligen engen Beziehungen Preußens zu Rußland auf das Foreign Office in London alarmierend wirken.⁵ Im Hauptquartier der Taurusarmee traf er auf den exilpolnischen General Wojciech Chrzanowski, der hier als britischer Militärattaché auftrat.⁶ Auf preußischen und russischen diplomatischen Druck hin wurde dieser im Oktober 1838 abberufen.⁷

Allgegenwärtig in Moltkes Briefen ist natürlich der Konflikt zwischen dem Sultan Mahmud II. und seinem ägyptischen Statthalter Muhammad Ali, der die Diplomatie der Großmächte in Atem hielt und vor allem auch britische Interessen auf den Plan rief. Muhammad Ali hatte in Ägypten unter staatlicher Monopolverwaltung die landwirtschaftliche und gewerbliche Produktion und den Handel im großen Stil ausgebaut. Die Erzeugnisse seiner modernen Manufakturindustrie hatten in Konkurrenz zu britischen Waren begonnen, die Märkte des Vorderen Orients bis nach Indien zu erobern.⁸ Engländer und Ägypter waren gleichermaßen am Gebiet des

³ W. Bigge, *Feldmarschall Graf Moltke. Ein militärisches Lebensbild. 1. Band 1800–1857.* München 1901. S. 49–217; Eberhard Kessel, *Moltke.* Stuttgart 1957. S. 111–155; Jehuda L. Wallach, *Anatomie einer Militärhilfe. Die preußisch-deutschen Militärmissionen in der Türkei 1835–1919.* Düsseldorf 1976. S. 16–28.

⁴ Harold N. Ingle, *Nesselrode and the Russian Rapprochement with Britain, 1836–1844.* Berkeley, Los Angeles, London 1976.

⁵ Kessel, *Moltke* S. 116–117; Frederick Stanley Rodkey, *Lord Palmerston and the Rejuvenation of Turkey 1830–41. Part I, 1830–39.* In: *The Journal of Modern History* I (1929) S. 570–593. hier: S. 585–586.

⁶ *Polski Słownik Biograficzny. Tom III.* Kraków 1937. S. 463–467, hier: S. 465; Henryk Graniewski, *The Mission of General Chrzanowski to Turkey (1836–1840).* In: *Antemurale XII* (1968). S. 115–264.

⁷ Eberhard Kessel, *Moltkes erster Feldzug. Anlage und Durchführung des türkisch-ägyptischen Feldzuges 1839.* Berlin 1939. S. 10–11, 122; Graniewski, S. 203–205.

⁸ Ahmed Abdel-Rahim Mustafa, *The Breakdown of the Monopoly System in Egypt after 1840.* In:

oberen Euphrat interessiert, wo sich schließlich die türkische und die ägyptische Armee gegenüberstanden; denn von hier aus konnten wichtige Handelswege kontrolliert werden. Moltke traf noch auf die Spuren einer britischen Expedition, die unter dem Obersten F. R. Chesney 1835–1837 versucht hatte, mit einer Dampfschiffahrtslinie auf dem Euphrat einen direkten Weg vom Mittelmeer nach Indien zu erschließen.⁹ Moltke begegnete unmittelbar vor der Schlacht von Nizib William F. Ainsworth und Thomas M. Russell, die eine Nachfolgeexpedition unternahmen und in das türkische Hauptquartier verschlagen worden waren.¹⁰ Mit der Beilegung der Orientkrise von 1839 konnte die britische Regierung die Abschaffung der Staatsmonopole Muhammad Alis durchsetzen. Ägypten wurde damit als Exporteur von Rohstoffen und Abnehmer von Fertigwaren in das von Europa beherrschte Weltwirtschaftssystem eingegliedert und wie auch das übrige Osmanische Reich auf eine abhängige Entwicklung festgelegt.¹¹ Die Zeitgenossen verfolgten den osmanisch-ägyptischen Gegensatz der dreißiger Jahre auch unter dem Aspekt des Konkurrenz zweier unterschiedlicher Reformkonzepte.¹² Als Berater, der beim Neuaufbau der türkischen Armee nach europäischen Vorbildern mitwirken sollte, beobachtete Moltke natürlich mit besonderem Interesse die Reformanstrengungen Mahmuds und die Hindernisse, die sich ihnen entgegenstellten. Was Muhammad Alis Reformen in Ägypten angeht, aber mangelte es ihm sowohl an Informationen als auch an Verständnis.

Während seines ganzen Orientaufenthaltes schrieb Moltke regelmäßig Briefe an seine nächsten Verwandten, die dann in der Familie zirkulierten. Offenbar hatte er dabei schon an eine spätere Veröffentlichung gedacht. Zusammen mit Berichten an den preußischen Gesandten in Istanbul und Briefen an seine Kollegen bildeten sie den Grundstock der späteren Sammlung. Er redigierte sie, änderte auch die Reihenfolge, so daß die angegebenen Daten oft nicht mehr stimmen. Weil die Originale z. T. erhalten sind, weiß man, daß er Aussage und momentane Stimmung unverändert ließ. Die Spontaneität der Gattung blieb also bewahrt. Einige nachträglich in

P. M. Holt (Hrsg.), *Political and Social Change in Modern Egypt. Historical Studies from the Ottoman Conquest to the United Arab Republic*. London, New York, Toronto 1968. S. 291–307, hier S. 291–293; Moustafa Fahmy, *La révolution d'industrie en Égypte et ses conséquences sociales au 19^e siècle (1800–1850)*. (=Forschungen zur neueren Wirtschafts- und Sozialgeschichte). Leiden 1954.

⁹ Moltke VIII, S. 211, 239, 310; Francis Rawdon Chesney, *Expedition for the Survey of the Rivers Euphrates and Tigris*. London 1856; ders., *Narrative of the Euphrates Expedition Carried out by order of the British Government during the Years 1835–1837*. London 1868; Henry Dodwell, *The Founder of Modern Egypt. A Study of Muhammad Ali*. Cambridge 1931, S. 137–140.

¹⁰ Moltke VIII, S. 408–409; William Francis Ainsworth, *Travels and Researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia*. 2 Bände. London 1842, hier Bd. I, S. 298–348.

¹¹ Ahmed Abdel-Rahim Mustafa *passim*.

¹² So Prokesch von Osten, der die Reformpolitik Muhammad Alis im Gegensatz zu der Mahmuds II. sehr positiv beurteilt. Graf Prokesch-Osten, *Mehmed-Ali. Vizekönig von Ägypten*. Aus meinem Tagebuch 1826–1841. Wien 1877. S. 2–3. 82–88; Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten. Briefwechsel mit Herrn von Gentz und Fürsten Metternich. Bd. II. Wien 1881, S. 131–133. Prokesch an Metternich 13. 9. 1832, S. 144–145. Prokesch an Metternich November 1833.

Briefform geschriebene Abhandlungen hat er an für den Gesamtaufbau wichtigen Stellen eingefügt.¹³

Moltke hat das Buch in einem großen Spannungsbogen konzipiert, der mit allmählich zunehmendem Tempo von beschaulichen Schilderungen der idyllischen Umgebung Istanbuls, über eine Besichtigungstour im Gefolge des Sultans durch Rumelien, die Reise quer durch Anatolien, Kriegszüge gegen Kurden und Araber bis zu den sich überschlagenden Ereignissen um die Schlacht von Nizib reicht. Die darauf folgende allgemeine Auflösung der Armee und die Flucht wirken als Dénouement, und eine nachträgliche Würdigung des Sultans Mahmuds II. als die gewonnenen Erkenntnisse zusammenfassender Beschluß. Die einzelnen Briefe offenbaren eine raffinierte Erzähltechnik. So wird etwa die Darstellung sozialer und kultureller Verhältnisse in die Schilderung eines Spazierganges eingebunden (VIII, S. 26–30). Oft werden Aussagen in Bilder gefaßt. Der traurige Zustand der Taurusarmee vor der Schlacht von Nizib, deren Mannschaftsstärke durch Desertion, Krankheit und Tod auch ohne Feindberührung laufend zusammenschmolz, kann durch keine Zahlen so einprägsam veranschaulicht werden wie durch den Ausblick von Moltkes Quartier auf den Begräbnisplatz,

auf welchem vom Morgen bis zum Abend Leute arbeiten, um die vielen Gräber in die harte Erde zu hacken, die unsere Hospitäler verlangen (VIII, S. 355).

Liebevolle Landschaftsbeschreibungen verraten den Kartographen und Zeichner. Sie wechseln mit schnellen Aktionsszenen, wie den Kämpfen um eine Kurdenfestung oder Floßfahrten über Stromschnellen des Euphrat. Das Buch verbindet die Elemente des Reise- und Abenteuerromans mit Authentizität und Aktualität. Seine literarische Qualität dürfte der der zum Vergleich herangezogenen etwa gleichzeitig erschienenen Reiseberichte aus dem Orient von Ainsworth, Prokesch von Osten und Pückler-Muskau überlegen sein.¹⁴

Aus diesem Grund überrascht, daß Moltkes Buch zunächst kaum Resonanz fand. Es wurde beim Erscheinen offenbar von der Kritik übersehen. Eine Rezension ist nicht bekanntgeworden.¹⁵ Die erste Auflage von 1841 war erst 1870 verkauft. 1872 erschien eine französische, 1877 eine italienische Übersetzung.¹⁶ Der Verlag Mittler brachte 1876, 1877, 1882 und in Moltkes Todesjahr 1891 Neuauflagen heraus.¹⁷ Auch ohne Zahlen über die Höhe der Auflagen wird deutlich, daß der späte Erfolg

¹³ Über die Quellen und ihre Verarbeitung: VIII, S. XIX–XXX (Einleitung des Herausgebers Gustav Hirschfeld). In dieser Ausgabe werden den entsprechenden Stellen die Originalbriefe und andere Quellen in Anmerkungen gegenübergestellt. Vergl. auch Kessel, Moltke S. 156.

¹⁴ William Francis Ainsworth, *Travels and Researches* (Anm. 10); ders., *Travels in the Track of the Ten Thousand Greeks; being a Descriptive Account of the Expedition of Cyrus and of the Retreat of the Ten Thousand Greeks as Related by Xenophon*. London 1844; Ritter Prokesch von Osten, *Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient*. Bd. 1, 2. Stuttgart 1836, Bd. 3, 1837; [Hermann Fürst von Pückler-Muskau], *Aus Mehemed Alis Reich. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen*. Stuttgart 1844. Nach der Neuauflage in Manesse Bibliothek der Weltgeschichte. Zürich 1985.

¹⁵ Bigge Bd. I. S. 233–234.

¹⁶ VIII, S. XIII

¹⁷ Allgemeines Deutsches Bücherlexikon. 1875–1879, 1880–1884, 1889–1892. Leipzig 1882, 1886, 1894.

mit der militärischen Karriere des Verfassers in Zusammenhang stand. Eine zusätzliche Auflagensteigerung dürfte die Orientkrise der siebziger Jahre verursacht haben. Als Folge muß man sich vor Augen halten, daß Moltkes Bild vor allem der militärischen Situation des Osmanischen Reiches erst größere Verbreitung fand, als es von der weiteren Entwicklung überholt war.

Eine Suche nach frühen Erwähnungen von Moltkes Buch in veröffentlichten Briefen, Tagebüchern und Gelegenheitsschriften seiner Zeitgenossen brachte nur sehr bescheidene Ergebnisse: Theodor Fontane behandelt in einem kurzen Lebensbild Moltkes auch die Orientreise und als deren literarischen Ertrag seine militärhistorische Arbeit über den russisch-türkischen Krieg 1828–1829¹⁸ sowie die Briefe aus der Türkei, verrät dabei aber ungewollt, daß er letztere wohl nicht gelesen hatte.¹⁹ Friedrich Engels betrachtete Moltkes Schrift über den russischen Balkanfeldzug von 1828/29 als einen Geheimtip und benützte sie für einen Artikel, den er im Frühjahr 1854 in den „Daily News“ veröffentlichen wollte.²⁰ Er berief sich während des Krimkrieges und der Orientkrise der siebziger Jahre noch öfter auf Moltkes Autorität, doch die Briefe aus der Türkei erwähnte er nicht.²¹ In Meyers Konversationslexikon der Ausgabe von 1852 werden Moltkes sehr negative Schilderungen der Walachei, die er 1835 auf dem Weg nach Istanbul durchreiste, teilweise wörtlich übernommen.²² Weitere Nachforschungen ergaben, daß zwar der Artikel über „das Land und Volk der Kurden“²³, der in der Beilage der Augsburger Allgemeinen erschienen war, bei Meyer wörtlich abgeschrieben wurde²⁴, für Stichworte wie „Mahmud II.“ und „Türkisches Reich“ aber zogen die Herausgeber andere Quellen vor, mit denen sie ein sehr viel negativeres Bild entwarfen, als der stets um Verstehen bemühte Moltke.²⁵ Eher eine gewisse Breitenwirkung dürften die sechs Artikel zur orientalischen Frage gehabt haben, die Moltke 1841–1844 in der Augsburger Allgemeinen, meistens in der Beilage, veröffentlichte.²⁶ Lohnend wäre zu untersuchen, wie weit die Briefe die fiktive Reiseliteratur, etwa Karl Mays Romane, beeinflussten und damit auf indirektem Wege auf das Orientbild eines deutschen Massenpublikums einwirkten.

II.

Moltke beschreibt in seinen ersten Briefen mit Vorliebe das fremde Alltagsleben: die Bauweise und Inneneinrichtung der Häuser, die Tischsitten, wobei er regelmäßig

¹⁸ Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829. Berlin 1845.

¹⁹ Theodor Fontane, Der deutsche Krieg von 1866. Berlin 1870. In: Werke, Schriften, Briefe. Hrg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. Abtl. III, Bd. 5. München, Wien 1986. S. 120–121.

²⁰ MEW Bd. 28, S. 343.

²¹ Ebd. Bd. 11, S. 185, Bd. 34, S. 218, Bd. 74, S. 235, 321.

²² Klaus Heitmann, Das Rumänenbild im deutschen Sprachraum 1775–1918. Eine imagologische Studie (= Studia Transylvanica Bd. 12). Köln, Wien 1985. S. 65, 145–146, 230, 268, 293.

²³ Siehe Anm. 2.

²⁴ J. Meyer (Hrg.), Das große Conversations-Lexikon für die gebildeten Stände. Hildburghausen 1852. Bd. 25.

²⁵ Ebd. Bd. 27, 42.

²⁶ Siehe Anm. 2.

das Fehlen des Weins bemängelt, bunte Märkte, auf dem Bosphorus die Schwärme von Booten, die als Mietsdroschken fungieren, sowie die Beliebtheit der Märchenerzähler beim Volk und derber Scherze mit eher bedauernswerten Spaßmachern bei der Oberschicht. Immer wieder beeindruckt ihn der Sinn für Beschaulichkeit, das schweigende Sitzen bei Kaffee und Pfeife, das zum höchsten Wohlbefinden gehöre. Das führt zu Beobachtungen über die fremde Mentalität, wobei ihm der Fatalismus besonders auffällt, der Pest, explodierende Pulvermagazine, Avancement und Degradierung als vom Schicksal gegeben ertragen läßt. Diese Haltung führt er auf die allgemeine Unsicherheit des Lebens zurück (VIII, S. 109, 121), vor allem aber auf die Religion, die ihm zunehmend zum Schlüssel der Erklärung wird, und zugleich auch seine Verständnisbereitschaft auf die größten Proben stellt.

In seiner Ratgeberrolle befremdet ihn natürlich der Einfluß, den Astrologie und mannigfache Formen des Aberglaubens auf wichtige militärische und politische Entscheidungen ausüben (z. B. VIII, S. 8, 131, 383). – Als Kind der Aufklärung hat er offenbar ein noch ungebrochenes Verhältnis zur Rationalität der Entscheidungsfindung in westeuropäischen Staaten. – Unvorstellbar ist für ihn zunächst der Mangel an Professionalität, das Fehlen technischer Bildung und handwerklichen Könnens in allen aus dem Westen übernommenen Zweigen. So ist ironisierend vom Pech die Rede, das türkische Dampfschiffe in Gestalt platzender Kessel verfolge (VIII, S. 79, 140). Die Kompetenz eines Großadmirals erschöpfte sich darin, daß er ein Boot auf dem Bosphorus ruderte, ehe ihn die Gunst des Sultans zum Pascha erhob (VIII, S. 133). Immer wieder vermerkt er mit Staunen, daß Führungskräfte für Militär, Verwaltung und Regierung aus den Unterschichten rekrutiert werden, ja daß gerade Sklaven des Sultans als Paschas oder gar als Schwiegersöhne des Herrschers ihren Weg machen (VIII, S. 36, 163–170, 226–227, 230 u. ö.). Solche Karrieren scheinen ihn eher wegen der fragwürdigen Kompetenz des Amtsinhabers zu beunruhigen, weniger wegen der Überschreitung von Standesschranken. Der Oberbefehlshaber der Taurusarmee ist für ihn, obwohl er seine Laufbahn als Sklave im Serail begann, ohne Zweifel ein „Mann von Stande“ (VIII, S. 266–227). Er sieht aber auch die Kehrseite des möglichen Aufstiegs, nämlich die Unsicherheit hoher Würdenträger, den Verschleiß der herrschenden Elite, deren ganze Energien für die Erhaltung von Amt und Einfluß absorbiert würden (z. B. VIII, S. 30), während Konfiszierung des Vermögens und Hinrichtung als Folge der Amtsenthebung noch immer nicht ganz auszuschließen waren.

Aus dem asiatischen Reichsteil berichtet Moltke, auch nachdem die lokale intermediäre Macht der *âyân* und *derebeyi* gebrochen war, von indirekter Herrschaft über in autonomen Stammesverbänden organisierte Turkmenen, Araber und Kurden. Ihre Führer sind für Steuerzahlung und Rekrutenstellung verantwortlich, verwalten aber ohne Einmischung des Staates die Angelegenheiten ihrer Stammes- oder Dorfgemeinschaften. Wir hören von Gefahren für Reisende durch Nomaden, der Sicherung durch Geleitbriefe an potentielle Räuber und als Abschreckung gedachten grausamen Strafen für Störer des Landfriedens, derer man habhaft wurde. Geiselnahme und Strafexpeditionen sollen Sicherheit vor Nomaden bringen, daraus entstehen Kleinkriege, die die Prosperität weiter Landstriche untergraben. Als Augenzeuge schildert er die verlustreiche Unterwerfung der Kurden, die tausende Tote, auch von Frauen und Kindern, kostete, und doch nur vorübergehenden Erfolg

haben würde, „wenn eine bessere Verwaltung nicht den Kurden ihre Unabhängigkeit ersetzt“ (VIII, S. 302).

Verständlicherweise beschäftigte Moltke in erster Linie die Schwäche der an der Grenze zu Syrien zusammengezogenen Armee. Zwangsrekrutierungen aus den Reihen der soeben blutig unterworfenen Kurden führten zu unaufhörlichen Desertionen. Die Offiziere verdankten ihre Ernennung Beziehungen statt Kompetenz. Vor allem wegen des ungenügenden Medizinalwesens „herrschte eine so hohe Mortalität, daß wir während der Dauer unseres Hierseins die Hälfte unserer Infanterie begraben haben“, beklagte er in einem Brief (VIII, S. 325, 354–355, 400 [Zitat]). Die Entscheidungsschwäche des Oberbefehlshabers, der sich vor der Schlacht auf den Rat geistlicher Würdenträger statt der ausländischen Experten verließ (VIII, S. 394, 407–408), führte dann nach Moltkes Schilderung endgültig in die Katastrophe.

Begreiflicherweise macht Moltke die Schwäche der neuen Armee, die anstelle des alten militärischen Establishment aufgebaut worden war, zum Ausgangspunkt seiner Analyse der Lage des Reiches, während die intermediären, die Reformen hindernden Gewalten durch den Herrscher bereits beseitigt waren, aber neue Institutionen sie noch nicht ersetzen konnten. Ehe wir uns seiner Auseinandersetzung mit diesen Problemen im einzelnen zuwenden, wollen wir sehen, welches Instrumentarium des Erkennens, Verstehens und Erklärens des Fremden ihm zur Verfügung stand.

III.

Wir wissen, daß Moltke keine Scheu vor Kontakten zu allen Gesellschaftsschichten seines Gastlandes kannte, auch daß er sich am Ende seines Aufenthalts problemlos auf türkisch verständigen konnte, daß er sich alles in allem für die Eindrücke seiner Umgebung eine große Offenheit bewahrte. Dennoch ist zu beobachten, daß seine Identifizierung mit dem eigenen Kulturkreis bei zunehmender Dauer seiner Abwesenheit eher intensiver wird. Das Verlangen nach der gewohnten alltäglichen Lebensweise scheint sich zum Heimweh zu steigern, wenn er z. B. in einem Brief aus dem Hauptquartier der Taurusarmee zwei Tage vor Weihnachten 1838 bekennt, wie sehr er sich wünschte, wieder einmal „ein Gericht Kartoffeln, einen gewichsten Stiefel mit einem blankpolierten Sporn oder eine ähnliche europäische Erscheinung“ zu Gesicht zu bekommen (VIII, S. 356). Damit soll keinesfalls der Eindruck erweckt werden, als ob sich für den jungen Moltke die westliche Zivilisation in ihren hier genannten Manifestationen erschöpfte. Wichtig für unsere Fragestellung ist, daß ihm das Fremde fremd blieb und kein Gewöhnungsprozeß einsetzte.

Fremd war für Moltke das Beobachtete vor allem unter zwei Gesichtspunkten: Als von der Aufklärung geprägtem Europäer konnte ihm eine so weitgehend von der Religion bestimmte Gesellschaft nur durch eine bewußte Anstrengung erklärbar werden. Als Angehörigem eines bürokratischen Staates, dessen Handeln weitgehend durch Rechtsnormen geregelt war, mußten ihn Formen indirekter Herrschaft, zu deren Hauptmerkmalen nach westlichem Verständnis Rechtsunsicherheit gehörte, geradezu abstoßen. Jedoch gerade dem Befremden durch das Beobachtete verdanken wir Moltkes Briefe; denn nur das Besondere, das nicht als Selbstverständlich Erachtete ist des Berichtens wert und fordert zum Suchen nach Erklärun-

gen heraus. Dieses Phänomen beleuchtet der Verfasser auch einmal in der entgegengesetzten Richtung, als er, wenn auch durch Spottlust verflacht, vom großen Stauen des Oberhauptes eines turkmenischen Nomadenstammes im fernsten Ostanatolien erzählt, dem er seine einfachen Fragen nach dem Leben in Europa beantwortete (VIII, S. 344). Die Ironie dieser Situation, nämlich der Bezug zu seinen eigenen Verstehensproblemen, ist ihm dabei offenbar nicht bewußt geworden.

Moltke kann scharf beobachten, das Besondere an Details erkennen und deren Bezug zu großen Zusammenhängen herstellen. Er sucht, entfernte Ursachen über mehrgliedrige Kausalketten hinweg zu erschließen. Dabei gerät er in den Widerspruch, Irrationales rational erklären zu wollen. In diesem Dilemma hilft ihm, daß ihn schon die Anfänge des Historismus berührt haben. Mit den Werken Rankes beschäftigte er sich allerdings erst in den fünfziger Jahren intensiver. Durch seinen Lehrer, den vom frühen Historismus beeinflussten Geographen Carl Ritter, wird seine Neigung verständlich, im geographisch Vorgegebenen einen Schlüssel zur Erklärung zu suchen. Seine Arbeit mit den Werken Gibbons und Niebuhrs läßt ihn gegenwärtige Phänomene aus ihrer Geschichte herleiten.²⁷ Vor allem, den Islam in seiner Eigenart zu akzeptieren, fällt ihm immer wieder schwer. Doch weist seine oft zitierte Äußerung angesichts der zur Moschee gewordenen Kathedrale von Nicäa, Schauplatz des ökumenischen Konzils, „es scheint, als wenn der Himmel das Credo so gut wie das Allah il Allah anhören wollte“ (VIII, S. 72), wohl schon über die spätaufklärerische Toleranz hinaus. Die ganze Briefsammlung zeigt Ansätze, das Fremde aus seinen spezifischen Voraussetzungen zu verstehen und nicht subjektive, dem eigenen kulturellen Hintergrund entsprungene Maßstäbe anzulegen. Damit verfeinert er das Instrument der Rationalität und relativiert es zugleich. Das Irrationale wird in seiner Eigenheit annehmbar.

Das immanente Verstehen des Fremden ist aber Moltke nie ganz geglückt. Schon seine Wortwahl drückt oft Ablehnung aus. Dies ist nicht verwunderlich, wenn sich die fremden Traditionen seiner Mission, das Heerwesen zu reformieren, entgegenstellen. Im Weg ist ihm auch das Genre des Briefes. Er hilft sich oft, indem er das den daheim Gebliebenen Unverständliche und schwer Erklärbare ironisch behandelt. Dabei gewinnt bisweilen die literarische Qualität auf Kosten des Erklärens.

Der Aushilfe des historischen Vergleichs bedient sich Moltke nur selten, obwohl sich das Messen an ähnlichen Strukturen im Europa des Mittelalters und der frühen Neuzeit gerade für die beschriebenen Herrschaftsverhältnisse im asiatischen Reichsteil des öfteren anböte. Einmal, als es um die Kultur offizieller Gastlichkeit geht, erinnert er daran, daß man gar nicht so weit in der Geschichte zurückgehen müsse, „um unsere Fürsten und Herren bei vollen Schüsseln und reichlichem Getränk in schlechten Zimmern bei derben Späßen heiter zu sehen“ (VIII, S. 170). Dieses Erklärungsschema benützen andere Orientreisende der Zeit öfter, und sei es nur mit der spielerischen Gleichsetzung der Jahreszählung nach der Hedschra mit der nach Christi Geburt, ein Topos, der von Pückler-Muskau²⁸ bis in die Publizistik unserer Tage in Gebrauch blieb. Im Zusammenhang mit einem geglückten Versuch, die im Osmanischen Reich übliche Form der Sklaverei mit Verständnis

²⁷ Stadelmann, S. 353–375.

²⁸ Pückler-Muskau, S. 16.

für ihre Eigenart darzustellen, zieht die Lage der *glebae adscripti*, ein beinahe noch zeitgenössisches heimisches Phänomen, zu einem Vergleich heran, der für die in Preußen gerade erst überwundene Institution der Leibeigenschaft nachteilig ausfällt (VIII, S. 35–37).

IV.

Zu untersuchen bleibt, wie Moltke dieses Instrumentarium einsetzt, um die Ursachen des militärischen und politischen Niedergangs und die Chancen, ihn durch Reformen aufzuhalten, zu analysieren. Dabei sollen außer den Briefen auch die 1841 bis 1844 erschienenen Zeitungsartikel verwendet werden. Bei letzteren ist ebenso wie bei den später verfaßten fiktiven Briefen²⁹ zu beachten, daß sie mit Kenntnis der Ereignisse von 1839 und 1840 geschrieben wurden.

In allen herangezogenen Texten wird beinahe stereotyp die Rechtsunsicherheit und die Unzulänglichkeit der Verwaltung beklagt. – Der Wahlpreuße Moltke kann also seinen kulturellen Hintergrund nicht verleugnen. – Die Unsicherheit verhindere Produktivität; denn Reichtum müsse beweglich sein, um notfalls flüchten zu können. Deshalb legen besonders die Christen lieber ihr Geld in Pretiosen an, statt in „eine Fabrik, eine Mühle oder ein Vorwerk“ zu investieren. Diese gerade die gewerbliche Produktion hindernden Verhältnisse bewirkten, daß der Außenhandel „größtenteils nur Austausch fremder Fabrikate gegen einheimische rohe Stoffe“ ist. Der Verfasser legt anhand der Seide eine Berechnung vor, wie sehr die Rohstoffe im Verhältnis zu den Fertigwaren unterbewertet werden (VIII, S. 53). Auf die zu dieser Zeit in Ägypten unter Muhammad Ali funktionierende Produktion von Manufakturwaren für den Export bleibt ihm allerdings, teils durch Unkenntnis, teils durch die einseitige Parteinahme für die Pforte gegen ihren Vasallen, der Blick verstellt. Ebenfalls ohne die ägyptische Entwicklung zu berücksichtigen, stellt er fest, daß das System staatlicher Zwangskäufe zu niedrigen Festpreisen den Getreideanbau großen Stils verhindere, der die inzwischen ausbleibenden Lieferungen aus den Donaufürstentümern und Ägypten ersetzen könnte. So lägen in nächster Nachbarschaft von Istanbul mit seinen etwa 800 000 Verbrauchern gute Böden brach, und Getreide müsse aus Odessa eingeführt werden (VIII, S. 54). Ämterkauf und Steuerpacht ruinierten die Provinzbevölkerung, vor allem die *Raya* (VIII, S. 51–52). Gerade das letztere System führe dazu, daß die Staatseinkünfte nicht für eine Armee ausreichen, die stark genug wäre, alle Provinzen des Reiches zu schützen oder gar seine Unabhängigkeit von den Großmächten zu gewährleisten (VIII, S. 50–51). Moltke sieht Ansätze für eine Besserung wie z. B. den sich durchsetzenden Verzicht auf die Einziehung des Vermögens amtsenthobener Würdenträger oder den gebietsweise schon eingeführten direkten Einzug der Steuern durch ausreichend besoldete Be-

²⁹ Nr. 10. Die politisch-militärische Lage des osmanischen Reiches im Jahre 1836. VIII, S. 46–54. Nr. 34 Die Alterthümer zu Konstantinopel. VIII, S. 181–206, Nr. 66 Sultan Mahmud II. VIII, S. 428–441.

amte.³⁰ Diese Versuche scheiterten jedoch an tangierten Partikularinteressen, an der anfänglichen Minderung der Einnahmen und ganz besonders an dem immer wieder beklagten „Mangel an redlichen Beamten“ (VIII, S. 51, 297, 440; II, S. 303, 310).

Nach Moltkes Einschätzung würde eine Gleichberechtigung der Christen nicht nur der Wirtschaft, sondern auch dem Militärwesen neue Impulse geben. Als während der Krise des Jahres 1839 im Hauptquartier der Taurusarmee der Einsatz auch von Christen in der Armee erwogen wurde, glaubte er eine Chance für den Aufbau christlicher Bataillone neben den weiterhin aus Muslimen rekrutierten Einheiten zu sehen. Damit wäre die muslimische Bevölkerung entlastet worden, die besonders unter dem *de facto* noch immer lebenslangen Wehrdienst leide. Am meisten erwartete er dabei von den Armeniern (VIII, S. 373–375; II, S. 305–306, 310). Er hielt sie für eine der loyalsten Bevölkerungsgruppen des Reiches, man könne sie „in der That christliche Türken nennen, so ganz haben sie die Sitten und selbst die Sprache jener herrschenden Nation angenommen . . .“ (VIII, S. 34 [Zitat]; II, S. 313). Um so mehr bedauerte er, daß sie kurz vor seiner Ankunft Opfer von Verfolgungen geworden waren (VIII, S. 50, 53), ohne natürlich den späteren Genozid vorauszuahnen. Moltke sieht aber auch die Gefahren, die von einer Gleichbehandlung der Christen drohen; denn nur die Unterordnung der Ungläubigen unter die Gläubigen halte die vielerlei muslimischen Völker des Reiches zusammen. Für den Sultan bilde der Islam die Grundlage der Legitimität seiner Herrschaft, so daß eine Minderung des Einflusses der Religion seiner Macht die Basis entzöge (VIII, S. 437–438; II, S. 303–304).

Moltke zeichnet sowohl in spontan entstandenen Briefen als auch in einer abschließenden Würdigung in Briefform geradezu liebevoll das Porträt des Reformsultans Mahmuds II. (VIII, S. 137–138, 148, 428–441). Er vergleicht ihn mit dem Zaren Peter dem Großen und stellt fest, daß im Rußland Peters und im Osmanischen Reich unter Mahmud „die Völker das konservative und die Regierungen das revolutionäre Element“ verkörpert hätten (VIII, S. 429) – eine Konstellation, die der junge Moltke für günstig hielt, wie Äußerungen über Kaiser Joseph II. an anderer Stelle zu entnehmen ist.³¹ Gelungen sei dabei Mahmud die Ausschaltung konservativer intermediärer Gewalten, die Reformen behinderten. Mit wenigen Ausnahmen aber sei der Aufbau des Neuen gescheitert oder doch bis zu seinem plötzlichen Tod nicht erfolgreich zu Ende gebracht worden (VIII, S. 431–441).

Als Haupthindernis für Reformen macht Moltke immer wieder einerseits den „Mangel an redlichen Beamten“ aus (VIII, S. 440; II, S. 280, 303, 310) – der Ausdruck wird in dieser Form laufend wiederholt – und andererseits die besondere Rolle des Islam, der weit mehr als andere Religionen ins Alltagsleben regelnd eingreife (VIII, S. 350, 437–439). Doch sah er in der von der Religion geprägten autochthonen Kultur nicht nur einen Hemmschuh für den Aufbau einer modernen eigenständigen osmanischen Macht, sondern auch einen stabilisierenden Faktor. Entsprechend formulierte er 1841 seine Vorstellungen eines erfolgversprechenden Reformkonzepts:

³⁰ Über die Abschaffung und Wiedereinführung der Steuerverpachtung 1839–1842: Bernard Lewis, *The Emergence of Modern Turkey*. London, New York 1961. S. 379–380.

³¹ Stadelmann, S. 65–66, 364.

Wenn eine Regeneration des türkischen Reiches als solches möglich, so kann sie nur von einer erst zu erziehenden Generation und aus muselmännischen Wurzeln hervorgehen. Alle Bekehrungs- und Europäisierungsversuche, alle feindlichen Angriffe, so gut wie freundschaftliche Dazwischenkünfte führen nur zum völligen Zerfall (II S. 282).

Eine solche neue Generation müßte dann die redlichen Beamten stellen. Für am geeignetsten, Korruption und Inkompetenz abzulösen, hielt er

„diejenigen Osmanly (. . .), welche, zum Theil mit großem Nutzen, ihre Ausbildung in Europa erhielten. Jene Männer werden in Zukunft von der höchsten Wichtigkeit sein. Sultan Mahmud hat das Verdienst, diese Saat ausgestreut zu haben, aber er konnte die Früchte noch nicht ernten“ (VIII, S. 434).

Von diesen europäisch gebildeten Osmanen³² kennt und schätzt Moltke besonders Mustafa Reşid, und er beklagt, „daß dieser redliche eifrige Erbauer nicht neben dem kräftigen, aber rathlosen Zerstörer Mahmud wirkte“ (II, S. 309–310, siehe auch 303). Beide nach Moltke unerläßlichen Voraussetzungen erfolgreicher Reform – Verwurzelung in der islamischen Tradition und europäisch gebildete Beamte – entsprechen in dessen Denken dem immanenten Verstehen des Fremden und der fortbestehenden Orientierung an seinem eigenen Kulturkreis. Ein Konzept für eine Synthese der beiden Welten hat er offenkundig nicht.

V.

Auffällig ist, daß Moltke in den Briefen, die auf während der Reise geschriebene Vorlagen zurückgehen, die Erfolgsaussichten der Reformanstrengungen günstiger einschätzt als nach Mahmuds Tod und der Veröffentlichung des *hat-ı serif* von *Gülhane* (VIII, S. 137–138, 148, 294–298). Nachher hält er die Chancen für so gering, daß in seiner Haltung zum Osmanischen Reich ein Bruch deutlich wird und er in seinen Presseartikeln zur orientalischen Frage ein neues Szenario entwirft. Beim nun für wahrscheinlich gehaltenen Scheitern der Reformen hätte das Osmanische Reich noch die Möglichkeit, in Ostthrazien, Anatolien und Armenien mit den traditionellen Mitteln seine Herrschaft über die Türken, die ebenfalls muslimischen Kurden und die als besonders loyal eingeschätzten Armenier für lange Zeit auszuüben. Er plädiert dafür, einen ohnehin nicht mehr aufzuhaltenden Prozeß zu beschleunigen, das Osmanische Reich bis auf diese Länder aufzuteilen und die übrigen Gebiete unter den Schutz der Mächte zur Eigenstaatlichkeit und Reformen nach westlichem Muster hinzuführen. Dabei hat er sichtlich moralische Bedenken, denn er verweist auf „das warnende Beispiel einer früheren Theilung, deren Folgen für Europa noch lange nicht verschmerzt sein werden“. Trotz der Erfahrungen mit Polen sollte nach seiner Meinung die europäische Diplomatie einen Prozeß, der nicht mehr aufzuhalten sei, wenigstens geordnet und in gegenseitigem Einverständnis der Großmächte durchführen (II, S. 282–283, 306–307, 312–314, Zitat S. 283).

³² Über die Begründung einer zivilen Bürokratie zur Zeit Selims III. und Mahmuds II.: Carter V. Findley, *Bureaucratic Reform in the Ottoman Empire. The Sublime Porte 1789–1922*. (Princeton Studies on the Near East). Princeton 1980. S. 112–150.

Dieser Vorschlag mag uns heute bedenklich erscheinen, nicht zuletzt auch, weil er mit Projekten deutscher Kolonisation in Palästina verbunden war. Er bekommt aber ein anderes Aussehen, wenn wir nach den Motiven suchen – abgesehen vom Verzweifeln an den Aussichten auf Stabilisierung des Osmanischen Reiches durch Reformen: Der junge Moltke war ein Kind seiner Zeit, des Vormärz, den wir zu einseitig betrachten, wenn wir die Unterdrückung progressiver Ideen und Bewegungen zur ausschließlichen Grundlage des Urteils machen. Für Moltke war es damals selbstverständlich, daß er als preußischer Generalstabsoffizier nur noch „hinten, weit in der Türkei“ einen richtigen Krieg studieren konnte. Den Zustand des ständigen friedlichen Interessenausgleichs im Konzert der Mächte wollte er durch das nach seiner jetzigen Meinung zerfallende Osmanische Reich, den passiven Friedensstörer, nicht gefährden lassen. Er hatte ja selbst die Schlacht am Rande der Welt erlebt, die in wenigen Stunden entschieden war, aber eine europäische Krise nach sich zog, deren Austragung durch einen Krieg der Großmächte am Rhein im Sommer 1840 anscheinend kurz bevorstanden hatte. Die Gefahr eines europäischen Krieges um kollidierende Interessen in entfernten Krisengebieten sollte durch die kontrollierte Abtrennung auf die Dauer unhaltbar gewordener Außenzonen des Osmanischen Reiches gebannt werden.

Im Februar 1841 schrieb Moltke in einem Artikel³³ über die orientalische Frage:

Wir bekennen uns offen zu der vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens. Nicht als ob von jetzt an blutige und lange Kämpfe nicht mehr stattfinden könnten, als ob man die Armeen verabschieden, die Kanonen zu Eisenbahnschienen umgießen sollte, nein! aber ist nicht der ganze Gang der Weltgeschichte eine Annäherung zu jenem Frieden?

Er beruft sich auf das Beispiel der Landesherren, die den Rittern und Städten das mittelalterliche Fehderecht genommen hatten, und analog sei es in der Gegenwart den kleinen Staaten nicht mehr erlaubt, ihre Interessen mit Kriegen durchzusetzen. So ist „nur einer sehr kleinen Zahl von Mächten noch die Möglichkeit vorbehalten, die Welt in Flammen zu setzen“. Er verweist auf das Beispiel Preußens, das in 25 Friedensjahren seine Bevölkerung um ein Viertel vermehrt habe und 15 Millionen besser ernähre, kleide und unterrichte als die früheren elf. Solche Resultate seien denen eines siegreichen Feldzugs vorzuziehen, weil diese Eroberungen nicht auf Kosten eines anderen und „ohne die unermesslichen Opfer eines Krieges“ gemacht wurden.

Der Gedanke liegt so nahe, die Milliarde, welche Europa jährlich seine Militärbudgets kosten, die Millionen Männer im rüstigen Mannesalter, welche es ihren Geschäften entreiben muß, um sie für einen eventuellen Kriegsfall zu erziehen, alle diese unermesslichen Kräfte mehr und mehr produktiv zu nutzen.

Deshalb hält er es gar für möglich, daß Europa, „sei es in Jahrzehnten oder in Jahrhunderten“, „die gegenseitige Entwaffnung“ erleben werde (II, S. 286–288).

³³ Seine Vorstellung von der europäischen Friedensordnung entwickelte Moltke hier im Detail, um zu begründen, daß in Zukunft nicht mehr durch Kriege absorbierte Kräfte in Kolonisationsprojekte gelenkt werden können. Daß diese Ordnung seines Erachtens nicht mehr durch orientalische Krisen in Frage gestellt werden dürfe, geht aus seinen 1841 und 1842 in der Augsburger Allgemeinen erschienenen Artikeln eindeutig hervor.

Diese Entwicklung war es also, die durch keine Orientkrise mehr gestört werden sollte.

Historiker, die sich in den letzten Jahren mit Moltkes „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei“ beschäftigten, meinten, darin eine ablehnende, feindliche Einstellung zum Osmanischen Reich zu erkennen, die seine Enttäuschung als ein an einer nicht reformbereiten Gesellschaft scheiternder Militärexperte widerspiegele,³⁴ oder bescheinigten ihm gar Verachtung für Muslime, einseitige Parteinahme für Minderheiten und allgemeine Verständnislosigkeit³⁵. Eine Neubewertung des literarischen Ertrags seines langen Orientaufenthaltes dürfte im Gegensatz dazu ergeben, daß er sich um Verstehen bemühte und die zeitgenössischen Reformanstrengungen mit bangender Sympathie begleitete. Allerdings läßt sich im Gefolge der verlorenen Schlacht von Nizib und dem danach scheinbar unaufhaltsamen Niedergang, vor allem aber nach der europäischen Krise und der Kriegsgefahr im Sommer 1840 ein Bruch in Moltkes Einstellung zum Osmanischen Reich konstatieren. Von da an hält er ein Wiedererstarken durch Reformen nach westlichem Muster für unwahrscheinlich und möchte nur noch die Gefährdung des Friedens durch die ungelöste orientalische Frage abgewendet sehen. Das Konzept der Fortentwicklung einer europäischen Friedensordnung aus der Feder des späteren Generalfeldmarschalls in diesem Zusammenhang verdient dabei unsere Aufmerksamkeit.

Zur Zeit von Moltkes Orientaufenthalt stellte der Islam für die europäischen Gebildeten eine besondere Herausforderung dar, die wegen der engen Verknüpfung des Osmanischen Reiches mit der europäischen Politik nicht einfach ignoriert werden konnte. Aus der Aufklärung resultierende Vorstellungen von rationaler Verwaltung, Gleichheit vor dem Gesetz und Achtung von Menschenrechten waren weithin akzeptiert. Damit war ein radikaler Gegensatz der Wertesysteme in beiden Kulturkreisen aufgebrochen. Zugleich aber hatte der allmählich entstehende Historismus ein Werkzeug zum Verstehen des Fremden aus seinen ihm eigenen Voraussetzungen, ohne die Anlegung von für allgemeingültig gehaltenen Maßstäben, bereitgestellt. Diese Spannung zwischen dem eigenen rationalen Weltbild und Bemühungen um Verständnis für das radikal andere wird durch Moltkes Stellung im Osmanischen Reich noch verschärft. Er beobachtet, wie eine in ihren Traditionen ruhende Gesellschaft von einer verschwindend kleinen Führungsgruppe verändert werden soll. Während er selbst sowohl durch seinen eigenen kulturellen Hintergrund als auch durch seine Funktion als Berater prädestiniert ist, sich mit den Reformen zu identifizieren, versucht er, die beharrenden Kräfte zu verstehen, die ihre autochthone Kultur nicht in Frage stellen lassen. Die Antinomie der von Christentum, Humanismus und Aufklärung geprägten Wertmaßstäbe mit ihrem Anspruch auf Allgemeingültigkeit und der in der Folge des Historismus postulierten Bereitschaft zum Verständnis für fremde Kulturen kompliziert auch heute noch unsere Haltung zum

³⁴ Jehuda Wallach. Zur Moltke-Legende in der Türkei. In: Heinz Duchhardt, Manfred Schlenke (Hrg.), Festschrift für Eberhard Kessel zum 75. Geburtstag. München 1982. S. 156–165.

³⁵ Stanford J. und Ezel Kural Shaw, *History of the Ottoman Empire and Modern Turkey. Vol. II: Reform, Revolution, and Republic: The Rise of Modern Turkey, 1808–1975*. Cambridge, London, New York, Melbourne 1977. S. 45.

Islam, während wir uns nicht anders als zur Zeit der Orientkrise von 1839–1841 einer Auseinandersetzung nicht entziehen können. Die Probleme des jungen Moltke mit dem Orient stehen uns also heute nicht fern, so daß es sich wohl lohnt, von diesem Klassiker des zweiten Kaiserreiches wieder einmal den Staub zu blasen.

FRIEDRICH HEYER

Das orthodoxe Kirchen- und Schulleben der Griechen im ersten Vierteljahrhundert seit der Befreiung in den Augen deutscher Philhellenen

Die deutschen Philhellenen, griechenbegeistert seit der Nachricht über den Aufstand der Hetärie, mit ihrem Einsatz für das freie Griechenland ihre eigene Aversion gegen ihre restaurativen Regierungen artikulierend, waren auch Vermittler eines Griechenlandbildes an ihre Sympathisantenkreise. Was nahmen diejenigen unter ihnen, die besonders christlich orientiert waren, vom orthodoxen Kirchen- und Schulleben in Griechenland wahr? Thiersch, Hufeland, Prokesch, Spittler in Basel?

I.

Derjenige unter ihnen, der am frühesten unterwegs war – *Friedrich Thiersch* – war studierter Theologe. Das Theologiestudium in Leipzig aber hatte ihn unbefriedigt gelassen. Man kann Thiersch also nicht zum christlich motivierten Philhellenen stempeln. Aber darin liegt seine Bedeutung, daß er als erster erkannte, daß die orthodoxe Kirche das Volkstum während der dunklen Jahrhunderte erhalten hatte. Es waren die Priester, die „ohne Unterlaß in der Nation die Erinnerungen an ihre Vorzeit“ wachhielten. „Weit entfernt, die Finsternis zu hegen, hat die griechische Geistlichkeit viel mehr die Bildung des Volkes fortdauernd zum Hauptgegenstand ihrer Bemühungen gemacht.“ Thierschs Hinweis auf die nationale Identitätspflege durch die orthodoxe Kirche, ohne welche der Nationalcharakter verlorengegangen wäre, lebt bis in die Gegenwart in allen südosteuropäischen Kirchen, die eingefügt in kommunistische Staaten leben, in apologetischer Verwendung weiter. Dies ist das entscheidende Argument, mit dem die Kirchen ihr Dasein in einer neuen Wertewelt rechtfertigen. Jetzt aber erwartete Thiersch vom Kontakt mit der europäischen Wissenschaft einen Entwicklungsschub. Im Mai des Aufstandsjahres begann er, die Öffentlichkeit mit seinen „Bemerkungen und Nachrichten über die neuesten Begebenheiten im eigentlichen Griechenland“, publiziert in der *Allgemeinen Zeitung*, zu informieren.

Daß das Theologiestudium in Leipzig (1804–1807) Thiersch gleichsam auf ein Ödland führte, dann aber der enge Anschluß an Heyne in Göttingen ihm die beglückende Entdeckung der Klassik bescherte, wirkte sich bei Thierschs Griechenlandfahrt im August 1831 bis März 1832 in einem auffallend geringen Interesse am orthodoxen Kirchenwesen aus. Kirchenbauten finden Thierschs Aufmerksamkeit nur, wenn sie auf den Fundamenten antiker Tempel errichtet sind oder sich male- risch in die Natur einfügen.¹ In seinem brillanten Bericht über die griechischen Verhältnisse an König Ludwig von Bayern vom 25. Januar 1832 wird die wirtschaft-

¹ H. Thiersch, *Friedrich Thierschs Leben II, 1830–1860*, Leipzig und Heidelberg 1966, 64, 79, 87, 104

liche, politische und militärische Situation Griechenlands angeleuchtet, aber kein Wort über die Kirche des Landes verschwendet.² Daß englische und amerikanische Missionare Schulen stiften, in denen man „nur diejenigen Teile der Religion vorträgt, welche die englische mit der griechischen Kirche gemein hat, alles andere aber als Idololatrie abhält“, hält Thiersch nur deshalb für möglich, weil die Missionare die „Rathlosigkeit der griechischen Kirche“ ausnützen können.³

Daß ein Schiffssteuermann die Panhagia bei einer Flaute anruft, sie möge die Winde stärker blasen lassen, reizt Thiersch eher zum Spott. Die Geistlichkeit wird nur bemerkt, wenn sie zu einem festlichen Empfang von hohen Autoritäten als Kulisse aufgestellt erscheint.⁴

II.

In Berlin entwarf der königliche Leibarzt *Hufeland* einen Griechenaufruf, der am 25. April 1826 in den Zeitungen veröffentlicht wurde, unterstützt von den führenden preußischen Kirchenmännern, so von Propst (später Bischof) *Daniel Amadeus Neander* und seinem Freund, dem (späteren) Generalsuperintendenten von Pommern, *Ritschl*, auch vom Domprediger *Strauß*.⁵ Freilich fehlte in der zweiten Phase des Philhellenismus, die sich jetzt abzeichnete, jenes Moment frühliberaler Artikulation innenpolitischer Freiheitstendenzen, die die Bewegung von 1821/22 stimuliert und bei den Regierungen Verdacht erregt hatte. Die Großmächte, durch die ursprüngliche Bewegung irritiert, mußten sich überzeugen, daß mit dem Legimitätsprinzip allein, das dem Osmanischen Reich seine Hoheitsrechte gegenüber den Aufständischen zusprach, die orientalische Frage nicht gelöst werden konnte. *Hufelands* Appell zog den um die südosteuropäischen Nationen besorgten russischen Schriftsteller *Alexandru Stourdza*, Sprößling einer phanariotischen Fürstenfamilie, nach Berlin. Stourdza-Zitat: „Der Aufruf eines Greises wurde gehört und aufgenommen vom einen Ende Deutschlands bis zum andern. Denn er hatte den Mut aufgebracht, als erster ein einstimmiges Empfinden zum Ausdruck zu bringen.“

Stourdza brachte natürlich eine Fülle von Informationen mit. Nach *Hufelands* Tod schrieb Stourdza seine *Esquisse de sa vie et de sa mort chrétienne*. Dem Besucher aus St. Petersburg erzählte *Hufeland*: „Die guten Gedanken kommen von oben. Eines morgens hatte ich gerade wie gewohnt die Zeitungslektüre beendet. Ich fühlte mein Herz in Gedanken an die Leiden der Brüder im Osten. Da sagte ich mir: Nein! Du kannst nicht länger passiver Zuschauer solchen Elends bleiben. Das war wie ein Lichtstrahl. Ich ging, meinen Plan dem König und dem Grafen Bernstorff vorzutragen. Man billigte meine in der bisherigen politischen Diskussion völlig fremdartigen Ansichten und am selben Tage ließ ich meinen Aufruf in die Zeitungen einrücken. Gott segnete dies Unternehmen und wir gelangten dazu, einen Betrag von 50 Tau-

² a. a. O., 127 ff.

³ a. a. O., 109

⁴ a. a. O., 138, 203

⁵ J. Irmscher, *Der Philhellenismus in Preußen als Forschungsanliegen*, Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1966, 36

send Thalern zusammenzubringen.“ Mit später gesammelten 3000 wurde nach Hufelands Vorschlag ein Stipendium für junge Griechen zum Studium an der Universität Berlin finanziert.

Stourdza belebte bei Hufeland die Kapodistria-Erinnerungen. Er berichtete: „Hufeland hatte den Grafen Capodistrias wenig gekannt, liebte ihn aber vermöge des Instinkts großzügiger Seelen . . . Er beweinte seinen Tod und griff zur Feder, sein Andenken zu verteidigen.“ Stourdza fiel es auf, daß Hufeland, der dem Militärwesen abhold war, doch bereit war, seinem eigenen Sohn zuzustimmen, als dieser sich in den philhellenischen Freiheitsverbänden einreichte: „Obwohl Hufeland seinen einzigen Sohn ungern als Militärperson sah, stimmte er dem zu, daß er unter den Fahnen der Freiheit auf dem vaterländischen Boden stand. Kaum war dieser geheiligte Einsatz zu Ende, bestimmte er seinen Sohn, auf das Waffenhandwerk zu verzichten.“⁶

III.

Zu einer eigenen Spielart der Griechenförderung fand der österreichische Diplomat *Prokesch*. Seine Erfahrungen übermittelte er in den „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient“, III, Stuttgart 1837. Seine religiöse Position drückt eine Tagebuchnotiz aus, die Prokesch am 16. Februar 1828 in Smyrna niederschrieb. „Wie wohltätig der Gedanke, daß es etwas gibt, was die Jahrtausende überdauert, aus ihren fallenden Ruinen sich rettet und dem Aufbau der Witzlinge und Neuerer entkömmt: Die Religion ist die Nabelschnur, mit welcher der Mensch aller Zeiten und Farben an der gemeinschaftlichen, unerrathenen, allgegenwärtigen Mutter hängt. Daß man heut zu Tage noch Zeit zur Religion hat, das tröstet mich und hält meine Hoffnung aufrecht.“⁷ Immer wieder zieht es Prokesch zu den Klöstern und Kirchen der Griechen: Zum Kloster Poros, in dessen Rhede der bayerische Oberstleutnant *Heideck* auf einem Felsenriff seine „Baierburg“ errichtet hatte,⁸ zu den in Ruinen liegenden Kirchen und Klöstern Äginas,⁹ zur Burgkirche auf Thasos,¹⁰ zum Athos.¹¹ Er zählt die 30 Kirchen von Thessaloniki.¹²

Das Interesse Prokeschs an der Antike macht verständlich, daß der österreichische Diplomat auch die Stätten antiker Religion ehrfürchtig besucht.¹³ Unvoreingenommen schätzt er aber auch den „Vorsteher der Derwische von Thessaloniki, *Mohamed Ali Efendi* . . . als Mann von Gelehrsamkeit, Geist und Erfahrung.“ – „Wir sind alle Gottes, Christen, Türken und Juden“, hört er den Derwisch sagen und kommentiert: „Es ist natürlich, daß wir als Christen und Menschen solchen

⁶ Œuvres posthumes III, Paris 18, 223 ff.

⁷ Ritter Prokesch von Osten, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, III, Stuttgart 1837, 557

⁸ a. a. O., 558 u. 562

⁹ a. a. O., 594

¹⁰ a. a. O., 615 vgl. 621, 622, 624, 625

¹¹ a. a. O., 634

¹² a. a. O., 638 ff.

¹³ a. a. O., 630

Worten in dem Munde eines Muselmannes gerne begegnen; aber ich weiß auch, daß durch Duldung keine Religion gegründet worden ist und jede damit zu sterben begann.“¹⁴

Prokesch freute sich daran, daß die im Orient stationierten Geistlichen aus den westlichen Nationen, wo sie irgendeine Möglichkeit fanden, einzelne, von türkischen Racheaktionen bedrohte Mitglieder der Hetärie retten konnten. Prokesch erzählt, der englische Pastor *Leake* habe der Schwester *Trikoupis* (später mit *Mavrokordato* verheiratet) 1825 die Flucht aus Konstantinopel ermöglicht – „ein schönes Weib!“¹⁵ Als der kompetenteste europäische Orientkenner beurteilt Prokesch treffend die Chancenlosigkeit griechisch-orthodoxer Instanzen im politischen Geschäft. Als die Pforte Hierarchen des Ökumenischen Patriarchats nutzen wollte, die aufständischen Griechen zur Unterwerfung zu bereden, und dies in dem Augenblick, da *Kapodistria* „die kühnsten Hoffnungen unter den Griechen weckt“, sieht Prokesch von vornherein (März 1828): „Der Versuch der Pforte, einige Bischöfe an die Griechen zu senden und dieselben zur Unterwerfung aufzufordern, hat dermalen gar keine Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich.“¹⁶ Aufmerksam beobachtete Prokesch aber Fortschritte in der kirchlichen Organisation innerhalb des befreiten griechischen Territoriums. Er erhofft Gutes von der Zusammenkunft der Bischöfe in *Arta*.¹⁷

Mit ungewöhnlichem Geschick handelte Prokesch mit *Ibrahim-Pascha* den Austausch arabischer Gefangener gegen griechische, die bereits in die Sklaverei verkauft waren, aus.¹⁸ Einen Papas machte ihm der ägyptische Heerführer zum Geschenk.¹⁹ Wie die Befreiten ihm dankten, schildert er selbst: „Die Leute küßten mir Hände und Füße, Kleid und Degen – ja sie warfen sich auf die Stelle, die mein Fuß soeben verlassen hatte, um sie zu küssen.“²⁰ Im September 1828 sieht man Prokesch verzweifelt Ausschau halten: „Wo ist der Grieche, der die Griechen zu beherrschen Macht und Verstand hätte, und wo der Fremde, der die Elemente der Organisation, die so reichlich im Lande liegen, aufzulesen versteht und aus den Griechen das, was sie seyn sollen, Griechen, nicht aber lieber Affen seiner Landsleute, machen wollte!“²¹ Seit 1834 österreichischer Gesandter in Athen, pflegte Prokesch von Osten die Beziehungen zu den alternden Freiheitshelden. Er litt persönlich im Blick auf den Mangel an Einfühlsamkeit ins orthodoxe Wesen, den er beim katholisch verbliebenen König *Otto* bemerkte. Als der König in der Nähe eines Klosters auf dem *Pentelikon* zeltete und am Freitag ohne Achtung auf die orthodoxen Fastenregeln in der Hofgesellschaft Fleisch servieren ließ, bemerkte Prokesch, besser hätte man

¹⁴ a. a. O., 644 ff. In den Gebeten und Tänzen der Derwische findet Prokesch den „Zauber des tiefsten Alterthums“.

¹⁵ a. a. O., III, 591

¹⁶ a. a. O., III, 561

¹⁷ a. a. O., III, 599

¹⁸ a. a. O., III, 565 – 589

¹⁹ a. a. O., III, 576

²⁰ a. a. O., III, 589

²¹ An der Befreiung griechischer Sklaven aus der Hand der Soldaten *Ibrahim Paschas* beteiligten sich auch die drei Vertragsmächte von London, vgl. E. Driault u. M. Lhéritier, *Histoire diplomatique de la Grèce de 1821 à nos jours*, Paris 1925, S. 413.

für dieses Fest einen anderen Tag gewählt. Der König hätte sich auch tiefer auf das Gespräch mit dem Abt einlassen sollen. Mehr Anpassung an die Orthodoxie sei vonnöten.²²

IV.

In Basel ergab sich eine einzigartige Variante innerhalb des deutschsprachigen Philhellenentums: Gegenüber der säkularen Bewegung formierte sich eine zweite, pietistisch motivierte. Im Juli 1821 hatten sich auf die Nachricht vom griechischen Aufstand zum ersten Mal deutsch-schweizerische Griechenfreunde in Bern zusammengefunden, im März 1822 Hellas-begeisterte Basler unter Führung des Gymnasialrektors *Hanhart* vereinigt. Man war gleichsam mit der Nase auf die Griechenfrage gestoßen, denn 140 deutsche Freiheitskämpfer standen bereit, mit dem griechischen Hauptmann Kephelas zu Felde zu ziehen. Für ihre Ausrüstung war zu spenden. Reste der Truppen *Alexander Ypsilantis*, deren Vorstoß in die Moldau gescheitert war, hatten sich 1823 über Rußland in die Schweiz gerettet, um über Marseille wieder an die griechische Front zu fahren, mußten aber in Basel warten, solange Frankreich die Durchzugserlaubnis verweigerte. 24 von ihnen mußten in einer Basler Kaserne gepflegt werden. Schon hier fanden auch die Pietisten die Möglichkeit zu einer geistlichen Hilfsaktion. Den Griechenkämpfern zuliebe wurde von der Basler Bibelgesellschaft – Tochter der Christenthumsgesellschaft – ein neugriechisches Johannesevangelium gedruckt.

Die Christenthumsgesellschaft – das war das Aktionsorgan der Pietisten, nach dem Vorbild der englischen Societies organisiert, etwa 40 Restgruppen, die sich inmitten der aufklärerischen Bildungswelt halten konnten und Basel zu ihrem Vorort gemacht hatten. *Spittler* war ihr Sekretär, ein Meister darin, für jedes auftauchende gesellschaftliche Bedürfnis eine christliche Zweckorganisation zu schaffen. So gründete Spittler in Rivalität zum Basler Philhellenenbund seinen eigenen Griechenverein. An der Spitze des am 28. Juli 1826 gestifteten „Vereins zur sittlich-religiösen Einwirkung auf die Griechen“ stellte Spittler den Exegeten der Theologischen Fakultät *de Wette* – eine der eindrucksvollsten Theologengestalten des 19. Jahrhunderts. De Wette gab als erstes ein Bulletin heraus, die „Griechenblätter“, voller Informationen. Im Gründungsaufwurf des neuen Vereins hieß es: „Die allgemeine Teilnahme an dem Schicksale der Griechen hat sicherlich ihren Grund in dem gesunden richtigen Gefühl, daß es sich bei ihrer Unterdrückung um die Vertilgung der letzten Reste christlich-europäischer Bildung in einem Volke handelt, welchem die europäische Menschheit Wissenschaft und Kunst verdankt und welches selbst in der Geschichte der christlichen Kirche eine bedeutende Stelle einnimmt. Einem Volke, dem wir so viel schuldig sind, sollten wir uns durch eine angemessene Rückwirkung dankbar beweisen. In der Tat scheint die unter den Griechen auflodernde Begeisterung zum Teil durch den Einfluß entzündet zu sein, den die europäische Bildung auf die edelsten, in Europa erzogenen Söhne dersel-

²² Prokesch amtierte noch bis 1872 als österreichischer Internuntius in Konstantinopel.

ben ausgeübt hat. Aber es ist die Frage, ob dies ein rein christlicher Einfluß war.“

Das war der Ansatzpunkt des neuen Vereins. Es wirkte sich bei den Baslern das damals verbreitete Vorurteil gegen die Orthodoxie aus, daß hier „das Christentum noch unter den alten erstarrten Formen schlummert“. Infolgedessen will man „christliche Teilnahme auch diesem Volke zuwenden und den Versuch machen, ob das höhere religiöse Leben, das, Gott sei Dank, unter uns herrscht und das wir dem fleißigen Gebrauche der Hl. Schrift verdanken, auf irgendeine Weise unter ihnen erweckt werden könne“.

Nun warfen die Vereinsgründer ein Verbindungsseil zu den profanen Philhellenen aus: „Ein solcher Versuch sollte auch von denen, welchen die politische Wiedergeburt der Griechen am Herzen liegt, gern gesehen und gebilligt werden. Diese Wiedergeburt kann nur gelingen, wenn ihr die innere durch den Geist Jesu Christi vorangegangen ist; und es gibt keine politische Freiheit ohne die Geistesfreiheit, deren Kraft allein aus dem Evangelium geschöpft werden kann.“

Das Postulat ist deutlich: innere Wiedergeburt muß der politischen Wiedergeburt vorausgehen. Damit setzen sich die Basler eine Brille auf die Nase. Mit den damit in Geltung gesetzten Kriterien konnte man die griechische Orthodoxie nicht in ihrem Wesen erfassen. Man wünschte zuerst exaktere Informationen. So brachte man Geld zusammen, um Sendboten ins freie Griechenland zu schicken. Der Auftrag an die Sendboten *Hildner* und *Major* wurde so formuliert: Sie sollten den sittlich-religiösen Zustand des griechischen Volkes und die Mittel erforschen, wie lebendiges Christentum geweckt werden könne. Vor allem sollten sie den Blick auf die nachwachsende griechische Generation richten. Und hier, so weiß man, ist auch ein materieller Einsatz nötig. „Nach dem Vorgange Christi und der Apostel möchten wir mit der geistlichen Gabe auch leibliche Wohltaten verbinden, deren jenes unglückliche Volk gewiß sehr bedürftig ist.“ Man wünschte „solche Kinder, die als Sklaven verkauft sind, zu befreien und einem ehrlichen christlichen Leben wiederzugeben“. Der Freikauf von Griechenkindern, die in türkische Sklaverei geraten waren, war durch die beiden Sendboten nicht zu bewerkstelligen. Der Basler Verein nutzte nun die Verbindung zu französischen Griechenfreunden in Marseille, um Griechenkinder loszukaufen. Mit dem schon 1820 auf Schloß Beuggen errichteten Schullehrerseminar wurde eine „Griechenanstalt“ verbunden, in der man für die Erziehung der Kinder Sorge trug. 1828 zählte man in der dortigen „Griechenanstalt“ 27 Knaben und 1 Mädchen. Im August 1829 wurden die Griechen ins Wohnhaus Spittlers selbst, das Faelkli, nach Basel herübergeholt. So sehr nahm sich der Sekretär der Christenthumsgesellschaft der griechischen Kinder an. Zur Eucharistie führte man die Griechenkinder zum russisch-orthodoxen Priester nach Genf. *Christian Heinrich Zeller*, der die Beuggener Anstalt leitete, schrieb im April 1827 über die Knaben, die er beobachten konnte: „Wenn ich so vor meinem Fenster diese lieben Griechenknaben in ihren roten Käppchen mitten unter unsern armen Knaben fröhlich im Hofe herumspringen sehe, wenn ich bedenke, durch welche liebende Vorsehung, durch wie manche ausgestreckte Hand diese armen Griechenkinder über Ägypten, Italien, Frankreich und die Schweiz in den Schatten von Beuggen geführt worden sind, was meynet Ihr, das ich da manchmal fühle und wie anbethungswürdig mir dann der

barmherzige Retter der Menschenkinder in seinen wunderbaren Rettungswegen erscheint?“²³

Berichtsbriefe des jungen Berliner Hilfspredigers *Friedrich Adolf Strauß* aus Griechenland an Spittler zeigen ein mittlerweile gewachsenes Verständnis für die griechische Kirche. Während im Abendland bei allen glücklichen Entdeckungen am Reichtum der Hl. Schrift doch auch „viele Verwirrungen“ mit untergelaufen seien, sei die griechische Kirche „ganz beim Alten geblieben“, nämlich bei dem von *Johannes Damaskenus* erreichten Status.²⁴ „Dies hat im Verhältnis zu den Protestanten die wichtige Folge, daß sie sich auch nicht so entschieden gegen die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben erklärt hat, der protestantischen Kirche also näher steht als die römisch-katholische. Auch hat sie nicht die Lehre von dem Fegefeuer.“²⁵ Eine kritische Spitze wird bei Strauß nur gegenüber dem Brauch der Abendmahlsspendung an kleine Kinder nach der Taufe sichtbar. Dies sei „offenbar gegen das Gebot des Apostels, der eine Selbstprüfung vor der Feier verlangt“. Daß für die griechischen Geistlichen kein Zwangszölibat bestehe, „nähere die Griechen auch in diesen Beziehungen den protestantischen Kirchen“. Doch „ein eigentliches Forschen in der Schrift“ sei ihnen unbekannt.²⁶ Der durch seine Reise mit der Orthodoxie vertraute Strauß erklärt das „Zurückbleiben“ der Griechen mit dem „schweren Druck der Muhamedaner, welche die griechischen Christen in immer engere Grenzen einschlossen“. „So nahm ein Mangel an Bildung unter der Geistlichkeit überhand.“ – „Die Predigt muß mehr und mehr zurücktreten.“ Ganz erstaunlich und im Gegensatz zu anderen landläufigen protestantischen Urteilen qualifiziert Strauß den orthodoxen Gottesdienst als „herrliche Liturgie“, und „unübertreffliches Erbe der ersten Kirche“, freilich „dem Volke, das seine Sprache vielfach veränderte“, unverständlich. „Aber mit der Befreiung von dem türkischen Joch“ stellte sich das Verlangen ein, „aus dem Schlaf vieler Jahrhunderte aufzuwachen und die erstarrte Kirche zu beleben. Dies wurde erleichtert, da die Kirche Griechenlands sich der Unterordnung unter den Patriarchen zu Konstantinopel entzog. Bei dieser Unabhängigkeit konnten reformatorische Einrichtungen beginnen.“ Darunter rechnet Strauß die Gründung der Universität Athen und die Erziehungsarbeit der dortigen hochqualifizierten Theologieprofessoren, auch die Berufung von 4 besonderen Predigern für das Königreich. Man müsse „diesen Anfang mit Freuden begrüßen“.²⁷

Die Hilfsstrategie der evangelischen, insbesondere der englischen Kreise, mit denen Strauß sympathisierte, verfolge keineswegs „den Zweck, einzelne Glieder von der griechischen Kirche zu Proselyten zu machen und zur eigenen Kirche hin-

²³ E. Staehlin, *Die Christenthumsgesellschaft II*, S. 447; 1829 nahm de Wette am Jahresfest von Beuggen mit seinen griechischen Zöglingen teil.

²⁴ E. Staehlin, a. a. O., S. 570

Strauß hat auf dem Hinweg Basel passiert und auch bei der Rückkehr nicht versäumt, Spittler aufzusuchen. Thema ihres Gesprächs war die Gründung eines Bruderhauses von Chrischona in Jerusalem. Durch Entsendung von 2 Brüdern, Palmer und Schick 1846, kam das Bruderhaus zustande. Über den weiteren Ausbau a. a. O., S. 583 ff. und 608. Strauß selber, später Theologieprofessor und Hofprediger, gründete 1856 den Jerusalemverein.

²⁵ F. A. Strauß, *Sinai und Golgatha, Reise in das Morgenland*, Berlin 1847, S. 19

²⁶ a. a. O., S. 20

²⁷ a. a. O., S. 21 f.

über zu führen“.²⁸ Vielmehr wolle man „dem aufstrebenden Verlangen der griechischen Kirche in wahrhaft christlicher Liebe hilfreich entgegenkommen“. Man wolle „der zurückgebliebenen Schwesterkirche die helfende Hand reichen“. Dabei bleibe „Segen für die helfende Kirche nicht aus“. „Mit Beschämung“ gesteht Strauß, daß „unsere deutsche Kirche ihre Pflicht bisher ganz vergessen“. Strauß besuchte den einstigen Basler Sendboten *Hildner* auf Syros, tief beeindruckt „mit welcher Freude“ die Kinder die orthodoxen Hymnen sangen. Richtig, daß der Religionsunterricht in der Hand der griechischen Priester blieb. Aber die Bibel ist Schullesebuch.

²⁸ a. a. O., S. 23

EMANUEL TURCZYNSKI

Von den Einflüssen der Freiheitsbewegungen auf die Anfänge der deutschen Südosteuropaforschung

Der langandauernde Nationswerdungsprozeß bei den Völkern zwischen Adria, Ägäis und der unteren Donau, der „teilweise bis heute noch nicht abgeschlossen ist“,¹ erhielt während der Napoleonischen Kriege neue Impulse und näherte sich in den Befreiungskämpfen einem markanten Höhepunkt. Vorausgegangen waren wirtschaftliche und sozio-kulturelle Verflechtungen mit den wichtigsten urbanen Zentren Mitteleuropas, aber auch mit einigen Studien- und Bildungsschwerpunkten West- und Osteuropas, die zum Aufstieg neuer Bildungseliten bei den durch Handel und geographische Lage begünstigten Völkern Südosteuropas geführt hatten. In der Zeitspanne zwischen Goethes Italienischer Reise und der Pariser Revolution von 1830 hatte die soziale Mobilität ebenso zugenommen wie die Reiselust der Mittel- und Westeuropäer. Zunächst wurde Italien von den Bildungsreisenden der Öffentlichkeit nähergebracht, sodann Griechenland, und schließlich wurde der innere Balkan „entdeckt“.

Die Anfänge landeskundlich-wissenschaftlicher Beschäftigung mit diesen Kulturlandschaften reichen zwar weiter zurück als bis zum Beginn der Befreiungsbewegungen, sie belebte sich aber seit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts deutlich. Zunächst stand Griechenland im Mittelpunkt des Interesses, dessen Antiken auf Forscher, Sammler und Händler ihre Anziehungskraft ausübten. Danach zogen die Südslawen mit ihrem Freiheitsdrang und der davon beseelten reichen Volksdichtung die Aufmerksamkeit der Sprach- und Literaturforscher, später auch der Historiker auf sich. Im deutschen Sprachraum wurde das Interesse an den vielfältigen Kulturformen dieses europäischen Subkontinents sowohl von den Impulsen der Romantik wie auch von den ethno-politischen Strömungen begünstigt, die mit dem Widerstand gegen den Imperialismus des Korsen breite Schichten erfaßten. Daher stießen die Freiheitskämpfe der Serben und Griechen nicht nur auf Verständnis, sie genossen vielmehr volle Sympathien, weil der nationale Gedanke und die Forderung nach Selbstbestimmung seit der Aufklärung und der Französischen Revolution verbreitet waren. Dies machte es den Vordenkern leichter, sich in ihrem geistigen Schwung „über die historisch gewachsene Staatenwelt“ hinwegzusetzen und das Schicksal der Menschen höher zu bewerten als das der Staatsgrenzen. Das aufsteigende Bürgertum stellte die Idee der nationalen Selbstbestimmung auf neue Grundlagen, nachdem die deutsche Jugend, an ihrer Spitze Theodor Körner, diesen Kampf für die Freiheit nicht als „Krieg der Kaiser und Könige“, sondern als Kreuzzug und als „heiligen Krieg“ angenommen hatte.²

Vielfältige Anstöße hatten dazu beigetragen, über die Grenzen hinauszublicken, das Geschehen auf den südlichen Halbinseln des Kontinents, in Spanien und auf dem Balkan, zu registrieren. Auch berichteten überregionale Zeitungen gelegentlich

¹ Hösch, 159

² Schnabel 492 f.

über den Freiheitskampf der Serben oder über die wissenschaftlich-publizistischen Bemühungen der Griechen. Gerade die Völker des übrigen Südosteuropa, Griechen, Rumänen und Bulgaren, verfolgten den serbischen Aufstand mit weitaus größerer Anteilnahme als die deutsche Öffentlichkeit, denn die Anfangserfolge und die von Rußland erwartete und gelegentlich auch gewährte direkte oder indirekte Hilfe bedeuteten eine nicht zu unterschätzende Ermutigung, sich auf die eigenen Kräfte zu besinnen. Die tatkräftige Hilfe, welche die Aufständischen von ihren serbischen und kroatischen Brüdern aus der Vojvodina und aus anderen Teilen der Habsburgermonarchie erhielten, erweckten auch bei den Griechen die Hoffnung, zumal die Schwächen der Janitscharen und der türkischen Verwaltung offensichtlich waren.³

Die Sorgen um das eigene Schicksal erschwerten es der Öffentlichkeit im deutschen Sprachraum jedoch, das Ausmaß dieser Freiheitsbewegung vor dem Ende der Napoleonischen Kriege in vollem Umfang zu erfassen. Entsprechend der Prägung der deutschen Intelligenzschicht durch die humanistische Bildung stand die Anteilnahme am Schicksal der Griechen im Vordergrund. Deshalb entwickelte sich der Philhellenismus zunächst in der Oberschicht, vor allem in Süddeutschland, wo die Erinnerung an den Seesieg von Lepanto im Jahre 1571, als die Christenheit sich von der Türkenbedrohung befreit glaubte, in vielen Kirchen durch bildliche Darstellungen wachgehalten worden war. Hier erhielt die Griechensympathie einen betont konfessionellen Charakter, der häufig mit der Begeisterung für die Kunst der Antike verbunden wurde.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Türkenkriege auch deshalb noch in lebhafter Erinnerung, weil bayerische und badische Truppen an vielen Schlachten teilgenommen und reiche Beute gemacht hatten, so auf Kreta, Korfu und schließlich 1683 vor Wien. Als der Kronprinz und spätere König von Bayern, Ludwig, im Jahre 1810 heiratete und aus diesem Anlaß in München ein Volksfest veranstaltet wurde, schmückte ein von Kurfürst Max Emanuel erbeutetes türkisches Prachtzelt den Festplatz.

Die Anteilnahme am Schicksal der Christen unter der drückenden Herrschaft des theokratischen Osmanischen Reiches war also weit verbreitet, fand aber einen deutlichen Höhepunkt erst während des Wiener Kongresses. Damals gelang es Vertretern der 1813 in Athen unter internationaler Beteiligung von einigen zu der Zeit in Griechenland anwesenden Malern, Architekten und Bildungsreisenden gegründeten Gesellschaft der Philomusen, die aus allen Teilen Europas angereisten gekrönten Häupter und deren Diplomaten auf die Ziele dieser Gesellschaft aufmerksam zu machen. Sie hatte es sich zur Aufgabe gemacht, „für den Schutz der Altertümer zu sorgen und junge Griechen zur Ausbildung in das Ausland zu senden“, wie Otto Magnus Graf Stackelberg, einer der Mitbegründer dieser Gesellschaft, 1813 schrieb.

Begonnen hatte die Entwicklung dieser Gesellschaft, die es sich als erste zur Aufgabe gemacht hatte, eine menschen- und völkerverbindende Wissenschaftsförderung in Südosteuropa zu betreiben, am 8. November 1811 in der Wohnung der aus England stammenden Architekten Charles Robert Cockerell und John Forster in Athen. Zunächst als Freundschaftsbündnis gedacht, hatte Carl Haller von Hallerstein, der erste deutsche Bauforscher und Archäologe in Griechenland, gemeinsam

³ Turczynski, *Austro-Serbian Relations*, 175 f.

mit Otto Magnus von Stackelberg die Anregungen von Frederick North aufgenommen, einen Ring mit der Eule Athenas – oder wie Haller berichtete, „mit dem Vogel der Minerva“ – als Zeichen der Verbundenheit zu stiften.⁴ Die Tätigkeit dieser Künstler, ihr Beitrag zur Erforschung der griechischen Kunst- und Kulturgeschichte, ist im Lande der Hellenen allerdings unter oft sehr entstellten Gesichtspunkten gewertet worden, wie ein kompetenter Fachmann in einem Beitrag über Gropius feststellen mußte.⁵

Es war eine zeitliche Koinzidenz besonderer Art, daß Friedrich Thiersch unabhängig von dieser Vereinsgründung in einem Vortrag vor der Akademie der Wissenschaften in München die Wiedergeburt von Hellas voraussagte. Als die Nachricht von der Athener Gründung und den Vorträgen Thierschs in der griechischen Diaspora-Gemeinde in Wien ankam, sahen sich deren politisch führende Männer zu Maßnahmen ermutigt, die der im Werden begriffenen Nation neue Wege zur Heranbildung einer breiteren Intellektuellenschicht und damit zur Autonomie, ja zur Unabhängigkeit eröffneten. Der ehemalige Metropolit der Walachei Ignatios, der 1810 in Bukarest schon an der Gründung der „Griechisch-dakischen literarischen Gesellschaft“ beteiligt gewesen war, begann mit Unterstützung von Ioannis Graf Kapodistrias, einem im Dienst des Zaren stehenden griechischen Diplomaten, unter den Teilnehmern am Wiener Kongreß für die am 1. Juni 1815 gegründete Zweigstelle der Philomusengesellschaft zu werben. Viele nach Wien gekommene Fürsten spendeten bereitwillig für die Errichtung von Gymnasien in Athen und Thessalien, wobei die großzügigsten Geldbeträge von der Zarenfamilie und dem Wittelsbacher Kronprinzen Ludwig kamen, der sogar reichlicher spendete als sein königlicher Vater.

Aristokraten aus vielen Ländern beteiligten sich an der Finanzierung dieser philanthropischen Vorhaben zur Bildungsförderung, darunter auch Graf Stephan (István) Széchenyi, der wenige Jahre später durch seine gemäßigt-liberalen Reformbestrebungen in Ungarn die Wege zum Übergang von der Adels- zur bürgerlichen Gesellschaft ebnen half. Anders als während der Französischen Revolution, als „Adelshaß und antityrannische Gesinnung“ die Gemüter breiter Schichten erfaßt hatten,⁶ entstand nun eine lose Solidargemeinschaft von Wissensdurstigen und hilfsbereiten Intellektuellen, die ein verstärktes Interesse an den Völkern Südosteuropas entwickelten. Ihnen zur Seite standen praktische Ziele verfolgende Staatsmänner und Diplomaten, die ethnopolitische Zukunftsvisionen mit den Vorstellungen der Künstler, Literaten und Forscher zu verbinden suchten.

Eine beträchtliche Breitenwirkung erzielten zunächst Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die Motive aus der Zeitgeschichte Südosteuropas verarbeiteten. So hatte Caroline Pichler (1769 – 1843) in ihren Erzählungen Stoffe behandelt, die von der Belagerung Wiens und der Wiedereroberung Ofens bis zu den Grausamkeiten Ali Paschas von Janina oder der heroisch-patriotischen Haltung der Einwohner von Parga reichten, die bei der Abtretung ihrer Stadt an das Osmanische Reich fast geschlossen nach Korfu auswanderten und neben den Heiligenbildern sogar die Gebeine ihrer Vorfahren mit in das Exil nahmen.

⁴ Fräble, 53; Haller von Hallerstein, 145 f.

⁵ Pfligersdorffer, 28 – 33

⁶ Schnabel, 126

Es waren zunächst die Randgebiete Südosteuropas, die ins Blickfeld der Zeitungsberichterstatter und Literaten gerieten. Die serbischen Bauern und Hirten, die sich von der Osmanenherrschaft zu befreien begannen, erregten aus mannigfaltigen Gründen die Aufmerksamkeit mitteleuropäischer, vor allem aber deutscher Dichter und Denker. Deshalb war es auch kein Zufall, daß Jacob Grimm, der kurze Zeit zuvor seine Sammlung deutscher Sagen abgeschlossen hatte, Interesse für die erste Sammlung serbischer Volkslieder zeigte, die Vuk Karadžić zusammengetragen und Bartholomäus Kopitar übersetzt hatte. In den reichlichen Mußbestunden, über die Grimm als Begleiter des hessischen Gesandten während des Wiener Kongresses verfügte, kopierte er diese Volkslieder. Damals entstand der erste „in vieler Hinsicht grundlegende Aufsatz Jacob Grimms über die serbische Dichtung und Sprache“. Von nun an stand für lange Zeit die serbische Volkspoesie „stellvertretend für die gesamtlawische“ Volksdichtung.⁷

In weitaus stärkerem Maße als jede andere Stadt Mitteleuropas war Wien in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zum Ausgangspunkt fruchtbarer wissenschaftlicher Kontakte und Anregungen geworden; und das den erfolgreichen Bemühungen Metternichs zum Trotz, der das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Völker zu ignorieren versuchte, um dem monarchischen Stabilitätsprinzip seine volle Geltung zu erhalten.

Von den Wiener Intellektuellen wurde dem kulturellen – und damit dem nationalen – Aufstieg der Völker des Donau- und Balkanraums große Aufmerksamkeit geschenkt, wobei es keinesfalls die Neugier für das Exotische war, was diese Hinwendung begünstigte, sondern ein genuines Interesse an Geschichte und Kultur der im Werden begriffenen jungen Nationen an der Südostgrenze des Habsburgerreichs. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen historischen Landschaften erhielt dadurch neuen Auftrieb. Innerhalb weniger Jahrzehnte hatten Griechen, Kroaten, Serben, Slowenen und Rumänen mittels ihrer überwiegend in Wien erscheinenden Zeitungen ihre Volkssprachen in den Rang von literaturfähigen Hochsprachen erheben können. Von diesen Neuerungen beeindruckt, blickten Literaten und Gelehrte der deutschen Staaten auf diese Völker, von denen bis dahin nur die Griechen durch die zahlreichen Dramen und Gedichte der klassischen Epoche einer breiteren Lesergemeinde unter den Gebildeten bekannt waren.

Nahezu gleichzeitig mit diesem neu belebten Interesse an der griechischen Antike und dem Boden, auf dem sie geblüht hatte, nahm die Zahl der Zeitungen, Zeitschriften und Lesegesellschaften zu, so daß trotz der von den Monarchen und ihren Polizeibeamten vertretenen Forderung nach Ruhe als der ersten Bürgerpflicht eine rege Kommunikation und ein lebhafter Gedankenaustausch die geweckte Neugier zu befriedigen versuchten. In den Hörsälen der Universitäten und den Kneipen der Studenten begegneten einander nicht nur viele Jahrgänge, Professoren, Honoratioren und altgediente Veteranen, mit der akademischen und bürgerlichen Jugend, sondern auch die aus den Handelszentren an die deutschen Universitäten drängenden Söhne der serbischen, griechischen, walachischen und bulgarischen Kauf- und Handelsleute. Ein breiteres Lehrangebot griechenlandbezogener Themen und eine

⁷ Mojašević, 22 f.

steigende Nachfrage belegen das starke Interesse an Südosteuropa.⁸ Die Städte West- und Mitteleuropas erleichterten es der aufstrebenden jungen Bildungsschicht, sich in ihren Mauern heimisch zu fühlen und die Okzidentalisation ihrer Herkunftsgebiete mit Ungestüm anzustreben.

Noch bevor München durch die Verlegung der Universität von Landshut in die Landeshauptstadt zu einem beliebten Studienort für Studenten aus Südosteuropa wurde, hatte 1816 Leo von Klenze mit dem Bau der Glyptothek im klassizistischen Baustil begonnen und damit den Anfang für die Prachtbauten im „Isar-Athen“ gemacht. Aber noch war Wien das bedeutendere Tor zum Balkanraum, denn die Mittlerrolle Kopitars, des „Wegbereiters der südslawischen Romantik“, wie ihn Josef Matl nannte, bewirkte, daß einerseits Elemente der josephinischen Aufklärung bei den Nachbarvölkern stärker zur Geltung kamen und daß andererseits Verbindungen zu den Gelehrten in Mitteleuropa geknüpft wurden, die eine gegenseitige geistige Bereicherung nach sich zogen. Daß Männer wie Vuk Karadžić diese Mittlerrolle dankbar zu würdigen wußten, war für den Wissenstransfer nicht minder wichtig.⁹

Wie aus den „Kleineren Schriften“ Kopitars hervorgeht, die Miklosich 1857 veröffentlichte, und wie die neuesten Kopitar-Forschungen belegen, waren die Interessengebiete dieses Universalgelehrten so weitgesteckt, daß er alle geistigen Regungen nicht nur der Süd- und Westslawen, sondern auch der Neugriechen, vor allem ihre Literatur verfolgte und z. B. die „Geschichte des Ursprungs der Römer in Dacien“ und die „Romanische oder macedo-walachische Sprachlehre“ rezensierte.¹⁰ Schnabel hat diese Bewegung, die seit Beginn des 19. Jahrhunderts „Alle Gebiete des Lebens“ zu verwandeln begann, im Zusammenhang mit der Französischen Revolution und den konstitutionellen Ideen dargestellt. Für die verstärkt einsetzende Einbeziehung Südosteuropas in das Blickfeld der lesenden Intelligenz spielten aber auch die Kräfte eine wichtige Rolle, die der Widerstand gegen den Imperialismus Napoleons geweckt hatte. Sie trugen dazu bei, den Blick wieder verstärkt auf die Werte der humanistischen Bildung zu lenken. Goethe und Schiller griffen in ihren Werken Themen der griechischen Antike auf und machten sie dadurch einer breiteren Leserschicht bekannt. Inspiriert durch die gründliche Lektüre Homers verfaßte Goethe eine „Achilleis“ in Versform, während Schiller in seinen populären Balladen griechische Sagenstoffe verarbeitete. Mit deutlichem Sarkasmus brachte Goethe in seinem Faust das mangelnde Interesse der bürgerlichen Welt am Geschehen bei den Völkern „hinten weit in der Türkei“ zum Ausdruck.

In Weimar hatte der Dichturfürst mehrere Male den griechischen Studenten Ioannis Papadopoulos empfangen, der 1818 in Jena die erste griechische Goethe-Übersetzung, die „Iphigenie auf Tauris“, veröffentlichte. Von diesem Stipendiaten der Philomusengesellschaft ließ er sich über die Verhältnisse in Griechenland unterrichten, da er seit seinen Leipziger Studententagen an den kulturellen und politischen Entwicklungen der Griechen Anteil nahm. Wohl als erster registrierte er, daß deren „Hauptsinn des Lebens mehr von Worten als von klaren Begriffen und Zwecken

⁸ Grimm, Griechenland in Forschung und Lehre

⁹ Matl, 269, 276, 300

¹⁰ Miklosich, 189 – 193

regiert wurde“. Deshalb ist es wohl auch nicht verwunderlich, daß er sich „nicht dazu verleiten ließ“, zu Beginn des Freiheitskampfes „seine machtvolle Stimme für die Griechen zu erheben. . .“¹¹

In der deutschen Geisteswelt wurde das Wiedererscheinen der Griechen auf den Spielplänen des Theaters registriert, ohne allerdings die Ziele des politischen Theaters zu erkennen. Noch war man vollauf damit beschäftigt, die von Vertretern der Aufklärung eröffneten Möglichkeiten zu nutzen, die dem Bürgertum Zutritt zu den bislang dem Adel vorbehaltenen Aufführungen gaben. Diese Form eines gemäßigten Demokratisierungsprozesses, der durch die „Obsorge eines vernünftigen Vergnügsangebot in Verantwortung der öffentlichen Hand“ in Wien von dem Josephiner Josef von Sonnenfels 1770 eingeleitet worden war, hatte das Theater allmählich zu einer „Schule der Sittlichkeit, der Höflichkeit und der Sprache“, also zu einem „Bildungstheater“ und schließlich zu einem „Nationaltheater“¹² gemacht. Konzerte, Hausmusik und Dilettantenaufführungen wurden in der gehobenen Mittelschicht und vor allem im Bildungsbürgertum immer beliebter, so daß sich den Wanderbühnen bis an die östlichen Grenzen der Habsburgermonarchie lukrative Betätigungsfelder auftaten. In Lemberg, Czernowitz, Hermannstadt und Kronstadt fanden diese Schauspieltruppen begeisterte Zuschauer, von dort aus beeinflussten sie Jassy und Bukarest, später auch Odessa, wo das national-politische Theater einen besonderen Höhepunkt erleben sollte. Für Jassy werden erste griechische Theateraufführungen am Hof des Fürsten Alexander Moruzis bereits für 1805 angenommen, als Schüler ein Werk von Theodoros Alkaios, Lehrer an dem dortigen griechischen Gymnasium, genannt „Akademie“, aufführten. Möglicherweise wurde damals auch eine Neubearbeitung der „Perser“ von Aischylos vorgenommen, doch scheint die erste öffentliche Theateraufführung erst 1809 erfolgt zu sein.¹³

Dieser Demokratisierungsprozeß mit Hilfe des Theaters, der sich im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts bis in die griechischen Diaspora-Gemeinden zwischen Odessa und Triest ausdehnte, aber auch auf dem griechischen Festland und an der kleinasiatischen Küste vereinzelt Aufführungen nach sich zog, fand gelegentlich in deutschen Veröffentlichungen Erwähnung, und das nicht nur in Wiener Zeitungen sondern auch in der „Staats- und Gelehrten-Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten“ z. B. vom September 1819 und der „Zeitung für die elegante Welt“, Leipzig 1821. Die Aufführungen von Theaterstücken griechischer Klassiker fanden ebenso Beachtung wie die von Voltaire oder von Originalwerken junger Dichter, die zur Erweckung des Freiheits- und Nationalbewußtseins beitragen sollten. Denn eine Reihe dieser Stücke behandelten zeitgeschichtliche Ereignisse, die zur Vorbereitung der Erhebung dienen sollten.

Mit dem Ausbruch des griechischen Aufstands erhielt die Anteilnahme am Geschehen in Südosteuropa neue Impulse, die eindeutig stärker waren als die vom Josephiner Kopitar geförderten Kontakte zwischen Südslawen und deutschen Gelehrten. Erst jetzt wurde der Philhellenismus zu einem gesamteuropäischen Phäno-

¹¹ Grimm, Griechische Studenten, 134; Veloudis, I, 112

¹² Haider-Pregler, 701–705

¹³ Puchner, 239 ff.

men, das das Europabild und den Europagedanken entscheidend ergänzte.¹⁴ Im deutschen Sprachraum bildete sich neben dem „Oberschichten-Philhellenismus“, der seine Verankerung in der humanistischen Erziehung besaß, eine Art „Widerstands-Philhellenismus“, der von freiheitlichen Ideen getragen wurde. Diese besaßen im Einflußbereich der konservativen Monarchien nur geringe Manifestationsmöglichkeit, nachdem die Karlsbader Beschlüsse die politische und geistige Freiheit in Deutschland eingeschränkt hatten.

Thiersch bewirkte mit seinem Vorschlag zur Errichtung einer „Deutschen Legion in Griechenland“, daß zahlreiche Vereine aus dem Boden schossen, die von Nürnberg, Heidelberg, Stuttgart und anderen Städten aus Geldspenden und Freiwillige für den griechischen Freiheitskampf auf den Weg brachten. Nahezu 1500 „Philhellenen des Schwertes“ kamen nach Griechenland, unter ihnen besonders viele Bayern und Preußen. Insgesamt besaßen die Philhellenen aus den deutschen Staaten eine eindeutige Mehrheit gegenüber Franzosen mit 152 und Briten mit nur 87 Mann. Gerhard Grimm hat in seinen „Studien zum Philhellenismus“ weit über einhundert Augenzeugenberichte für die Zeitspanne zwischen 1821 und 1843 untersucht und festgestellt, daß „für kein europäisches Land, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch seine politischen Schicksale die Aufmerksamkeit der gesamteuropäischen Öffentlichkeit erregte (Polen, Spanien, Italien, Belgien, Serbien), wir mit einer gleichen Quellenfülle beschenkt“ wurden.¹⁵ Damit wurde die kritische Geschichtsschreibung, die an der Wiege der historischen Südosteuropaforschung stand, ebenso bereichert wie die Archäologie, die noch in den Anfängen steckende Volks- und Völkerkunde und schließlich auch die Byzantinistik samt der Neogräzistik.

Reiseberichte und Memoiren aus diesen Jahrzehnten wurden zu einer unentbehrlichen Quelle für die Geschichte Südosteuropas. Ihr Inhalt ergänzt die wesentlich später entstandenen Darstellungen der einheimischen Historiker, die nur zu oft die Nationalgeschichte ihres Volkes unter lokalpatriotischen Aspekten sahen und kein Aktenmaterial heranziehen konnten, das die subjektiven mündlichen Überlieferungen hätte ergänzen und korrigieren können. Viele Einzelveröffentlichungen in Zeitschriften haben seit 1821 das Europabild der deutschen Leser wesentlich erweitert, auch wenn mit Ausnahme Hamburgs, Leipzigs und Bayerns, um die wichtigsten Schwerpunkte einer relativ freien Berichterstattung zu nennen, Rücksicht auf die Zensurbehörden genommen werden mußte. Die überwiegende Mehrzahl von 57 durchgesehenen Zeitungen enthielt philhellenisch gefärbte Berichte und nur etwa sieben standen der Freiheitsbewegung ablehnend gegenüber.¹⁶ Als dann aber bekannt wurde, wie zerstritten die Griechen untereinander waren, wie häufig Grausamkeiten und Räubereien „auch gegenüber philhellenischen Mitkämpfern“ vorkamen, trat eine vorübergehende Ernüchterung ein, bis die Nachricht von der Bedrohung durch die militärisch straff organisierten ägyptischen Truppen und von der heldenhaften Verteidigung der Hafenstadt Mesolongion durch griechisch-philhellenische Freiheitskämpfer die öffentliche Meinung wieder umschwenken ließ.

Zweifelsohne spielte die vorausgegangene Gründungswelle patriotischer Vereine,

¹⁴ Gollwitzer, 276

¹⁵ a. a. O., 292

¹⁶ Grimm, Studien zum Philhellenismus, 300

die in der bürgerlich geprägten Gesellschaft Bedeutung gewannen, eine ebenso wichtige Rolle wie die Entstehung neuer Leserschichten, die eine Sozialisation durch Massenkommunikation erleichterten. Daneben waren aber schwerwiegende machtpolitische Überlegungen der Londoner und der St. Petersburger Regierung von großer Bedeutung für das weitere Schicksal Griechenlands. Nach außen freilich konnte es den Anschein haben, daß zwei dynastische Ereignisse die Entwicklung zugunsten der Griechen beeinflussten. In München hatte Ludwig I. 1825 den Thron bestiegen und in St. Petersburg war nach dem Dekabristenaufstand Nikolaus I. Zar geworden.

Nun wurde München, wie Apostolos Vakalopoulos schrieb, zum Zentrum des deutschen Philhellenismus, denn Ludwigs Verlangen „Griechenland frei und im alten Glanz“ zu erleben, war ungebrochen. Doch stießen spontane und staatlich verordnete Hilfsbereitschaft bald an natürliche Grenzen. Auch die Begeisterung für den Freiheitskampf wurde gedämpft, als die von der orientalisch-balkanischen Realität enttäuschten Philhellenen erneut in ihren Briefen und mündlichen Berichten das romantisch-idealisierte Bild zu korrigieren begannen, das viele Stubengelehrte und Halbgebildete von Griechenland gemalt hatten.

Dieser Trend in der Beschäftigung mit Griechenland läßt sich in einigen wissenschaftlichen Arbeiten feststellen. So hatte Ranke, der noch 1824 in seiner „Geschichte der romanischen und germanischen Völker“ schrieb, daß uns „Neyork und Lima“ näherständen „als Kiew und Smolensk“, nach der Landung der etwa 20 000 Mann ägyptisch-libyscher Truppen auf Kreta und der Peloponnes in seiner Lehrtätigkeit an der Berliner Universität auch die Geschichte Südosteuropas stärker zu berücksichtigen begonnen. Schon im Sommer 1827 veröffentlichte er den ersten Band seiner „Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert“ sowie eine Studie „Die Osmanen und die spanische Monarchie“ auf der Grundlage bis dahin unveröffentlichter Quellen. Nahezu gleichzeitig wurde auch das Interesse an Serbien an der Universität München stärker, denn Friedrich Thiersch hatte im August 1824 in einem Sitzungsbericht der Bayerischen Akademie der Wissenschaft über die serbischen Heldenlieder referiert. Ob dieser „Vorläufer der Slavistik in Bayern“ als prominenter Vertreter der Wissenschaft durch das komparative Verfahren seiner Untersuchung der Heldenlieder nicht auch bei Ranke das Interesse an den Serben weckte, bevor dieser in Wien mit Kopitar zusammentraf, bleibt zu prüfen. Thiersch hatte schließlich die serbischen Heldenlieder „in die gleiche dichterische Dimension gestellt wie die deutschen und griechischen“.¹⁷

Kritische Stimmen haben ihre positiven Wirkungen selten verfehlt, tragen sie doch zur Überprüfung der Standpunkte bei. Dies gilt sowohl für die Literatur wie für die Geschichtswissenschaft. So seien hier nur Wilhelm Hauff und Jakob Fallmerayer als Beispiele herangezogen, die beide eine beachtliche Breitenwirkung erzielten. In seinen „Mitteilungen aus den Memoiren des Satan“ verarbeitete Hauff eine der Negativerscheinungen der deutschen Griechenlandschwärmerei, doch behielten in der Auseinandersetzung zwischen heimgekehrten und daheimgebliebenen Philhellenen die Idealisten die Oberhand.¹⁸ Fallmerayer wurde von der weitverbreiteten

¹⁷ Bonazza, 6

¹⁸ Quack-Eustathiades, 115 – 124

Solidarität und Sympathie mit den überwiegend der morgenländischen Kirche angehörenden Christen dazu angeregt, einen Standpunkt zu vertreten, der „das Wolkenkuckucksheim der unkritischen Philhellenen“ einer möglichen politischen Realität näherbringen sollte. Das Ergebnis dieses „gelehrten Hammerschlags“¹⁹, der in erster Linie vor der Möglichkeit einer russisch-griechischen Allianz und dem russischen Imperialismus warnen wollte, war jene eingehende wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte Griechenlands und des Byzantinischen Reiches, die sich mit Erfolg bemühte, Fallmerayers „Slawentheorie“ zu widerlegen. Die Angst des Südtirolers vor einem „gräkoslawischen“ Brückenschlag, weil sich von der Peloponnes „bis Archangelsk . . . eine blutsverwandte compacte Masse“ erstrecken könnte, hat damals nicht nur den Blick für großräumige Zusammenhänge konfessioneller Natur geschärft, sondern auch in einer lange anhaltenden wissenschaftlichen Auseinandersetzung zur Erforschung eines breiten Quellenmaterials beigetragen.

Als erster Historiker trat Johann Wilhelm Zinkeisen mit plausiblen Argumenten für die These einer Kontinuität der Hellenen ein. Und da er sich auf gewichtige volkskundliche Fakten stützte, wurde einer der vielen Stränge der historisch-philologischen Südosteuropaforschung entwickelt, der bis in die Gegenwart seine Bedeutung behalten hat.

Die Reihe der Gelehrten, die sich kritisch mit der Slawisierungs- und Albanisierungstheorie Fallmerayers auf der Grundlage gesicherter historisch-philologischer Quellen geistreich auseinandersetzten, ist lang und reicht bis weit über die Zeit der nationalen Freiheitsbewegungen hinaus: Georg Gottfried Gervinus, Carl Hermann Hopf, Karl Mendelssohn-Bartholdy, Gustav Friedrich Herzberg und schließlich Alfred Stern sind die bekanntesten unter den zahlreichen Griechenlandfreunden. Wichtig ist dabei zu beachten, daß wir bei Zinkeisen, Gervinus, Hopf und Mendelssohn-Bartholdy jene „wissenschaftliche Doppelstellung“ finden, die Valjavec als eine der wichtigsten Voraussetzungen für die deutsche Südosteuropaforschung bezeichnete, weil diese Werke einerseits „ein Glied der deutschen Wissenschaft“ darstellen, „und andererseits in engstem Verhältnis zur Wissenschaft der . . . südosteuropäischen Länder“ stehen.²⁰ Fallmerayer wurde jedoch nicht nur zu einem „seinerzeit vielgelesenen Byzantinisten“, seine Warnung vor dem russischen Imperialismus fand in der britischen Russophobie, die der ehemalige Philhellene David Urquhart 1834 ausgelöst hat, ein breites Echo.²¹

Innerhalb weniger Jahre war Griechenland, ein damals kaum lebensfähiger Kleinstaat, in den Mittelpunkt geopolitischer Konflikte gerückt, da sich im östlichen Mittelmeer die Interessen Großbritanniens und Rußlands überschneiden. Die Einflußnahme ihrer Gesandten hatte verheerende Folgen für die innenpolitische Stabilisierung des jungen Staates, weil die Gegensätze der heterogenen Gesellschaftsschichten und die vielfältigen sozialen Probleme bei den griechischen Politikern kaum Beachtung fanden. Um so erstaunlicher ist der wissenschaftliche Ertrag, den Philhellenen und bayerische Offiziere in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts erarbeiteten, und zwar nicht nur für die Landeskunde, Archäolo-

¹⁹ Weithmann, 1

²⁰ Valjavec, 59

²¹ Gollwitzer, Geschichte des weltpolitischen Denkens I, 373 – 375

gie und Geschichte Griechenlands, sondern auch für die der Nachbarvölker. So hat Josef Ritter von Xylander, Hauptmann im Bayerischen „Ingenieur-Corps“, Ordentliches Mitglied der Schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften zu Stockholm, schon 1835 in Frankfurt/M. eine 320 Seiten starke Grammatik des Albanischen veröffentlicht, die „ein abgerundetes Bild vom grammatikalischen Bau und den lautlichen Besonderheiten. . .“ vermittelte.²² Seine mit landes- und volkskundlichen Beschreibungen ausgestattete Arbeit veranlaßte keinen geringeren als Johann Andreas Schmeller, bereits 1836 in den „Gelehrten Anzeigen“ der Bayerischen Akademie der Wissenschaft eine ausführliche Besprechung in zwei Teilen zu veröffentlichen.²³

Weitaus bekannter als diese Anfänge der deutschen Albanologie durch Xylander wurde die aus Rücksichtnahme auf seine Stellung als Diplomat erst später veröffentlichte sechsbändige „Geschichte des Abfalls der Griechen vom Türkischen Reich“ des österreichischen Philhellenen Anton Freiherr Prokesch von Osten. Sie war schon 1848 abgeschlossen worden, konnte aber wegen eines russischen Einspruchs erst 1867 erscheinen. Prokesch war, ebenso wie Ritter von Xylander, die große Zahl der Albaner in Griechenland bekannt, ebenso der Gebrauch des Albanischen als Kommandosprache in der griechischen Marine.²⁴

Griechenland war nur einer der Brennpunkte des politischen und wissenschaftlichen Interesses. Ebenso dauerhaft, aber freier von Rückschlägen war die Beschäftigung mit der serbischen Volksdichtung. Kein geringerer als Goethe verfaßte 1825 einen Essay „Serbische Lieder“. Im Unterschied zu der aus jahrzehntelanger Verklärung des klassischen Hellas entstandenen Bewegung des Philhellenismus, die ihren Höhepunkt erlebte, als sich Strömungen des Frühliberalismus mit der romantischen Begeisterung für die vom islamisch-theokratischen Staat unterdrückten Christen vereinigten, verlief die wissenschaftliche Beschäftigung mit der südslawischen Volkskultur und der Geschichte der Serben in weniger spektakulären Bahnen.

Bartholomäus Kopitar, der als Bücherzensor für slawische und griechische Veröffentlichungen im Habsburgerreich zuständig war, als Skriptor, dann als Kustos und schließlich als Hofrat die kaiserlich-königliche Hofbibliothek verwaltete, hatte wie kein anderer Gelehrter die Hand am Pulsschlag des wissenschaftlichen und politischen Lebens der Slawen, Rumänen und Griechen. Da er den mächtigen Einfluß des Zarenreiches kannte, der vor allem auf die serbische Konfessionsnation, aber auch auf Rumänen, Griechen und Bulgaren eine große Anziehungskraft ausübte – Rußland versorgt die orthodoxen Kirchengemeinden nicht nur mit Sakralgegenständen sondern auch mit Geld –, bemühte er sich, den Einfluß Wiens auf diese Völker durch die Förderung ihrer Kulturentwicklung zu steigern. Als Leopold Ranke im Oktober 1827 in die Donaumetropole kam, um Quellenforschungen zu betreiben, wurde er von Kopitar mit Vuk Karadžić und anderen Südslawen bekanntgemacht. Ähnlich wie Kopitar selbst vierzehn Jahre vorher Jacob Grimm zur serbischen Volksdichtung hingeführt hatte, verhalf diese Bekanntschaft Ranke durch die mündlich vermittelten Schilderungen aus der serbischen Geschichte zu Kenntnissen, die

²² Schaller, Die Albanische Grammatik, 49

²³ Schaller, Johann Andreas Schmeller, 40

²⁴ Engel-Janosi, 43, 51 – 57

er 1829 als Buch unter dem Titel „Die serbische Revolution. Aus serbischen Papieren und Mittheilungen . . .“ veröffentlichte. Es ist bekannt, daß Ranke nur wenig serbisch konnte, doch ist die literarisch meisterhafte Darstellung der geschilderten Ereignisse „ganz Rankes geistiges Eigentum. Nur die Quellenverhältnisse machen den Fall außergewöhnlich“.²⁵

Es ist kein Zufall, daß in diesen Jahren Serbien auch als Reiseland bekannt wurde. Otto Pirch machte 1829 den Anfang, ihm folgten Männer von Bedeutung, darunter Possart, Richter, Thal, Kanitz und Hahn²⁶, die wichtige Beiträge zur Landeskunde des jungen Fürstentums lieferten und das Interesse der deutschen Öffentlichkeit an den Südslawen und deren reicher Volkskultur wachhielten, wovon auch die Geschichtswissenschaft profitierte.

In enger freundschaftlicher Verbindung mit Karadžić gelang es Ranke 1844 eine ergänzte zweite Auflage seiner Serbischen Revolution zu veröffentlichen. Die Auseinandersetzungen der christlichen Mächte mit dem Osmanischen Reich, vor allem aber „Serbiens Stellung zwischen den Osmanen und Europa“ beschäftigten den großen Geschichtsschreiber über viele Jahrzehnte. Daß Ranke auch die moderne rumänische Historiographie beeinflußt hat, ist bekannt, denn unter seinen zahlreichen Berliner Studenten war 1835 – 38 Mihail Kogălniceanu, der später ganz entscheidenden Anteil an der Modernisierung der rumänischen Rechtspflege und an der Hinführung der rumänischen Historiker zur quellenkritischen Forschungsmethode hatte. Schon ein Jahrzehnt vorher war auf dem geistig zunehmend fruchtbaren Boden Berlins der erste deutsche Rumänien-Roman erschienen, der gleichermaßen von den Strömungen der Aufklärung wie des Philhellenismus durchzogen war. Verfasser war der aus Brandenburg stammende Schriftsteller Julius von Voss, der dieser fiktiven Geschichte den Titel gab: „Begebenheiten eines jungen Theologen in der Moldau und Griechenland“ (1826). Schauplatz des Geschehens waren sowohl die Moldau und Walachei wie auch die Peloponnes, wo 1821 die Freiheitskämpfe begonnen hatten. Woher dieser talentierte Vielschreiber seine Informationen über die realistisch geschilderten Verhältnisse in der Moldau bezogen hatte, wissen wir nicht, doch kann angenommen werden, daß er einerseits das dreibändige Werk von Franz Joseph Sulzer „Geschichte des transalpinischen Daciens“ (Wien 1781/82) als Hintergrundinformation heranziehen konnte und ihm andererseits griechische Studenten, die nach Halle, Leipzig oder Berlin gekommen waren, die Zustände in ihrer Heimat geschildert hatten.²⁷

Daß mit der Einbeziehung von „südosteuropäischen Themen“ in die zeitgenössische Literatur auch die Albaner in das Blickfeld der deutschen Öffentlichkeit gerückt wurden, war die logische Folge eines sich verschärfenden Bildes von den Landschaften des Donau- und Balkanraumes.²⁸ Auch bei den stillen Beobachtern der politischen Entwicklungen und der Strukturprobleme waren die Kenntnisse recht umfassend. So verfolgte Goethe den Staatswerdungsprozeß der Griechen mit wohlwollender Aufmerksamkeit und ermutigte die Phanarioten zur Unterstützung

²⁵ Valjavec, 85

²⁶ Sundhaussen, 619

²⁷ Schroeder, Die deutsche fiktive Rumänien-Literatur . . . , 43 – 45

²⁸ Schroeder, Die Albaner . . . , 150f.

des Grafen Kapodistrias. Er erkannte jedoch bald, wie schwierig die Lage des griechischen Präsidenten war, und äußerte schon 1829 die Meinung, Kapodistrias würde sich auf die Dauer nicht durchsetzen können, weil ihm das militärische Format fehlte.²⁹ Im gleichen Jahr empfing Goethe in Weimar Otto Magnus von Stackelberg und unterhielt sich mit ihm „über Kunst und Altertum“, war von seinem Besucher wohl aber auch über die wenig hoffnungsvollen Verhältnisse in Griechenland unterrichtet worden, weil Stackelberg von der „Feigheit und beständigen Betrügerei der modernen Griechen“ tief enttäuscht war.³⁰

In den Zeitungen erschienen nun laufend kleinere oder auch größere Berichte und Aufsätze, die viel zur Einbeziehung Südosteuropas in das Weltbild einer breiteren Leserschicht beitrugen. Noch mehr haben die länderübergreifenden Reiseberichte, Erinnerungen und vor allem Briefe zur Konkretisierung der Vorstellungen und zu deren Entkleidung von romantischen Verbrämungen beigetragen, wobei im allgemeinen Horrormeldungen schneller Verbreitung fanden als nüchterne Sachberichte. Noch viele Jahre nach Beendigung des griechischen Freiheitskrieges erschienen in Zeitschriften Schilderungen von besonders aufregenden Begebenheiten während der blutigen Kämpfe oder von der grausamen Behandlung der Christen in türkischer Gefangenschaft. Derartige Berichte wurden in vielen regionalen Zeitungen und Zeitschriften nachgedruckt, so daß man erkennen kann, wie groß das Interesse an diesen Ereignissen nicht nur bei den binnendeutschen Lesern war sondern auch beim lesenden Publikum in Siebenbürgen, der Bukowina und Galizien, um nur einige Provinzen der Habsburgermonarchie zu nennen. So erschien im Kronstädter „Satellit des Siebenbürger Wochenblattes“ 1842 ein ausführlicher Bericht: „Der griechische Oberst Kalergi in türkischer Gefangenschaft“, der auf den Schilderungen des „berühmten Touristen Fürst Pücklers Muskau“ beruhte, der 1836 Gast im Hause von Kalergis gewesen war.

Die Nach- und Breitenwirkung der Reise- und Erlebnisberichte haben das Südosteuropabild zunehmend schärfer werden lassen. Dabei griff man gerne auf ältere Publikationen zurück, die eine besondere Anschaulichkeit besaßen. So hatte Friedrich Engels für seine Aufsätze über die Südslawen das Standardwerk von Friedrich Wilhelm von Taube: „Historische und geographische Beschreibungen des Königreiches Slavonien und des Herzogthums Syrmien“ (3 Bücher Leipzig 1777/78) verwendet. Fallmerayers Warnungen vor den Gefahren des russischen Imperialismus, der das Erbe von Byzanz anzutreten drohte, zeigte bei liberalen und demokratisch gesinnten Lesern Wirkung, ebenso die oft übertriebene Russophobie Urquharts, die bei Engels, Marx, Fischel und anderen Publizisten ihren Niederschlag fand.³¹ Und auch wenn Marx und Engels Urquharts Einstellung lächerlich fanden, weil er sich zunächst drei Jahre als Philhellene am griechischen Freiheitskampf beteiligt hatte, ehe er in die Türkei ging und „begeistert sich für ebendieselben Türken“ einsetzte, die er vorher bekämpft hatte, verfehlte sie ihre Wirkung doch nicht.

Bei dem mit großer Leidenschaft von griechischen und deutschen Gelehrten geführten Streit um die Kontinuitätsprobleme übersah man zunächst, daß Fallmerayer

²⁹ Woodhouse, 348 f.

³⁰ Stackelberg, VI, 70 f.

³¹ Gollwitzer, Geschichte des weltpolitischen Denkens Bd. I, 214

als erster Forscher das Fortleben der byzantinischen Staatsidee im Staatswesen der Balkanvölker nachgewiesen hatte. Obwohl Byzantinist, kann er daher als einer der Begründer der historischen Südosteuropaforschung angesehen werden.³²

Wie die Freiheitsbewegungen haben auch die Wirtschaftsbeziehungen zwischen der Habsburgermonarchie und Preußen auf der einen und den Ländern Südosteuropas auf der anderen Seite zu einer kritischen Auseinandersetzung mit Land und Leuten beigetragen. Die Tätigkeit der Gesandten, Konsuln und Vizekonsuln beschränkte sich nicht allein auf die Förderung des Handelsverkehrs, sie begünstigte die Reiselust und unterstützte Forschungsvorhaben auf vielen Gebieten. In Griechenland wirkte Prokesch-Osten in vorbildlicher Weise als Sammler und Geschichtsschreiber. Ähnlich verhielt es sich mit dem Vizekonsul von Janina, Johann Georg von Hahn, der von 1830 bis 1843 als Jurist im Dienste Griechenlands stand, bis ihn die Militärrevolte gegen den König und die griechische Xenophobie seines Amtes als Richter beraubten. Auf Empfehlung Prokesch-Ostens wurde er jedoch 1847 zunächst Vizekonsul von Janina, 1851 Konsul und 1868 Generalkonsul. Seine „Albanesischen Studien“, die 1854 in Jena erschienen, und seine Reisebeschreibungen gelten als Pionierleistungen von hohem Rang.³³

In den Donaufürstentümern haben die österreichischen und preußischen Diplomaten und Konsuln von Hammer-Purgstall und C. A. Kuch bis zu Emil Freiherr von Richthofen reichhaltiges Material für ihre Schilderungen gefunden und der Nachwelt wertvolle Quellen hinterlassen. Auch Johann Ferdinand Neigebaur, von 1843 bis 1845 Generalkonsul Preußens für die Moldau und Walachei mit Sitz in Jassy, leistete durch seine Veröffentlichungen wertvolle Dienste für die Verbreitung des Rumänienbildes im deutschen Sprachraum. Seine Monographien und Aufsätze zur Verfassungs- und Sozialgeschichte, die zwischen 1839 und 1864 erschien, bildeten lange Jahrzehnte eine der wichtigsten und zuverlässigsten Quellen für ein Land, „das den durchschnittlichen Mitteleuropäer damals noch exotischer als manches Gebiet in Afrika und Australien anmutete“.³⁴ Auch der Nachfolger Neigebaur, Emil von Richthofen (1846–1848), machte durch seine Aufsätze in der von Georg Gottfried Gervinus herausgegebenen Heidelberger „Deutschen Zeitung“ die Verhältnisse in der Moldau und in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ die der Donaufürstentümer publik, vor allem nach dem Einmarsch der Russen: „Das ist das rechte Merkmal der russischen Freundschaft, daß überall da, wo sie sich geltend macht, dies in solcher Stärke und Inbrunst geschieht, daß der Freund unter den Umarmungen derselben schier erstickt.“³⁵

Der soziokulturelle Aufstieg Rumäniens beschäftigte den Diplomaten über lange Jahre und seine Beobachtungen fanden ihren Niederschlag in zahlreichen Artikeln im „Organ des süddeutschen Liberalismus gemäßigter Richtung“, wie die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ genannt wird, in der schon Friedrich Thiersch und Karl Wilhelm von Heideck seit Beginn der zwanziger Jahre die griechischen Verhältnisse

³² Siedler, 50

³³ Grimm, Johann Georg von Hahn

³⁴ Heitmann, Das Rumänenbild, 44 ff.; Schroeder, J. F. Neigebaur, 83–92; Turczynski, Von der Aufklärung zum Frühliberalismus, 113, 141

³⁵ Heitmann, Ein Sachwalter Rumäniens, 200; Mărieș, Die preußische Diplomatie

einer gebildeten und politisch interessierten Leserschaft geschildert hatten. Es ist ein Verdienst Heitmanns, die Langzeitwirkung dieser Zeitungsbeiträge für die historische Südosteuropaforschung und nicht nur für die Länderkunde aufgezeigt zu haben.³⁶

Die Anteilnahme der deutschen Eliten an den Befreiungsbewegungen der Völker des Balkanraums, die zu Beginn der fünfziger Jahre durch blutig niedergeschlagene Aufstände der Bulgaren und Montenegriener die Blicke auf sich gezogen hatten, erreichte während des Krimkriegs einen neuen Höhepunkt. Leopold von Ranke trat in einer Denkschrift vom 13. Juni 1854 dafür ein, daß „den christlichen Einwohnern der Türkei“ weitreichende Rechte eingeräumt werden sollten, um Rußland der Pflicht zu entheben, „für ihre Glaubensbrüder“ intervenieren zu müssen. Ohne sich politischen Illusionen hinzugeben, sah Ranke die Schwierigkeiten bei der Konfliktlösung, weil die Christen vor Übergriffen der „moslimischen Söldner“ niemals sicher sein würden, und schlug deshalb vor, „die beiden Populationen von einander zu sondern . . .“. Richthofen setzte sich bis zu seinem Tod mit großem Engagement für die Belange Rumäniens ein. In Übereinstimmung mit Mihai Eminescu, der 1877/78 als politischer Kommentator für die Zeitung „Timpul“ arbeitete, vertrat er eine national-rumänische Position. Ähnlich wie Ranke wies er auf die Gefahren hin, die für das Land aus der Nachbarschaft zum Zarenreich entsprangen.³⁷

Das Interesse deutscher Reisender jener Zeit erstreckte sich auf alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens in den Donaufürstentümern. Vor allem erregten die grausamen Praktiken des öffentlichen Vollzugs der Strafen, bei dem noch Ende der fünfziger Jahre Delinquenten ausgepeitscht wurden, ihren Abscheu. Auch die Judenverfolgungen, die nicht selten dann ausbrachen, wenn „die jährlich steigende Handelstätigkeit der Hebräer“ der christlichen Konkurrenz ein Dorn im Auge war, so daß die Juden zum Entsetzen westlicher Besucher „so gut wie vogelfrei“ waren, stießen auf heftige Kritik.³⁸ Die österreichischen und preußischen Konsuln bemühten sich, die „deutsche Judenschaft“, die bei Ausbruch der immer wieder aufflammenden „Judenhetzen . . . mit Sack und Pack, Kind und Kegel . . .“ in den Höfen der Konsulate Schutz suchten, vor Verfolgungen zu bewahren, konnten aber an dem latenten Antisemitismus nur wenig ändern.³⁹

Die Verlagerung der öffentlichen Aufmerksamkeit von Griechenland in den Donau-Balkan-Raum entsprach zum einen der Verkehrserschließung, zum andern der Entwicklung politischer Interessenssphären. Großbritannien sicherte sich den Einfluß im östlichen Mittelmeer, Preußen-Deutschland und Österreich-Ungarn mußten darauf bedacht bleiben, das Gleichgewicht der Kontinentalmächte zu erhalten. Damit begann der Begriff „Südosteuropa“, den Johann Georg von Hahn, der sich als Balkanforscher einen Namen gemacht hatte, 1869 für die Bezeichnung dieses Subkontinents vorgeschlagen hatte, für die Wissenschaft zunehmend konkretere Formen anzunehmen. Erst nachdem die Befreiungsbewegungen ihren Abschluß gefunden hatten, der „Mangel an Informationen über die physio- und anthropographi-

³⁶ Heitmann, *Ein Sachwalter Rumäniens*, 214 ff., 230 f.

³⁷ Borries, 376 – 378; Heitmann, *Ein Sachwalter Rumäniens*, 228 f.

³⁸ Hamm, 25 – 29

³⁹ Heitmann, *Ein Sachwalter Rumäniens*, 200

schen Verhältnisse“ überwunden worden war⁴⁰ und auch das Südostdeutschum in die Betrachtungen einbezogen wurde, waren die erforderlichen Voraussetzungen für die Südosteuropaforschung geschaffen, aus der sich der relativ junge Zweig der „Geschichte Südosteuropas“ mit ihren speziellen Fragestellungen und Methoden entwickeln konnte.

Verzeichnis der zitierten Titel

- Bernath, Mathias: Südosteuropäische Geschichte als gesonderte Disziplin. In: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte* 20 (1973), 135–146.
- Bonazza, Sergio: Friedrich Thiersch als Vorläufer der Slavistik in Bayern. In: *Münchner Zeitschrift für Balkankunde* 5 (1983–84), 1–15.
- Borries, Kurt: *Preußen im Krimkrieg (1853–1856)*. Stuttgart 1930.
- Djordjević, Dimitrije: The Impact of the First Serbian Uprising on the Balkan Peoples. In: *The First Serbian Uprising 1804–1813*. Hg. von Wayne S. Vucinich. New York 1982, 361–389.
- Engel-Janosi, Friedrich: *Die Jugendzeit des Grafen Prokesch von Osten*. Innsbruck 1938.
- Fräble, Klaus: *Carl Haller von Hallerstein (1774–1817)*. Diss. Freiburg 1971.
- Gollwitzer, Heinz: *Geschichte des weltpolitischen Denkens*. Bd. I. Göttingen 1972.
- Ders.: *Europabild und Europagedanke*. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. München ²1964.
- Grimm, Gerhard: *Johann Georg von Hahn*. Wiesbaden 1964.
- Ders.: *Studien zum Philhellenismus*. Habil.schr. (masch.schr.) München 1965.
- Ders.: Griechenland in Forschung und Lehre an den deutschen Universitäten vor dem Ausbruch des griechischen Unabhängigkeitskrieges. In: *Der Philhellenismus und die Modernisierung in Griechenland und Deutschland*. Thessaloniki 1986, 29–46.
- Ders.: Griechische Studenten an deutschen Universitäten vor 1821. In: *Europäischer Philhellenismus. Ursachen und Wirkungen*. Hg. von Evangelos Konstantinou und Ursula Wiedenmann. Neuried 1989, 123–138.
- Haider-Pregler, Hilde: *Entwicklungen im Wiener Theater zur Zeit Maria Theresias*. In: *Österreich im Europa der Aufklärung*. Red.: Richard Georg Plaschka. Wien 1985, Bd. II, 701–716.
- Haller von Hallerstein, Hans: *Und die Erde gebar ein Lächeln. Der erste deutsche Archäologe in Griechenland Carl Haller von Hallerstein 1774–1817*. München 1983.
- Hamm, Wilhelm: *Südöstliche Steppen und Städte*. Nach eigener Anschauung geschildert. Frankfurt 1862.
- Heitmann, Klaus: *Das Rumänenbild im deutschen Sprachraum 1775–1918*. Eine imagologische Studie. Köln, Wien 1985.
- Ders.: Ein Sachwalter Rumäniens in der deutschen Diplomatie und Publizistik des 19. Jahrhunderts: Emil von Richthofen. In: *Von der Pruth-Ebene bis zum Gipfel des Ida*. Studien zur Geschichte, Literatur, Volkskunde und Wissenschaftsgeschichte des Donau-Balkan-Raumes. Hg. von Gerhard Grimm. München 1989, 193–231.
- Hösch, Edgar: *Geschichte der Balkanländer. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart*. München 1988.
- Matl, Josef: Der klassisch-romantische Idealismus in Philosophie, Kunst und Wissenschaft und seine Wirkung auf die Slaven. In: Ders.: *Europa und die Slaven*. Wiesbaden 1964, 264–342.
- Mărieș, Stela: Die preußische Diplomatie und die Vereinigung der rumänischen Fürstentümer. In: *Anuarul institutului de istorie și arheologie A. D. Xenopol* 18 (1981), 35–67.
- Miklosich, Franz: *Bartholomäus Kopitars Kleinere Schriften*. Wien 1857.
- Mojašević, Miljan: Aus Jacob Grimms Beziehungen zu den Serben. In: *Alma Mater Philippina*. Marburg 1986, 22–23.
- Pfligersdorffer, Georg: Ein Vorposten Österreichs in Griechenland zur Zeit seines Wiedererstehens. In: *Arbeiten aus dem Geographischen Institut der Universität Salzburg*. Bd. VI: Beiträge zur Landeskunde von Griechenland. Salzburg 1976, 11–58.

⁴⁰ Bernath, 140f.

- Puchner, Walter: Hof-, Schul- und Nationaltheater der griechischen Aufklärung im europäischen Südosten. In: *Maske und Kothurn* 21 (1975), 235 – 262.
- Quack-Eustathiades, Regine: *Der deutsche Philhellenismus während des griechischen Freiheitskampfes*. München 1984.
- Schaller, Helmut W.: Die Albanische Grammatik von Josef Ritter von Xylander aus dem Jahre 1835. In: *Linguistique Balkanique* 31 (1988), 45 – 51.
- Ders.: Johann Andreas Schmeller und die albanische Sprache. In: *Von der Pruth-Ebene bis zum Gipfel des Ida. Studien zur Geschichte, Literatur, Volkskunde und Wissenschaftsgeschichte des Donau-Balkan-Raumes*. Hg. von Gerhard Grimm. München 1989, 37– 44.
- Schnabel, Franz: *Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert*. Bd. I. Freiburg i. Br. 1947.
- Schroeder, Klaus-Henning: Die Albaner als Thema des deutschen und französischen Philhellenismus. In *Zeitschrift für Balkanologie* 7 (1969 – 70), 150 – 165.
- Ders.: J. F. Neigebaur in Rumänien 1843 – 1845. In: *Dacoromania* 3 (1975 – 76), 83 – 92.
- Ders.: Die deutsche fiktive Rumänien-Literatur des 19. Jahrhunderts. In: *Rumänisch-deutsche Interferenzen*. Hg. von Klaus Heitmann. Heidelberg 1986, 43 – 58.
- Seewann, Gerhard: Ranke, Leopold. In: *Biographisches Lexikon zur Geschichte Südosteuropas*. Hg. von Mathias Bernath und Karl Nehring. Bd. IV. München 1981, 33 – 35.
- Siedler, Herbert: *Jakob Philipp Fallmerayers geistige Entwicklung. Ein Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts*. München 1947.
- Stackelberg, Natalie von: *Otto Magnus von Stackelberg. Schilderung seines Lebens und seiner Reisen in Italien und Griechenland. Nach Tagebüchern und Briefen dargestellt*. Heidelberg 1882.
- Sundhaussen, Holm: *Historische Statistik Serbiens 1834 – 1914. Mit europäischen Vergleichsdaten*. München 1989.
- Turczynski, Emanuel: *Austro-Serbian Relations*. In: *The First Serbian Uprising 1804 – 1813*. Hg. von Wayne S. Vucinich. New York 1982, 175 – 206.
- Ders.: *Von der Aufklärung zum Frühliberalismus. Politische Trägergruppen und deren Forderungskatalog in Rumänien*. München 1985.
- Vakalopoulos, Apostolos: *Der Philhellenismus der Deutschen während der griechischen Revolution von 1821*. In: *Der Philhellenismus und die Modernisierung in Griechenland und Deutschland*. Thessaloniki 1986, 47– 55.
- Valjavec, Fritz: *Ranke und Südosteuropa*. In: *Ausgewählte Aufsätze*. Hg. von Karl August Fischer und Mathias Bernath. München 1963, 82 – 103.
- Ders.: *Der Werdegang der deutschen Südosteuropaforschung und ihr gegenwärtiger Stand*. Ebd., 56 – 64.
- Veloudis, Georg: *Deutsche Einflüsse auf die neugriechische Literatur 1750 – 1944*. 2 Bde. Amsterdam 1983.
- Weithmann, Michael W.: *Die slavische Bevölkerung auf der griechischen Halbinsel*. München 1978.
- Woodhouse, Christopher Montague: *Capodistria. The Founder of Greek Independence*. London 1973.

STELA MĂRIEȘ

Die Wahrnehmung der rumänischen Fürstentümer in der deutschen Öffentlichkeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Das Bild der rumänischen Fürstentümer in der deutschen Öffentlichkeit des vorigen Jahrhunderts ist ein ebenso bedeutendes wie komplexes und schwierig zu erfassendes Thema. Es ist seitens der rumänischen Historiographie nicht unbeachtet geblieben. Beschäftigt hat sich mit ihm zuerst Nicolae Iorga, in seiner „Geschichte der Rumänen durch Reisende“¹ wie auch in einer Studie über die deutsche öffentliche Meinung und das Rumänien Carols I.² Seine Ansätze wurden von anderen aufgenommen und vertieft. Allerdings befaßte man sich vorwiegend mit französischen Urteilen³, daneben mit solchen aus dem angelsächsischen Bereich. Die historische Forschung der Gegenwart lieferte eine Reihe von wertvollen Untersuchungen, die nicht so sehr das Image Rumäniens im europäischen Bewußtsein des 19. Jahrhunderts wiedergeben als vielmehr den Widerschein der tiefgreifenden historischen Ereignisse aus der Sicht der ausländischen Memorialistik, der Reisebeschreibungen, der diplomatischen und konsularischen Korrespondenz und in einem gewissen Maße der deutschen Publizistik.⁴ M. Isbășescu verdanken wir einen ersten Versuch, das ethnopsychologische Profil des Rumänen in der deutschen Literatur zu verfolgen – ein erster gelungener Schritt hin zu imagologischen Studien, das Bild des Rumänen in der deutschen Belletristik betreffend.⁵

Die heutige deutsche Geschichtsschreibung weist eine Hinwendung zur Erforschung der Wahrnehmung Ost- und Südosteuropas in der Reiseliteratur und der Publizistik des vorigen Jahrhunderts auf. Ein Panorama Rumäniens aus der Sicht deutscher Reisender in der Zeitspanne 1800–1940 hat Manfred Steinkühler⁶ geboten, während Carla Braun von Stumm eine gut dokumentierte Abhandlung über die Einstellungen der deutschen Presse zur Vereinigung der rumänischen Fürstentümer

¹ N. Iorga, *Istoria românilor prin călători*. 4 Bde., Bukarest, ²1928–1929. Gekürzte Neuausgabe von Adrian Anghelescu, Bukarest, 1981.

² N. Iorga, *Opinia publică germană și România lui Carol I înainte și după războiul de independență*. In: „Academia Română. Memoriile Secțiunii Istorice.“ Ser. III, 14, 1933, S. 1–29.

³ Vasile V. Haneș, *Formarea opiniei franceze asupra României în secolul al XIX-lea*. 2 Bde. Craiova-Bukarest, 1929.

⁴ Constantin Șerban, *Ecoul revoluției de la 1848 în presa europeană a vremii*. In: „Revoluția de la 1848 în Țările Române“, hrsg. von N. Adăniloiaie u. Dan Berindei, Bukarest, 1974, S. 185–200; Teodor Pavel, *Revoluția de la 1848 din Țările Române în corespondența către ziarul berlinez „Vossische Zeitung“*. In: „Revista de istorie“, 27, 1974, S. 429–442; D. Ivănescu und Horst Fassel, *Știri externe despre revoluția de la 1848 din Țările Române*. In: „Anuarul Institutului de istorie și arheologie A. D. Xenopol“, 19, 1987, S. 352–360; Grigore Ploieșteanu, *Ecoul luptei românilor pentru Unirea Principatelor în „Heidelberger Journal“*. In: „Vatra“, N.S., 16, Nr. 1, 1986.

⁵ Mihai Isbășescu, *Românul în literatura germană (Der Rumäne in der deutschen Literatur)*. In: „Scolul XX“, Nr. 10–11–12, 1980, S. 107–128.

⁶ Manfred Steinkühler, *La Roumanie vue par les voyageurs allemands (1800–1940)*. In: „Mélanges de philologie romane dédiés à la mémoire de Jean Boutière“, Liège, 1971, Bd. II, S. 911–931.

(1859) verfaßt hat.⁷ Abschließend sei die Monographie⁸ von Klaus Heitmann hervorgehoben, ein gründlicher Beitrag zur Bestimmung des Images der Rumänen im deutschen Sprachraum zwischen 1775 und 1918. Trotz dieser bemerkenswerten Beiträge wartet das Image Rumäniens aus der Sicht der deutschen Öffentlichkeit des 19. Jahrhunderts auf seinen Historiographen und bleibt somit ein Forschungsdesiderat.

In der vorliegenden Studie befassen wir uns mit der Art, wie die von Rumänen bewohnten Territorien, vor allem die Moldau und die Walachei, in der deutschen Öffentlichkeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wahrgenommen wurden. Da unsere Quellen – speziell die in Rumänien vorliegende deutsche Presse aus der besagten Zeit – lückenhaft sind, erheben wir keinen Anspruch, uns hier abschließend zur Verbreitung der Kenntnisse und Vorstellungen über das Land und das rumänische Volk im deutschen Publikum äußern zu können. Wenn man dieses Thema erörtert, stellt sich von vornherein die Frage: Gab es überhaupt im deutschen Sprachraum eine öffentliche Meinung über die rumänischen Fürstentümer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts? Bzw.: Wie konnte sich eine solche bilden und artikulieren?

I.

Mittel und Wege der Information über die rumänischen Fürstentümer

Den Hauptinformationskanal bildete natürlich die Presse, die im 19. Jahrhundert zur „vierten Macht“ im Staat avancierte und zur Umwälzung der imagologischen Prozesse wesentlich beitrug.⁹ Seit Anfang des 19. Jahrhunderts nahm sie in Deutschland von den rumänischen Fürstentümern Notiz. Nach Aussagen von Verlegern nahm der Wert der Nachrichten aus der Moldau zu; sie wurden „um so interessanter, da sie von einem bisher noch immer sehr unbekanntem Land Europas handeln“.¹⁰ Genaugenommen beschränken sich die deutschen Zeitungen bis 1848 auf die bloße Wiedergabe der Nachrichten. Die sich auf die Fürstentümer beziehenden sind unter dem Stichwort „Türkei“ (der die Oberhoheit ausübenden Macht) zu finden. Kommentare gab es selten, sie unterlagen einer strengen Zensur. Erst nach der 1848er Revolution wurden die deutschen Zeitungen zum „Spiegelbild der öffentlichen Meinung“.¹¹ Diese radikale Verwandlung der deutschen Presse wurde wie folgt charakterisiert: „Die politische Grundstimmung, die fortan die Nation beherrschte, suchte ihren Ausdruck vornehmlich in der Presse zu erlangen, und jede größere Zeitung vertrat daher jetzt eine ganz bestimmte politische Idee, die Grundanschauung einer politischen Partei, und im Lichte dieser Partei entwarf sie ihr

⁷ Carla Braun von Stumm, *Der Widerhall der Vereinigung der Donaufürstentümer in der deutschen Publizistik*. In: „Acta Historica“, Bd. 10, München, 1972, S. 7–77.

⁸ Klaus Heitmann, *Das Rumänenbild im deutschen Sprachraum. 1775–1918. Eine imagologische Studie*. Köln, Wien, 1985.

⁹ Dan Lăzărescu, *Imaginea României prin călători*. Bd. I, Bukarest, 1986, S. 14.

¹⁰ „Neue Berlinische Monatsschrift“, XII, 1804, S. 66–76, zit. nach Ștefan Lemny, *Știri despre români într-o publicație iluministă: „Berlinische Monatsschrift“*. In: „Anuarul Institutului de istorie și arheologie A. D. Xenopol“, 22, 1985, S. 747–752.

¹¹ Braun von Stumm, a. a. O., S. 17.

Weltbild.¹² Die Anzahl der Nachrichten über die Fürstentümer nimmt im weiteren Verlauf des Jahrhunderts zu. Eine bedeutende Rolle spielen dabei die Berichterstat-ter der großen Zeitungen, von denen einige ein regelrechtes Netz von Reportern auf dem ganzen Kontinent unterhielten. Die Anzahl der Reporter in den Fürstentümern wächst mit der Bedeutung der hier stattfindenden politischen und militärischen Ereignisse: Russisch-Türkischer Krieg (1828–1829), 1848er Revolution, Verschär-fung der orientalischen Krise durch den Ausbruch des Krimkrieges, russische und dann türkisch-österreichische Besetzung der beiden Länder.

Die Beobachtungen der Presseberichterstat-ter rechtfertigen das rege Interesse, dessen sie sich erfreuen. Manchmal beriefen sich die Korrespondenten auf andere Personen, Bekannte oder Freunde, jedenfalls Augenzeugen, oder sie fügten Aus-züge aus Briefen, die sie von letzteren erhalten hatten, bei, mit dem Vermerk, daß sie „von ehrwürdigen und vertrauenswürdigen Berichterstat-tern“ stammen.¹³ Die Nachrichten, die direkt aus den rumänischen Fürstentümern kamen, trugen Ver-merke wie: „von der moldauischen Grenze“, „aus Jassy“, „ein Originalschreiben aus Jassy“, „aus Bukarest“, „von der walachischen Grenze“ oder „von der unteren Donau“.

Im allgemeinen sind diese Artikel nicht gezeichnet. Ein anonym er Autor bediente sich der Formel: „Mitteilungen eines Moldauers.“¹⁴ Bei Nachrichten über militäri-sche Ereignisse, wie zum Beispiel die an der moldauischen Grenze kurz vor Beginn des Russisch-Türkischen Krieges von 1828–1829, versicherte der Jassyer Berichter-statter der „Allgemeinen Zeitung“ aus München, daß sie „durch eine außerordentli-che Gelegenheit“ übermittelt worden seien. Während der revolutionären Ereignisse des Jahres 1848 erhielt die Redaktion der „Königlich privilegierten Berlinischen Zeitung“ (auch „Vossische Zeitung“ genannt) von Mai bis Oktober Zusendungen aus den verschiedensten Ortschaften (einschließlich aus Siebenbürgen): Hermann-stadt, Kronstadt, Blaj, Oradea, Näsäud, Bukarest, Jassy, Galați, Foçsani.¹⁵

Die deutsche Presse konnte sich auch auf indirektem Wege informieren: aus siebenbürgisch-sächsischen Zeitungen, die ihre Gewährsmänner in den Fürstentü-mern hatten. So hatten das „Siebenbürger Wochenblatt“ und der „Siebenbürgische Bote“ ihre Berichterstat-ter in Jassy¹⁶, die ihnen den Verlauf der Ereignisse ausführ-lich beschrieben. Es wurde mit Sicherheit festgestellt, daß die Augsburg er „Allge-meine Zeitung“ Nachrichten über die Revolution in der Moldau über den „Sieben-bürger Boten“ erhielt.¹⁷ Interessant ist die Frage, wer die Berichterstat-ter der deut-schen Zeitungen und wes Geistes Kind sie waren. In diesem Zusammenhang fielen die Namen Gh. Asachis¹⁸, der nach Studien in Wien und Rom Begründer des tech-

¹² Ludwig Salomon, *Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches*, Bd. 3, Oldenburg–Leipzig, 1900–1906, S. 666.

¹³ Pavel, a. a. O., S. 434, Anm. 25.

¹⁴ Siehe „Deutsche Zeitung“, Heidelberg, Nr. 153, 1. Juni 1848, Beilage 1/2. Nach Ivănescu und Fassel, a. a. O., S. 355–358.

¹⁵ Pavel, a. a. O., S. 431.

¹⁶ Carol Göllner, *Presa săsească – un nou izvor pentru mișcarea revoluționară din Moldova (1848)*. In: „Revista istorică“, 22, 1936, S. 105–111.

¹⁷ Ibidem, S. 106, 107.

¹⁸ Braun von Stumm, a. a. O., S. 22.

nischen Hochschulunterrichts und der ersten rumänischen Zeitung in der Moldau, der „Albina Românească“ (1829) war, und Eudoxiu Hurmuzakis¹⁹, eines Historikers und Politikers, der ebenfalls in Wien studiert hatte. Es handelt sich hauptsächlich um rumänische Intellektuelle adliger Herkunft, die an westlichen Universitäten studiert hatten und die deutsche Sprache beherrschten. Dazu kamen auch in Jassy lebende deutsche Lehrer²⁰ sowie dort ansässige deutschsprachige Ausländer. Zur Zeit der Vereinigung der Fürstentümer wird ein gewisser S. von Reichlin als Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung“ zitiert.²¹ Einige Bukarester Korrespondenten der „Vossischen Zeitung“ könnten aus dem Kreis der aus Siebenbürgen emigrierten rumänischen Intellektuellen stammen,²² die ebenfalls des Deutschen mächtig waren. Deren Verdienst bestand nicht nur darin, daß sie die deutsche Presse informierten, sondern auch darin, daß sie diese für die rumänische Sache günstig beeinflussten.

Aus den inhaltlich sehr verschiedenen Nachrichten – sie konnten politischer, militärischer, kommerzieller Natur sein –, die von fremden oder einheimischen Berichterstattern kamen, ergibt sich kein vollständiges Bild des soziokulturellen Gefüges und der rumänischen Zivilisation. Von größerer Relevanz für unser Thema sind die Aufzeichnungen, Notizen, Reisetagebücher, kurz die Reiseliteratur, die den zweiten Informationskanal abgibt. Wie R. Escarpit²³ bemerkte, verzeichneten im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts die Reiseliteratur oder was aus den Memoiren großer Reisender und Forscher kompiliert und übernommen wurde, einen besonderen Erfolg. Letztere wurden entweder in Form faktengetreuer Reportagen oder als literarische Fiktionen in die Reiseliteratur aufgenommen. Wir zählen dazu auch die Bücher der ehemaligen österreichischen und preußischen Konsuln und diplomatischen Vertreter aus Jassy und Bukarest sowie die Feldtagebücher und Memoiren der in Bukarest während des Krimkrieges einquartierten Offiziere.

Für die rumänischen Fürstentümer war die Einrichtung der Schifffahrt auf der Donau von großer Bedeutung, weil dadurch das Tor für westliche Reisende geöffnet wurde. Das erkannten westliche Publizisten sofort: „Les voyageurs sont la civilisation; c'est plus encore, c'est l'attention de l'Europe“ – schrieb Saint-Marc Girardin, Mitglied der französischen Akademie. Auch deutscherseits wurden die Bedeutung und die politischen und kommerziellen Folgen dieses Ereignisses richtig eingeschätzt. Adolf Schmidl, der die erste Fahrt auf dem Passagierschiff „Argo“ der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft im April 1834²⁴ mitmachte und ein Buch mit dem Titel *Die Donau von Wien bis zur Mündung* schrieb, wußte, daß dieses Ereignis „eine neue Epoche in der Geschichte der Donau und der Reisen zu den Ländern der unteren Donau eröffnet hat“.²⁵ Das nun zu verzeichnende zahlenmäßige Anwachs-

¹⁹ Ivănescu und Fassel, a. a. O., S. 355.

²⁰ Lemny, a. a. O., S. 747. Es ist die Rede von Friedrich Schmidt, zu Anfang des 19. Jahrhunderts Lehrer der Söhne des Fürsten Al. Moruzi in Jassy.

²¹ Braun von Stumm, a. a. O., S. 22.

²² Pavel, a. a. O., S. 436.

²³ Robert Escarpit, *De la sociologia literaturii la teoria comunicării*, Bukarest, 1980, S. 98.

²⁴ C. I. Băicoianu, *Dunărea. Privire istorică, economică și politică*, Bukarest, 1915, S. 36–38; Erich Zöllner, *Histoire de l'Autriche des origines à nos jours*, Paris, 1965, S. 356.

²⁵ Adolf Schmidl, *Reisehandbuch durch das Königreich Ungarn, mit den Nebenländern und Dalmatien, nach Serbien, Bukarest und Constantinopel*, Wien, 1835, S. VI.

sen der deutschen Reisebeschreibungen und Berichte fügt sich in eine breitere europäische Strömung ein, die orientalische Strömung, welche die Literatur und Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beherrschte. „Das Reisen ist eine Mode, eine Leidenschaft, eine Manie geworden“,²⁶ schrieb ein Deutscher im Jahre 1841. Man reiste aus reiner Freude am Reisen und aus Neugier, andere Horizonte und Zivilisationen kennenzulernen. „J’y vais pour y avoir été“ – sagte ein französischer Reisender. Die Reiseaufzeichnungen, -tagebücher, -beschreibungen, die ganze Reiseliteratur über die Länder „aus Tausendundeiner Nacht“ sind auf das neu erwachte Interesse für den Orient, für das Exotische und Pittoreske zurückzuführen. Man reiste größtenteils nach Konstantinopel. Die rumänischen Länder, auf der Linie gelegen, die London, Hamburg und Leipzig mit Konstantinopel und Trapezunt verband, und von großen Handelswegen durchzogen, die Ostsee und Donaumündung verknüpften, bedeuteten für diese Art von Reisenden nur einen Halteplatz, eine Etappe auf ihrem Weg zum faszinierenden Orient. Einige dieser gelegentlichen Besucher – die meisten hatten es sehr eilig und sahen die Fürstentümer nur aus der Postkutsche oder vom Deck des Donauschiffes aus – informierten auch ihre Landsleute über das Gesehene. Die allgemeinen Eindrücke sind oft lückenhaft und subjektiv gefärbt, immerhin sickern Informationen über die wenig bekannten rumänischen Fürstentümer durch. Viele Reiseindrücke können als „flüchtige Bemerkungen flüchtiger Reisender“ bezeichnet werden, nach dem Titel des Buches des preußischen Diplomaten Carl Otto von Arnim, der um 1836 die Moldau und die Bukowina bereiste.²⁷

Es gibt aber auch deutsche Berichte ganz anderer Beschaffenheit, von Autoren verfaßt, die lang andauernde Reisen in die Fürstentümer unternahmen, teilweise schon Anfang des 19. Jahrhunderts oder noch früher, und dabei wissenschaftliche oder kulturelle Ziele verfolgten. Ihre Zahl wächst mit der Hinwendung der rumänischen Gesellschaft zu Europa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es kommen nun Gelehrte, Wissenschaftler, Lehrer, Ärzte, Diplomaten u. ä. Wir stellen eine beträchtliche Steigerung des Niveaus der Reisebeschreibungen fest. Diese weisen nun oft einen wissenschaftlichen Charakter auf und stützen sich auf genaue Dokumentationen, wobei von offiziellen Stellen übermittelte statistische Daten nicht fehlen. Unter den letzteren ragt deutlich das Werk des ehemaligen preußischen Generalkonsuls in den Fürstentümern J. F. Neigebaur (1783–1866) hervor. Dieser war „ein typischer Repräsentant der enzyklopädischen Reiseliteratur“,²⁸ ein „wahrhafter Wissenschaftler, typisch für die Generation der allseitig gebildeten Menschen, deren intellektueller Dynamismus die Grundlage für die preußische Wiedergeburt bildete“.²⁹ Dank der Position, die er bekleidete, und infolge zahlreicher Reisen in die drei rumänischen Länder hat er direkt und unvermittelt Land und Leute kennenge-

²⁶ (Carl von Hailbronner) *Morgenland und Abendland. Bilder von der Donau, Türkei, Griechenland* (. . .), 3 Bde., Stuttgart–Tübingen, 1841, S. 4.

²⁷ Carl Otto von Arnim, *Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtling-Reisenden*, 6 Bde., Berlin–Leipzig, 1837–1850.

²⁸ Klaus-Henning Schroeder, *J. F. Neigebaur in Rumänien (1843–1845)*. In: „Dacoromania. Jahrbuch für östliche Latinität“, 3, 1975–1976, S. 83.

²⁹ V. Papacostea, *Un observator prusian in țările române acum un veac*, Bukarest, 1942, S. 46.

lernt. In der kurzen Zeitspanne von etwa zwei Jahren hat er ein außerordentlich reichhaltiges Material zu Geschichte, Geographie, Archäologie, Wirtschaft und Bevölkerung der rumänischen Länder gesammelt. Seine Reiseerinnerungen hat er – wie auch Saint-Marc Girardin – zuerst in Periodika in Briefform veröffentlicht: 1843 erschienen drei Artikel im „Magazin für die Literatur des Auslandes“;³⁰ einer sehr verbreiteten illustrierten Zeitschrift. In die Heimat zurückgekehrt, hat er das gesammelte und teilweise in Zeitschriften veröffentlichte Material in zwei Reisebüchern systematisiert und konzentriert zusammengefaßt.³¹ *Beschreibung der Moldau und Walachei*, erste Auflage (Leipzig, 1848; zweite Auflage, Breslau, 1854) und *Die Donau-Fürstenthümer* (Teil I–III,³² Breslau, 1854 und 1856). Sein erstes Buch in der österreichischen Presse fand ein bemerkenswertes Echo. Dazu ein Beleg: „Bei Carl Gerold und Sohn, Stephansplatz, No. 625, ist zu haben: ‚Beschreibung der Moldau und Walachei‘ von Dr. Joh. Ferd. Neugebauer, vorm. General Konsul der Moldau und Walachei, gr. 8. brosch., 2 fl. 40 kr. Die Donau Fürstenthümer ziehen in diesem Augenblick die allgemeine Aufmerksamkeit in so hohem Grade auf sich, daß das hier angezeigte Werk gewiß mit lebhaftem Interesse empfangen werden wird. Niemand aber konnte die schwierige Aufgabe einer Beschreibung der Moldau und Walachei so befriedigend lösen, als der Verfasser, welcher während seines mehrjährigen Aufenthaltes dort als königlicher preußischer General Konsul vielfach Gelegenheit hatte, diese Länder näher kennen zu lernen.“³³

Die „allgemeine Aufmerksamkeit“, die das österreichische Publikum den Begebenheiten des Jahres 1848 im rumänischen Raum „in hohem Grade widmete“, wird hier von einer sehr verbreiteten Zeitung bescheinigt. Die Bücher von J. F. Neugebauer haben zur Aufrechterhaltung eines gewissen Interesses an den Donauländern, zur Vergegenwärtigung und Fixierung des Rumänienbildes beigetragen. Der Kontext war günstig, die „Orientalische Frage“ spitzte sich zu, und das Schicksal der rumänischen Fürstentümer, über welche J. F. Neugebauer bemerkte, daß sie „dem übrigen Europa bisher unbekannter als ferne Welttheile“³⁴ geblieben waren, beschäftigte nun die ganze europäische Diplomatie. Es genügt, das Interesse, das die *Beschreibung der Moldau und Walachei* bei der Leserschaft der oben zitierten Wiener Zeitung gefunden hat, zu erwähnen. Wie Klaus Heitmann bemerkt,³⁵ war es zweifellos von beträchtlicher Bedeutung für die weitere Meinungsbildung, daß um die Jahrhundertmitte eine Sehweise wie die Neugebauers, derzufolge das walachische Volk „ein sehr schöner Menschenschlag“ ist, von den Konversationslexika rezipiert und propagiert wurde. „Der Walache ist schön gebaut, kräftig, gelenk, voll Leben und Phantasie“, heißt es im Pierer-Lexikon von 1846 (XXXIII, 256). „Schön gebaut, kräftig, gelenkig“ lauten die Attribute im Artikel „Moldau“ des Meyer-Lexikons von 1852

³⁰ Es handelt sich um die Artikel: *Die Bojaren der Walachei. Das Kloster Niamzo in der Moldau und Die Verwaltung der geistlichen und Schul-Angelegenheiten in der Walachei*. In: „Magazin für die Literatur des Auslandes“, 24, Berlin, 1843, S. 315–316, 341, 365.

³¹ Für das vollständige Verzeichnis der einschlägigen Arbeiten von Neugebauer siehe Schroeder, a. a. O., S. 90–92.

³² Vgl. ebenda, S. 91.

³³ „Ost-Deutsche Post“, Wien, 4. Oktober 1848, Nr. 3, letzte Seite, im Bekanntmachungsteil.

³⁴ Neugebauer, *Die Moldau-Walachen oder Romanen und der russische Schutz*, Breslau, 1855, S. V.

³⁵ Heitmann, a. a. O., S. 83.

(XXVIII, 1114), das offensichtlich auf Pierer fußt, während die Bemerkung „Die Walachen sind ein auffallend schöner, großer Menschenschlag“ im Artikel „Walachei“ (XLIV, 648) an Neigebaur denken läßt, der vielleicht als Verfasser dieses Beitrages in Betracht kommt. Man kann behaupten, daß J. F. Neigebaur's Reisebücher nicht nur die rumänischen Länder bekannt machten, sondern daß sie auch die Art, wie diese von späteren Lesern wahrgenommen wurden, beeinflußt haben. Besonders wichtig erscheinen uns Neigebaur und das Echo seiner Bücher in der Presse, in Lexika usw., weil der Autor zu jener Zeit in der Bildung der deutschen öffentlichen Meinung dieselbe Rolle gespielt hat wie das Werk von Jean-A. Vaillant³⁶ in Frankreich und das Buch William Wilkinsons³⁷ in England. Ebenso trugen Übersetzungen ausländischer Reisetagebücher, die dem rumänischen Raum gewidmet sind (manche davon auch bebildert, vgl. die Alben von A. de Demidov³⁸ und A. de Billecocq³⁹), erheblich zur Verbreitung zuverlässiger und dokumentierter Nachrichten über die Rumänen und ihr Land bei. – Insgesamt hat J. F. Neigebaur der rumänischen Sache, die auf der Tagesordnung der westlichen Diplomatie stand, unbestreitbar gedient, als diese mit der heiklen „Orientalischen Frage“ konfrontiert war. Wenige Ausländer, so bemerkten N. Iorga⁴⁰ und V. Papacostea, haben schärfer beobachtet und genauer über die Fürstentümer und das rumänische Volk geschrieben und durch ihre Schriften so sehr zur Bildung einer günstigen Haltung gegenüber den Rumänen unter den europäischen Intellektuellen beigetragen.

Aus der Gattung der deutschen Reiseliteratur über die Fürstentümer in einem besonders publikumsfreundlichen Format müssen wir die bekannte Sammlung *Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten Reisen durch Siebenbürgen, Moldau, Walachei, Bessarabien, Bulgarien, Servien, Bosnien und Romanien* (sic) (Nürnberg, 1828–1832, 4 Bde., hrsg. von Joachim Heinrich Jäck) erwähnen, in welcher auch F. J. A. Schneidawinds *Reisebilder aus Serbien, der Moldau und Walachei* aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gedruckt wurden. Solche Taschenbücher erfreuten sich neben den Almanachen großer Popularität. Durch sie, bemerkt R. Escarpit⁴¹, wurde der unerläßliche „Informationsumlauf per Kolportage“ erzielt. Die Sammlung „Taschenbibliothek“, die aus Anlaß des Russisch-Tür-

³⁶ Jean-A. Vaillant, *La Romanie, ou Histoire, langue, littérature, orographie, statistique des peuples de la langue d'or, Ardaliens, Vallaques et Moldaves, résumés sous le nom de Romans*, I, Paris, 1844, 404 S.

³⁷ W. Wilkinson, *An account of the Principalities of Wallachia and Moldavia, including various political observations relative to them*, London, 1820.

³⁸ A. de Demidov, *Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée, par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie, exécuté en 1837*, Paris, 1842, 3 Bde., die J. F. Neigebaur in einer illustrierten Ausgabe mit Zeichnungen des französischen Malers Raffet im Jahre 1854 veröffentlichte: *Reise nach dem südlichen Russland und der Krim, durch Ungarn, die Walachei und die Moldau, im Jahre 1837*, von Anatol von Demidoff. Nach der zweiten Auflage deutsch hrsg. v. J. F. Neigebaur, 2 Teile, Breslau, 1854.

³⁹ *Die Moldau-Walachen oder Romanen und der russische Schutz*. Nach dem französischen Moldau-Walachischen Album des General-Consul Ritter Billecocq. Mit Illustrationen von Abigoël Bouquet, Breslau 1855 (Bearbeitung des folgenden Werkes: Adolphe Billecocq, *Album moldo-valaque*, Paris, 1848, aus „L'illustration. Journal universel“, 1848).

⁴⁰ N. Iorga, Einleitung zu Hurmuzaki, *Documente*, Bd. X, S. LXIV. Siehe V. Papacostea, a. a. O., S. 46.

⁴¹ Escarpit, a. a. O., S. 75.

kischen Krieges erschien, wurde kurz danach von J. H. Jäck in Graz wiederaufgelegt, ein Zeichen für ihren Erfolg. Von unserem Gesichtspunkt interessant ist die Bemerkung des Verlegers im Vorwort, derzufolge die Sammlung dem wachsenden Interesse des deutschen Publikums für jene Länder entsprach, mit welchen es „weit mehr Berührung“ hätte „als mit den bisher behandelten fremden Welttheilen“.⁴² Daraus geht hervor, daß der Nachrichtenhunger des Publikums nicht nur den militärischen Ereignissen selbst, deren Schauplatz die Fürstentümer waren, galt, sondern überhaupt auch den weniger bekannten Gebieten, mit denen die deutsche Welt seit dem 18. Jahrhundert traditionell gewordene Handels- und auch politische Beziehungen unterhielt. Gleichzeitig steckt der Verfasser den Stand der Kenntnisse des deutschen Publikums über die rumänischen Fürstentümer ab und erklärt, daß ihnen seitens der deutschen Leser mehr Aufmerksamkeit als bisher gebühren würde.

Ein bedeutendes, beliebtes und verbreitetes Mittel, das Leben eines anderen Volkes kennenzulernen, zur Ergänzung und Begleitung der Reisebeschreibungen, stellte die Illustration dar. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts befriedigten die einfachen Reisebeschreibungen und die literarischen Reiseaufzeichnungen nicht mehr, es wurden anschaulichere Wiedergabeformen gesucht. Wenn die Reisenden selbst keine Zeichner waren, stellten sie bildende Künstler an, die mit dem Pinsel oder in Stichen, Aquarellen und Lithographien das Pittoreske an den besuchten Gebieten festhielten. So erklärt es sich, daß mit der orientalischen Strömung in der Kunst und Literatur, hervorgerufen durch die Romantik, auch die Zahl der reisenden Künstler in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts anwuchs. Die Farben und die exotische Atmosphäre des Orients bildeten einen Anziehungspunkt für sie. So entstand eine Reihe den Fürstentümern gewidmeter Alben von französischen und deutschen Malern. Lebendiger und anschaulicher, malerischer und farbenreicher als die bloßen Texte, fesselten die Stiche, Aquarelle und Lithographien das Interesse eines breiten Publikums. Diese Illustrationen trugen zur Ausbildung von Vorstellungen über die Rumänen beträchtlich bei. Als Fortsetzung einer Tradition des 18. Jahrhunderts erschien 1825 das Album des bayerischen Malers August von Henikstein⁴³ (1802–1840), das in einer Reihe von Aquarellen eine Typengalerie aus allen walachischen Gesellschaftsschichten darstellt, wertvoll nicht nur wegen der Sorgfalt der künstlerischen Ausführung und der exakten Wiedergabe der Trachten, sondern auch als Informationsquelle für die Lebensweise der Bukarester Gesellschaft an der Schwelle von der alten zur neuen Zeit. Ein in der Aufmachung modernes Album erschien 1825 in Wien: *Donau-Ansichten vom Ursprung bis zum Ausflusse ins Meer, nach der Natur und auf Stein gezeichnet von Jakob Alt, von Belgrad bis zur Mündung ins Schwarze Meer nach der Natur aufgenommen von Ludwig Ermini, von mehreren Künstlern lithographiert und herausgegeben von Adolph Kunike*. Die Kupferstiche Alts (österreichischer Landschaftsmaler, Aquarellist und Lithograph, 1800–1872) lenken die Aufmerksamkeit auf das touristisch Anziehende. Von diesem Gesichts-

⁴² *Taschenbibliothek* . . . , Bd. IV, S. 493

⁴³ *Costumes et portraits faits à un voyage par la Valachie et la Bulgarie à Constantinople dans l'année 1825*, par le Chevalier Auguste von Henikstein (siehe Paul Cernovodeanu, *Tipuri și costume pitorești bucureștene din albumul lui Henikstein*. In: „Revista muzeelor“, 1968, Nr. 2, S. 162–165).

punkt aus wirken sie wie heutige Ansichtskarten.⁴⁴ Solche Alben mit offensichtlich werbewirksamen Qualitäten konnten der Aufmerksamkeit des breiten Publikums nicht entgehen. Sehr aufschlußreich bezüglich der rumänischen Lebensweise sind Bilder wie „Promenade an der ‚Chaussee‘“, oder solche von den Verkehrsmitteln (der oft dargestellten walachischen Postkutsche), den Beschäftigungen der Einwohner in dem anonymen Album *Skizzen aus den Donau-Fürstenthümern*⁴⁵, die lebendige, ausdrucksvolle Dokumente des Alltags und der damaligen Zivilisation der walachischen Gesellschaft wiedergeben. Unter den Sujets der bildenden Künstler sind auch sensationelle Ereignisse anzutreffen – Erdbeben, Feuersbrünste⁴⁶ –, die die Neugier des Rezipienten weckten. Beliebt waren auch Illustrationen zu Geschehnissen privaten Charakters, wie z. B. einer Reise des Prinzen Albert, des Bruders des preußischen Königs, im Juni 1843. Seine Schiffsreise von Konstantinopel nach Giurgiu, die Besichtigung von Bukarest werden von dem französischen Maler Ch. Doussault in einer Reihe von Bildern nach Holzschnitten festgehalten, die im *Album moldo-valaque* des ehemaligen französischen Konsuls in den Fürstentümern, A. Billecocq, 1848 in Paris veröffentlicht wurden. Man darf annehmen, daß dieses Album schon wegen der Position des Reisenden höheren Kreisen in Berlin nicht fremd war. Bilder mit rumänischen Themen findet man insbesondere in den illustrierten Zeitschriften. Erwähnt sei die langlebige *Illustrierte Zeitung*, die von Johann Jakob Weber seit 1843 in Leipzig herausgegeben wurde und jahrzehntelang die einzige ihrer Art war. Auch *Über Land und Meer* veröffentlichte manchmal Artikel mit rumänischer Thematik,⁴⁷ mit oder ohne Abbildungen. Der revolutionäre Augenblick 1848 wurde am besten in der *Illustrierten Zeitung* aus Leipzig wiedergegeben. Man stößt dort auf farbige Lithographien nach Bildern von C. D. Rosenthal⁴⁸, einem Augenzeugen und Teilnehmer der Revolution. Seine Arbeiten tragen das Gepräge des an Ort und Stelle Gesehenen. So zum Beispiel „Der Empfang des ausserordentlichen Gesandten der Pforte Suleiman Pascha in Giurgiu“ und die Wiedergabe des am 23. Juni 1848 errichteten Freiheitsdenkmals; Bilder, die bis in unsere Tage die Geschichtswerke und Schulbücher in Rumänien schmücken. Andere Artikel erschienen zusammen mit Zeichnungen des französischen Malers Michel Bouquet.⁴⁹

Diese Illustrationen weckten in all ihren Gestaltungsformen (schwarz-weiß, farbig, Holz- und Stahlstiche, Lithographien, Aquarelle) das Interesse der Leser und waren insofern ein besonders erfolgreiches Vehikel für die Übermittlung von Informationen und die Verbreitung von Nachrichten über die 1848er Revolution und die Rumänen im allgemeinen. Auch dienten sie zur Bebilderung großer Geographie-, Ethnographie- und Geschichtswerke, Enzyklopädien und Konversationslexika wie Brockhaus-Lexikon (1819, 1827), Pierer-Lexikon (1846), Meyers Lexikon (1852).

⁴⁴ Andrei Cornea, *De la portulan la vederea turistică*, Bukarest, 1977, S. 100–101.

⁴⁵ Colecția C. I. Karadja, Bukarest, 1916.

⁴⁶ *Bucureștii vechi. Documente iconografice*, Bukarest, 1936, Tafel XXVII: „Der Brand der St. Georgen-Kirche zu Bukarest“, 1847, Kupferstich v. E. F. Büchner.

⁴⁷ Gustav Rasch, *Walachische Kontraste*. In: „Über Land und Meer“, Stuttgart, 1867, S. 328–330.

⁴⁸ St. Schwann–G. Brătescu, *Imagini ale anului revoluționar 1848*. In: „Magazin istoric“, IX, Nr. 5 (98), 1975, S. 60–64.

⁴⁹ V. Beneș, *Bouquet, Raffet și Lancelot*, Cluj, 1934, S. 5.

Mit Recht wird betont⁵⁰, daß diese Bücher die Lektüre des gebildeten Bürgertums des 19. Jahrhunderts waren. Nicht alle von diesen Lexika gelieferten Informationen über die Rumänen stammen freilich aus erster Hand, und oft entbehren sie jeder entsprechenden Dokumentation. Teilweise werden sie entstellt übernommen. Im breiteren Publikum waren auch „populärwissenschaftliche Hand- und Hausbücher“⁵¹ aus dem Bereich der Erd- und Völkerkunde sehr beliebt.

Ein weiterer Informationskanal war die Handelskorrespondenz deutscher Firmen und Handelshäuser, die an der Einfuhr von Rohstoffen aus den Donauländern interessiert waren, namentlich an Getreide, Vieh, Wolle, Leder, Honig und anderen Naturprodukten. Besonders wichtig waren die direkten Kontakte der sogenannten „Lipscaner“-Händler, d. h. griechischer, jüdischer, armenischer und rumänischer Händler, die die Leipziger Messe besuchten und der deutschen Welt neben ihren Waren auch Nachrichten aus dem Orient mitbrachten. Nicht wenig trug die Niederlassung deutscher Händler und Handwerker in den Fürstentümern⁵² zum gegenseitigen Kennenlernen bei. Diese wurden Ende des 18. Jahrhunderts vom Steuererlaß, von den großen Verdienstmöglichkeiten und von der Aussicht auf Schutz durch die österreichischen und preußischen Konsuln angelockt. Ihre Zahl wuchs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die rumänischen Studenten an deutschen Universitäten hatten die Möglichkeit persönlicher Kontakte mit der gelehrten deutschen Universitätswelt. Einen Anteil daran hatte u. a. auch die Gesellschaft der Ärzte und Heilpraktiker aus Jassy (1833).

Nicht zu vergessen sind die Ethnographen und Volkskundler, die Nachrichten über die materielle und geistige Kultur des rumänischen Volkes lieferten und Übersetzungen aus der rumänischen Volksdichtung veröffentlichten.⁵³

Weitere Informationsquellen stellen die deutschen Übersetzungen fremder Autoren dar, die über die Rumänen geschrieben haben, sowie die deutsche Belletristik mit rumänischen Stoffen.

Es können hier nicht alle zu jener Zeit bestehenden Möglichkeiten zur Informierung der deutschen Gesellschaft erschöpfend behandelt werden. Die genaueste und vollständigste Informationsquelle – die diplomatische und konsularische Korrespondenz aus Bukarest, Jassy, Galatz u. a. – wurde absichtlich nicht näher erörtert, da diese der Öffentlichkeit nicht bekannt war. Sie muß aber erwähnt werden, weil sie das politische und wirtschaftliche Interesse der deutschen Staaten an den rumänischen Fürstentümern belegt.

Durch die hier dargestellten Quellen von größerer oder minderer Bedeutung bekam die deutschsprachige Welt eine gewisse Vorstellung von den rumänischen

⁵⁰ Heitmann, a. a. O., S. 61.

⁵¹ Heitmann (ebd.) erwähnt: *Die Erde und ihre Bewohner – ein Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus*, Stuttgart, 1832, 2. Aufl. 1833, von K. F. V. Hoffmann, und vom selben Autor: *Die Völker der Erde, ihr Leben, ihre Sitten und Gebräuche*, Stuttgart, 1840.

⁵² Als „die wichtigste Grundlage der deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen“ gewertet von F. Valjavec, *Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa*, München, 1953–1970, IV, S. 54; siehe auch Stela Mărieș, *Supușii străini din Moldova în perioada 1781–1862*, Iași, 1985.

⁵³ Joh. Karl Schuller, *Rumänische Volkslieder*, Hermannstadt, 1859; *Rumänische Volkspoesie*, gesammelt und geordnet von B. Alexandri, deutsch von W. von Kotzebue, Berlin, 1857.

Fürstentümern und ihrer Bevölkerung vermittelt. Zu einem klar konturierten, inhaltsreichen Bild fehlten allerdings die Voraussetzungen. Dafür hätten kontinuierliche, lang andauernde nachbarschaftliche, freundliche oder feindliche Beziehungen zwischen den Völkern hier und dort die Grundlage bieten müssen.⁵⁴ Damals so wenig wie früher jedoch konnten die Rumänen in der deutschsprachigen Öffentlichkeit das Interesse erwecken, das ein durch Geographie und Geschichte aufgenötigter ständiger Kontrahent im politischen Konzert erfordert hätte.⁵⁵

So kann man für die hier untersuchte Zeitspanne nur von einer Frühphase in der Ausbildung der deutschen öffentlichen Meinung über das rumänische Volk und Land sprechen. Von einer öffentlichen Meinung im vollen Sinne des Wortes kann erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Rede sein, nach dem Unabhängigkeitskrieg und im Zusammenhang mit Carol I., dem ersten König von Rumänien.

II.

Die rumänischen Fürstentümer aus der Sicht der deutschen Öffentlichkeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Wollte man davon ausgehen, daß die Presse in jener Epoche der wirksamste Weg zur Informierung und Verbreitung von Nachrichten war, so wäre eine systematische und erschöpfende Erhebung der Informationen über Rumänien aus Zeitschriften, Zeitungen und Flugblättern der verschiedensten Ausrichtungen äußerst aufschlußreich. Diese Vorarbeit wurde noch nicht geleistet, deswegen stößt der Forscher auf große Schwierigkeiten. Es gibt keine Bibliographie aller deutschen Zeitungen aus dem 19. Jahrhundert, es fehlt an Verzeichnissen⁵⁶, überdies sind die deutschen Zeitungs- und Zeitschriftensammlungen in den uns allein zur Verfügung stehenden Bibliotheken lückenhaft. Eine gründliche Behandlung dieses Themas kann aber ohne diese Arbeitsinstrumente nicht geleistet werden. Zu vermuten steht, daß Zeitungen und Zeitschriften zumindest momentan stärker meinungsbildend wirkten als Buchpublikationen.⁵⁷ Wichtig wäre – was uns nicht möglich war – festzustellen, wie groß im einzelnen ihre Verbreitung und wie hoch ihre Auflage war. Im folgenden müssen wir uns auf die uns zugänglichen Periodika beschränken, vervollständigt durch Informationen und Mitteilungen aus Reiseberichten und anderen Quellen. Dabei soll nach thematischen Gesichtspunkten systematisiert werden.

Meistens handelt es sich um Angaben politischen Charakters. Die großen europäischen Mächte und die europäische Öffentlichkeit zeigten Interesse an den unter türkischer Herrschaft stehenden rumänischen Fürstentümern, insbesondere im Zusammenhang mit der „Orientalischen Frage“. Dies nicht nur wegen ihrer geographischen Lage an den Grenzen dreier rivalisierender Reiche, wo verschiedene Zivilisationen, strategische und wirtschaftliche Interessen aufeinanderstießen,

⁵⁴ Isbăşescu, a. a. O., S. 108.

⁵⁵ Heitmann, a. a. O., S. 40–41.

⁵⁶ Siehe für das 18. Jahrhundert: Paul Hocks–Peter Schmidt, *Index zu deutschen Zeitschriften der Jahre 1773–1830*, I–III, Nendeln 1979.

⁵⁷ Vgl. Heitmann, a. a. O., S. 61.

und weil sie die Besitzer der Donaumündungen waren und somit die Ausfahrt zum Schwarzen Meer beherrschten. Die siegreichen Feldzüge Rußlands gegen das Osmanische Reich Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestimmten die rumänische Geschichte mit. Die rumänischen Fürstentümer waren stets Schauplatz der militärischen russisch-türkischen Auseinandersetzungen und abwechselnd im Besitz der beiden Kontrahenten. In den Jahren 1828–1829, 1838–1840, 1853–1856 lenkte jede Wiederbelebung der Orientalischen Frage die Aufmerksamkeit des politischen Europas auf die von Rumänen bewohnten Gebiete; Länder, die „non seulement la proie, mais la monnaie d'échange des vainqueurs“ waren.⁵⁸ Unabhängig von der Orientalischen Frage haben sich die Rumänen ihre nationale Identität selbst bekundet, so durch Tudor Vladimirescus Revolution von 1821.⁵⁹ Wegen der spezifischen deutschen Interessen an der unteren Donau waren die deutschen Staaten von der rumänischen Frage direkt betroffen, allen voran Österreich, das nach dem russischen Vordringen, dem Frieden von Adrianopel (1829) und der Errichtung des russischen Protektorats über die Moldau und die Walachei um seine Angelegenheiten in den Fürstentümern bangte. Deutsche Politiker, Ökonomen und Journalisten verfochten die Theorie der „deutschen Donau“. Die deutschen Staaten und Österreich stießen auf den Widerstand des zaristischen Rußland gegen den freien Verkehr auf der Donau. Dem russischen Vormarsch, der eine Gefahr für den deutschen Handel darstellte, Einhalt zu gebieten, war eine Hauptforderung der deutschen Publikationen geworden. Sie fand beredtesten Ausdruck in dem Artikel „Die Interessen Österreichs, Deutschlands und Rußlands an den Donaumündungen und am Schwarzen Meer“, der von J. G. Kohl in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ und in der „Deutschen Vierteljahrs-Schrift“ 1849 veröffentlicht wurde.⁶⁰

Aus den Problemen des deutschen Handels infolge der Rivalität mit Rußland an der Donaumündung und der Quarantäne an der russischen Grenze ergab sich die Notwendigkeit, die politische Situation der Länder an der unteren Donau zu festigen. Die deutsche Presse^{61, 62, 63} verbreitete die Idee eines in diesem Sinn zu gründenden „Vereinigten Königreichs Dazien“ unter der Herrschaft eines ausländischen

⁵⁸ Hurmuzaki, *Documente*, XVII, S. 784–787.

⁵⁹ „Deutsche Vierteljahrs-Schrift“, Stuttgart–Tübingen, Viertes Heft, 1856, S. 230.

⁶⁰ J. G. Kohl, *Die Interessen Österreichs, Deutschlands und Rußlands an den Donaumündungen und am Schwarzen Meere*. In: Augsburger „Allgemeine Zeitung“ Nr. 43, 12. Februar 1849, zit. nach „Anul 1848 in Principatele Române“, Bd. VI, Bukarest, 1910, S. 96–123; cf. vom selben Verfasser: *Die streitenden Interessen Österreichs und Deutschlands auf der einen und Rußlands auf der anderen Seite an den Donaumündungen und am Schwarzen Meere*. In: „Deutsche Vierteljahrs-Schrift“, Erstes Heft, Erste Abteilung, 1849, S. 99–132. Siehe auch die Artikel: *Österreich und die Donaufürstentümer*. In: „Wiener Zeitung“, Nr. 116, 16. April 1848, zit. nach „Anul 1848 la Români“, Bukarest, 1982, S. 430–433; *Sulina, die Ausmündung der Donau*. In: „Österreichische illustrierte Zeitung“, 21. August 1854, S. 1573.

⁶¹ „Deutsche Zeitung“, Heidelberg; Nr. 134, 11. Nov. 1847; und Nr. 153, 1. Juni 1848, Beilage; und Nr. 151, 30. Mai 1848, Beilage.

⁶² Augsburger „Allgemeine Zeitung“, Nr. 128, 7. Mai 1848, Beilage; Nr. 148, 25. Mai 1848; Nr. 150, 29. Mai 1848, Beilage; zit. nach „Anul 1848 in Principatele Române“, I, S. 195–199; 333–341; 378–380.

⁶³ *Die deutschen Interessen jenseits der Karpaten*. In: „Deutsche Vierteljahrs-Schrift“, Viertes Heft, 1856, S. 234–242.

Fürsten – vorzugsweise aus einem deutschen (genauer: österreichischen) Geschlecht –, eines unabhängigen Staates im Rahmen eines föderalistischen Systems in Mitteleuropa als Schutzmauer gegen das Vordringen Rußlands. Diplomaten, Publizisten und Reisende bestätigen den Anklang, den diese Idee in den deutschen Staaten gefunden hat.

Andere leitmotivartig auftretende Themen sind: die historische Mission Österreichs im Orient,⁶⁴ die Ansiedlung deutscher Kolonisten⁶⁵ in den reichen Donauländern, die Entwicklung der politischen und kommerziellen Beziehungen zum Südosten Europas. Ganz besonders 1847, im Krisen- und Hungerjahr für den Westen, gewannen die Länder an der unteren Donau wegen ihrer Fruchtbarkeit an Aktualität. Das deutsche wirtschaftliche Interesse an dieser Getreidekammer wuchs zusehends. Der außerordentliche Reichtum des rumänischen Bodens ist eines der häufigsten Themen bei allen Rumänien-Reisenden vom 16. bis ins 19. Jahrhundert. Die rumänischen Länder wurden bekannt als wahre „Schatzkammern der Natur“ (W. Pückler-Muskau), als „fruchtbare Landschaften reich an mannigfaltigen Erzeugnissen“ (J. G. Kohl), als „die fruchtbarsten Gegenden Europas“, die „selbst in ihrer Versunkenheit noch in Constantinopel die Kornkammer und der Weinkeller genannt werden“ (G. A. Wimmer). „Mit einer vorteilhaften geographischen Lage, mit einem außerordentlich fruchtbaren Boden, mit allen Segnungen der Natur ausgestattet, besitzt die Moldau-Walachei alle Erfordernisse eines Gartens von Europa“ (R. Kunisch). Die Beispiele könnten beliebig fortgesetzt werden. Dabei werden immer wieder die eklatanten sozialen Unterschiede, die ungerechten, überholten Feudalstrukturen, das Nebeneinander von feudaler Rückständigkeit und moderner, neuester Zivilisation hervorgehoben. Ein lebhaftes Interesse wird den Einwohnern entgegengebracht. Im allgemeinen sind die Eindrücke dem rumänischen Volk günstig. Klaus Heitmann behandelt diesen Aspekt ausführlich, deswegen brauchen wir auf ihn nicht weiter einzugehen. Wir wollen nur unterstreichen, daß die Mehrheit der Beobachter⁶⁶ die Idee der Romanität des rumänischen Volkes, der Latinität der rumänischen Sprache und der Kontinuität auf dem Boden der Vorfahren richtig verstanden und verbreitet hat. Im Zusammenhang mit dem sich anbahnenden Nationalitätenprinzip begannen die nationale Emanzipierung und die intellektuelle Regenerierung des rumänischen Volkes ins Bewußtsein der deutschen Öffentlichkeit einzudringen. Das Schicksal der Provinzen des Osmanischen Reiches bzw. der Donaufürstentümer, meinte J. F. Neugebauer⁶⁷, sei an und für sich interessant, nicht nur im Lichte der Absichten und Pläne der Kabinette und Dynastien hinsichtlich der Orientalischen Frage. In diesem Kontext erfreute sich die 1848er Revolution in den rumänischen Fürstentümern besonderer Beachtung seitens der deutschen, französischen, italienischen und englischen Presse. Aus zahlreichen Pressekorrespondenzen von Augenzeugen in wichtigen Organen wie der „Vossischen Zei-

⁶⁴ Ebenda, S. 216–217. Siehe auch „Die Geißel“ (Wiener Tageszeitung), 1. Dezember 1848.

⁶⁵ „Deutsche Allgemeine Zeitung“, Leipzig, Nr. 181, Extra-Beilage.

⁶⁶ Steinkühler, a. a. O., S. 930; Isbăşescu, a. a. O., S. 128; Heitmann, a. a. O., S. 100 ff. Siehe z. B.: J. F. Neugebauer, E. v. Richthofen, R. Kunisch, W. von Kotzebue u. a.

⁶⁷ Neugebauer, *Die Donau-Fürstenthümer*, Breslau, 1854, S. 1: „Wenn früher von der ‚Orientalischen Frage‘ die Rede war, wurde lediglich von den Absichten und Plänen der Kabinette und Dynastien gesprochen; jetzt hat man sich daran gewöhnen müssen, diese Frage auch von dem Gesichtspunkte der dabei beteiligten Völker zu beurteilen (...).“

tung“,⁶⁸ der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“⁶⁹ und der „Wiener Zeitung“⁷⁰, ergibt sich ein vollständiges Bild dieser als „Volksbewegung“⁷¹ bewerteten Revolution. Die erneute Zuspitzung der orientalischen Krise 1853 fand einen starken Widerhall in der deutschen Publizistik und rief die rumänische Frage neu auf den Plan. Es erschienen auch Bücher mit rumänischer Thematik. Die wichtigste Frage war das künftige politische Statut, d. h. die Vereinigung der Fürstentümer. Diese Frage führte zu einer heftigen Polemik zwischen preußischen und österreichischen Zeitungen⁷² als Ausdruck der politischen Rivalität dieser beiden Mächte.

Einen zweiten bedeutenden Komplex bilden die ökonomischen und kommerziellen Informationen über die Fürstentümer. Im allgemeinen beziehen sie sich auf deren traditionelle Handelsbeziehungen zum Habsburger Reich und auf die Reisen der „Lipscaner“-Händler zur Leipziger Messe.⁷³ Die Donauländer waren als Rohstoffquelle und als Absatzmarkt für die deutsche Industrie sowie für den Transithandel⁷⁴ nach der Levante sehr wichtig. Die Presse setzte sich in diesem Zusammenhang mit der Gründung von Handelsschiffahrts-Gesellschaften auf der Donau (wie z. B. die 1845 von Friedrich Harkort gegründete „Deutsche Donau-Handelsgesellschaft“) auseinander. Der Zweck solcher Unternehmungen war die Herstellung direkter Handelsbeziehungen zwischen Köln und Galați, um rheinische Industrieprodukte auf den rumänischen Markt zu bringen.⁷⁵ In einigen Presseorganen⁷⁶ wurden auch die ersten Versuche (1847) verzeichnet, Kreditinstitute mit preußischem Kapital in der Moldau zu gründen.

Karger, aber doch in einigen deutschen Zeitschriften⁷⁷ vorhanden, sind Informationen über das Kulturleben in den Fürstentümern sowie Angaben über Bevölkerungszahl und Gesundheitswesen. Sie wurden durch landeskundliche und folkloristische Beobachtungen mancher Reisender ergänzt, durch Bilder aus dem täglichen Leben, durch Beschreibungen von Mentalitäten und Sitten. Mitunter fallen dabei Bemerkungen über den schnellen Modernisierungsprozeß der rumänischen Gesellschaft und den Einzug der westlichen Zivilisation. Es findet sich auch manche Kritik an der Gallomanie der Jassyer und Bukarester Oberschicht.

⁶⁸ Pavel, a. a. O., S. 434–442.

⁶⁹ In *Anul 1848 în Principatele Române*, 6 Bde., Bukarest, 1902–1910, findet man mehr als 30 Artikel über die Donaufürstentümer in den Jahren 1848–1849, die in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht wurden.

⁷⁰ Vgl. dazu Șerban, a. a. O., S. 187, 188, 189, 190, 193.

⁷¹ Augsburger „Allgemeine Zeitung“, 7. und 15. Juli 1848, zit. nach Șerban, a. a. O., S. 188.

⁷² Braun von Stumm, a. a. O., S. 25.

⁷³ „Allgemeine Zeitung“, Nr. 172, 21. Juni 1827, S. 685–688; Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“, 1827, Nr. 302, S. 1205–1207; Nr. 319, 15. Nov. 1827, S. 1273–1274.

⁷⁴ Extra-Beilage zur „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, Leipzig, 1847, Nr. 181.

⁷⁵ „Allgemeine Österreichische Zeitung“, Wien, Nr. 11, 12. Jänner 1849, S. 76.

⁷⁶ Extra-Beilage zur „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, Leipzig, Nr. 181, 1847. Siehe den Artikel: *Die Not des Handels und Fabrikstandes der Handwerker in grossen und kleinen Städten und des Landmannes, im Zusammenhang mit der Arbeitsfrage*, von Karl Reinecke, kommentiert v. Stela Mărieș, *Proiecte privind relațiile economice dintre Prusia și Principatele Române la mijlocul veacului al XIX-lea*. In: „Anuarul Institutului de istorie și arheologie A. D. Xenopol“, 34, 1987, S. 403–411.

⁷⁷ „Deutsche Vierteljahrs-Schrift“, 1838, Nr. 4, S. 357–358; 1842, Erstes Heft, S. 320; 1843, Zweites Heft, S. 364.

Nur wenige Fremde erkannten jedoch die in der Suprastruktur sich vollziehenden tiefgreifenden Veränderungen und die Aufnahmebereitschaft der Rumänen für „den ganzen Fortschritt, der dem Geiste Ehre bringt“ (Joseph Rohrer) wie auch den in der rumänischen Gesellschaft fortschreitenden langsamen, aber unaufhaltsamen Übergang vom veralteten Feudalsystem hin zum neuen kapitalistischen.

Ein Interesse besonderer Art erweckten verständlicherweise sensationelle Nachrichten wie z. B. der große Brand in Jassy, der am 31. Juli 1821 über 100 000 Menschen obdachlos gemacht haben soll und über den ein Augenzeuge in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 15. August 1827 packend berichtete.⁷⁸

Grundsätzlich ist zu bemerken, daß viele von der Presse und den Reisenden verbreitete Informationen kritisch zu bewerten sind. Wegen ihrer Subjektivität und Parteilichkeit kann die Presse doch nur als Dokumentationsquelle zweiten Ranges betrachtet werden. So standen die deutschen, besonders die österreichischen Zeitungen wie auch die proösterreichische Augsburger „Allgemeine Zeitung“, der Vereinigung der Fürstentümer ablehnend gegenüber, denn Österreich fürchtete die Loslösung der vorwiegend von Rumänen bewohnten Provinzen. Eine in der Presse damals verbreitete rumänenfeindliche Tendenz veranlaßte 1860 Wilhelm von Kotzebue⁷⁹ in Erinnerung an seine eigenen Eindrücke von Land und Leuten zu herber Schelte an die Adresse der betreffenden Publizisten.

Gegenstand einer eigenen – hier nicht zu leistenden – Untersuchung hätte die Diskrepanz zwischen historischer Faktizität und den dem deutschen Publikum vermittelten Schablonen zu sein. Es sei nur auf die Erklärungen verwiesen, die der zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den Fürstentümern wirkende britische Konsul Thomas Thornton⁸⁰ für bestimmte Klischees und stereotype Bilder von den Völkern des Osmanischen Reiches gab.

Abschließend läßt sich M. Steinkühlers⁸¹ These bestätigen, derzufolge das Rumänien-Bild, das deutsche Reisende dem Publikum im 19. Jahrhundert übermittelten, zwar unvollständig (oft auch nicht der Realität entsprechend, müssen wir hinzufügen), im Grunde jedoch wohlwollend ist. In der Tat ist das Bild Rumäniens aus der Sicht der deutschen Reisenden das eines Landes, das „malgré le déséquilibre politique, économique, social et culturel qui caractérise son histoire, est resté jeune, plein de vitalité et riche en perspective“.

⁷⁸ Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“, Nr. 227, 15. August 1827, S. 905–906.

⁷⁹ W. von Kotzebue, *Aus der Moldau. Bilder und Skizzen*, Leipzig, 1860, S. 139: „Alles, was ich bis jetzt in der Moldau erlebt und beobachtet, stieg in deutlichen Bildern in mir auf, und ich fühlte die innigste Sympathie für das Land und das Volk. In natürlicher Gedankenfolge gedachte ich dabei der hämischen Angriffe auf die Fürstentümer, die sich manche deutsche Zeitung erlaubt, unter anderen eine der angesehensten, die sogar behauptet, es gebe gar keine Rumänen, die Bojaren seien nichts als ‚mit Slaven versippte Phanarioten!‘ Wenn man so etwas liest und sich den Schreiber dazu denkt, so kommt er einem recht erbärmlich vor, der gelehrte Mann.“

⁸⁰ Th. Thornton, *The Present State of Turkey*, 2 Bde., London, 1807, S. 1.

⁸¹ Steinkühler, a. a. O., S. 931.

Nachbemerkung der Hrsg.: In vorstehendem Beitrag wurden einige deutschsprachigen Veröffentlichungen entnommene Zitate aus dem Rumänischen rückübersetzt.



KLAUS HEITMANN

Der Inspirator von Eminescus „Luceafărul“: Richard Kunisch und sein Buch „Bukarest und Stambul“

I.

„Wer war R. Kunisch?“, so unlängst die Frage eines rumänischen Kritikers. Er bemerkt:

„Man weiß nicht, wer R. Kunisch war, der deutsche Reisende in den rumänischen Ländern, der soviel wichtige Daten über unser Volk gesammelt hat: die französischen Enzyklopädien verzeichnen seinen Namen nicht, die von uns eingesehenen deutschen Bibliographien ebensowenig; die Nachschlagewerke über Volkskundler, die geschichtlichen Studien zur Volkskunde (. . .) übergehen ihn oder erwähnen ihn nur im Vorübergehen, wobei sie ihre Informationen seinem eigenen Buch entnehmen.“¹

Der Frage nach dem, wie ihn derselbe Kritiker nennt, „rätselhaften Reisenden“ nachzugehen, verlohnt sich. Denn das Buch, um das es geht – es trägt den Titel *Bukarest und Stambul. Skizzen aus Ungarn, Rumunien (sic) und der Türkei*, umfaßt 426 Seiten und erschien 1861 in Berlin –, ist für den Rumänisten aus doppeltem Grund bedeutsam. Einmal, weil es einen der kenntnisreichsten, verständnisvollsten und einfühlsamsten deutschsprachigen Berichte des 19. Jahrhunderts über Rumänien darstellt. Als solcher ist er des öfteren entsprechend gewürdigt worden. Nicolae Iorga nennt den Autor

„einen Ausländer von einer wenig gewöhnlichen Spezies, was Bildung und Charakter angeht und das Vermögen, ein anderes, sehr verschiedenartiges Volksleben zu verstehen und anzuerkennen.“

Iorga schätzt ihn weiter ein als „kritischen Geist ohne vorschnelles Verallgemeinern“.² In unseren Tagen ist geurteilt worden, das Buch „verrate den Geist eines außergewöhnlichen Autors“; alles werde hier „mit den Augen und aus der Sicht eines Mannes gesehen und notiert, der dieses Volk und seine Eigenart liebt“ (Stela Mărieş).³ – Zum anderen enthält das Buch zwei Märchen, von denen das eine, überschrieben *Das Mädchen im goldenen Garten*, Mihai Eminescu den Stoff und die Inspiration für sein Poem *Luceafărul* (Der Abendstern) geliefert hat, das als das berühmteste Stück Dichtung in rumänischer Sprache überhaupt gelten darf.

¹ Im Original: „Nu se ştie cine a fost R. Kunisch, călătorul german care a cules atâtea date importante despre poporul nostru: enciclopediile franceze nu-i consemnează numele, bibliografiile germane – cite am consultat – de asemenea, dicționarele de folclorişti, studiile de istorie a folcloristicii (. . .) îl evită sau îl amintesc în treacăt luind informații despre el din propria-i carte.“ (Nicolae Georgescu, Rigoarea metodei, in: *Luceafărul*, 16. 1. 1988, 2.)

² Im Original: „un străin, de o speță puțin obișnuită în ce privește cultura și caracterul, putința de a înțelege și prețui o altă viață națională, foarte deosebită“; „spirit critic, dar fără generalizări pripite“ (I., *Istoria Românilor prin călători*. Bd. IV, București ²1929, 37).

³ Stela Mărieş, Die rumänischen Fürstentümer aus der Sicht deutscher Reisender und Diplomaten der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. in: *Revue roumaine d'histoire* 22 (1983), S. 213–223, hier S. 222 f.

II.

Wer also war Richard Kunisch? Auskunft darüber findet sich in der Tat in keinem Lexikon und keinem bio- oder bibliographischen Repertoire zur Literaturgeschichte. Den gesuchten Aufschluß gewährt als umfassendste gedruckte Informationsquelle das als Band 70 der Reihe *Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte* erschienene Handbuch von Thomas Klein, *Leitende Beamte der allgemeinen Verwaltung in der preußischen Provinz Hessen-Nassau und in Waldeck 1866–1945* (Darmstadt–Marburg 1988) unter dem Stichwort „Freiherr Kunisch von Richthofen, Richard Theodor Karl“. Eminescus Stofflieferant war nämlich preußischer Beamter, zuletzt tätig als Landrat im hessischen Melsungen. Klein verzeichnet auf einer Seite in knapper Form die wichtigsten Fakten der Lebensgeschichte und Laufbahn unseres Autors, gestützt auf dessen umfangreiche Personalakte, die im Hessischen Staatsarchiv Marburg lagert.⁴ Unsere folgende biographische Skizze geht im wesentlichen von dieser Akte aus. Zusätzliche Informationen boten uns die *Geschichte der Familie Praetorius von Richthofen* (2 Bde., Magdeburg 1884) von Kunischs Verwandten Emil von Richthofen⁵, einem seinerseits bedeutenden Rumänenkenner, von dem noch die Rede sein wird, sowie ein Nachruf, der am 4. 11. 1885 in der Melsunger Lokalzeitung *Hessische Blätter* erschien.⁶

Der Autor von *Bukarest und Stambul*, so können wir mitteilen, wurde am 31. 1. 1828 zu Breslau als Sohn des Gymnasialprofessors und Historikers Johann Gottlieb Kunisch und seiner Ehefrau Trinette (Antoinette), geb. Freiin von Richthofen, geboren. 1862 von der Schwester seiner Mutter adoptiert, führte er seither den Namen Kunisch-Richthofen, bis er 1866 durch Königliche Kabinettsordre geadelt und in den Freiherrnstand erhoben wurde, woraufhin er sich in „Kunisch von Richthofen“ umbenannte. Aus seiner Gymnasialzeit ist erwähnenswert, daß er damals nebenher vielfachen Privatunterricht, insbesondere in verschiedenen neueren Sprachen, erhielt, wie er in einem Lebenslauf bemerkt. Von 1846 bis 1849 studierte er in Breslau Jura und Kameralwissenschaften, wobei er sich wiederum nebenher mit Sprachen und Literaturen beschäftigte. Überdies unternahm er als Gymnasiast wie auch als Student mehrfach teilweise langdauernde Auslandsreisen. Wohin ihn diese führten, geht aus beiläufigen Erwähnungen in *Bukarest und Stambul* hervor, wo er sich an die Orangerie von Hyères, die Eisfelder des Nordens, den sonnigen Himmel Italiens, den Markusplatz zu Venedig, an Korfu und Kap Matapan erinnert (S. 226). Dem Buch läßt sich auch entnehmen, welche Sprachen er sich bis 1857 angeeignet

⁴ Dortiger Aktenbestand Preußische Regierung Kassel, Bände 1099–1102, 1107, 1108, 1116, 6820, 6831.

⁵ *Geschichte . . .*, Bd. I, 470, S. 639–641. – Vgl. zu Richthofen Vf., Ein Sachwalter Rumäniens in der deutschen Diplomatie und Publizistik des 19. Jahrhunderts: Emil von Richthofen, in: *Von der Pruth-Ebene bis zum Gipfel des Ida. Studien zur Geschichte. Literatur, Volkskunde und Wissenschaftsgeschichte des Donau-Balkan-Raumes. Festschrift zum 70. Geburtstag von Emanuel Turczynski*. Hg. v. Gerhard Grimm, München 1989, S. 193–231.

⁶ Für wertvolle Hinweise bei der Suche nach Informationen über den Autor, dem die vorliegende Studie gilt, ist Vf. den Herren Hasheider, Landrat des Schwalm-Eder-Kreises in Homberg (Efze), und Paul Dietzler, stellv. Vorsitzenden des Melsunger Geschichtsvereins, zu großem Dank verpflichtet.

hatte. Es ist eine erstaunliche Vielzahl: Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Alt- und Neugriechisch, Ungarisch, Türkisch. Das Französische beherrschte er in einem Maße, daß er in dieser Sprache Gedichte (Proben im Buch S. 168, 357) und Novellen⁷ zustande brachte. Aus dem Ungarischen und Neugriechischen überträgt er in *Bukarest und Stambul* Dichtungen ins Deutsche (S. 45 ff., 366 f.).

Frühzeitig schon hatte er sich in eigener literarischer und journalistischer Produktion versucht. Er verfaßte Erzählungen und brachte in Periodika wie der *Abendzeitung* und den *Schlesischen Gebirgs-Blüten* Gedichte heraus, die er auch in Buchform erscheinen ließ (*Primavera*, Breslau 1851, IV–112 S.).⁸ Er lieferte Rezensionen für das Theater seiner Heimatstadt und schickte mehr oder weniger regelmäßig Artikel an die verschiedensten Presseorgane. Für die *Schlesische Zeitung* und die *Deutsche Posener Zeitung* schrieb er Korrespondenzbeiträge über Gegenstände der Wissenschaft und Kunst; für die angesehene Augsburger *Allgemeine Zeitung* von 1851 bis 1853 und später wieder von 1861 bis 1863 Berichte über Ereignisse in Schlesien. Von der nicht minder angesehenen *Vossischen Zeitung* bezog er nach dem Stand von 1856 für seine Mitarbeit ein jährliches Honorar von 100 Talern. Wie er 1854 angab, diente ihm diese Tätigkeit dazu, Subsistenzmittel für seine in höchst bedrängten Verhältnissen lebende Familie zu gewinnen.

Kunischs Lage war in den frühen fünfziger Jahren eine nicht nur materiell sehr schwierige. Die wirtschaftlichen Nöte mitbedingend und verstärkend kam hinzu, daß er sich politisch kompromittiert hatte. Als zwanzigjähriger Student hatte er sich im Revolutionsjahr 1848 in seiner Heimatstadt einem Freikorps angeschlossen und war, wie es in einem Polizeibericht über ihn heißt, „ohne zu der später gebildeten, eine gemäßigtere Richtung vertretenden akademischen Legion überzugehen, dabei verblieben“. Überdies hatte er in der *Schlesischen Volkszeitung* am 20. 11. 1849 ein Gedicht mit dem Titel *An die Sammler von Almosen für die Cholerakranken* erscheinen lassen, über das er später erläuternd bemerkte, er habe es 1848 in einer indignierten Stimmung über die den mittellosen Cholerakranken mit großer Ostentation, aber in unzulänglichem Umfang gewährte Unterstützung verfertigt. Die Publikation des Gedichtes brachte dem Redakteur des Blattes vor dem Schwurgericht „wegen öffentlicher Anreizung der Angehörigen des Staates zum Hasse gegeneinander“ eine Geldstrafe und die Vernichtung der beschlagnahmten Exemplare ein. Damit immer noch nicht genug, wandte sich Kunisch im März 1850 an die politisch linksorientierte *Triersche Zeitung* mit dem Angebot, als Korrespondent Berichte aus Schlesien zu liefern. Mit Rücksicht darauf, so schrieb er, daß „durch die Maßregeln der Regierung die finanzielle Lage fast aller unserer demokratischen Blätter die-

⁷ In *Bukarest und Stambul*, 207 Anm., erwähnt er seine in französischer Sprache veröffentlichte Novelle *La belle Florica*, in der er rumänische Hochzeitsbräuche geschildert habe. Wo diese publiziert wurde, gibt er nicht an. Wir haben sie nicht ausfindig machen können. Sie hat mit Sicherheit auch den anderen Forschern, die sich mit Kunisch beschäftigten, nicht vorgelegen; dennoch stellt Nicolae Iorga ihn lobend als „autorul unui volum (sic) frumos de povestiri, pe care-l citează“ heraus (a. a. O., S. 37).

⁸ Der Gedichtband, der in keiner westdeutschen öffentlichen Bibliothek nachweisbar ist, muß als verschollen gelten.

selben zu möglichsten Einsparungen verpflichtet(e)“, werde er sich ein Vergnügen daraus machen, Beiträge ohne Entschädigung zu liefern. Von seiner Mitwirkung sprechend, fügte er hinzu: „Sollte dieselbe im Interesse der Partei nicht völlig unnütz sein, so wäre mir das sehr angenehm.“ Der Brief wurde bei einer Durchsuchung des Büros der *Trierschen Zeitung* entdeckt und hatte zusammen mit den anderen belastenden Fakten zur Folge, daß der Schreiber, seit 1851 Obergerichtsreferendar in Breslau, gerichtlich und disziplinarisch belangt wurde. In einer Niederschrift des Präsidiums des Breslauer Appellationsgerichtes vom 10. 6. 1852 heißt es über den Parteigänger der Demokraten:

„In der Überzeugung, daß der g(enannte) Kunisch, ein offenbar höchst phantastischer Mensch, welcher im Jahre 1848, wie leider mancher andere, bei seiner excentrischen Richtung vom rechten Wege abgekommen und dem noch dazu die Verführung nahegelegten, von seinem vermeintlichen Dichter- und Schriftstellertalente Gebrauch zu machen und Nutzen zu ziehen, nicht unverbesserlich sei, und weit eher befürchtend, daß seine Unstetigkeit und zerstreute Nebenbeschäftigungen seine künftige richterliche Tätigkeit beeinträchtigen könnten, als daß seine politische Richtung es bedenklich machen werde, ihn seine Laufbahn fortsetzen zu lassen, hatte das unterzeichnete Präsidium anheimgestellt, dem g. Kunisch wegen seines oben geschilderten Verhaltens eine ernstliche Rüge und strenge Mahnung zu Teil werden zu lassen und seine Führung unter genaue Aufsicht zu stellen. – Durch Justiz-Ministerial-Rescript vom 24. 1. d. J. ist aber der g. Kunisch, da er sich durch tadelhafte Führung zur Belassung im Dienste unwürdig gezeigt, aus demselben entfernt worden.“

Die angestrebte Juristenlaufbahn des 24jährigen schien ruiniert. Kunisch, der wie so viele Achtundvierziger der demokratischen Idee nicht lange anhing und Anfang der fünfziger Jahre ins konservative Lager hinüberwechselte, wohl nicht nur aus Opportunismus, wie seine weitere politische Entwicklung bezeugt, bemühte sich verzweifelt um Wiederaufnahme in den Staatsdienst, indem er jene demokratischen Anwendungen als jugendliche Verirrungen erklärte und seinen politischen Gesinnungswandel geltend machte. Der Breslauer Polizeipräsident konnte am 8. 8. 1853 berichten, der wegen seiner demokratischen Umtriebe Entlassene werde polizeilich überwacht, doch sei Nachteiliges über ihn nicht wahrgenommen worden. Einen Monat zuvor hatte der so hart Bestrafte, nachdem, wie er selbst angibt, viele und hochgestellte Gönner sich seiner angenommen hatten, zumindest eine partielle Rehabilitierung erreicht, indem er als Subalternbeamter eingestellt wurde. Da aber eine solche Position kein Fortkommen in der weiteren juristischen Ausbildung zuließ, mußten die Demarchen und Suppliken weitergehen. Noch weitere drei Jahre der Not folgten, bis sich schließlich Kunischs Mutter am 9. 5. 1856 in einem flehentlichen Brief an den Oberpräsidenten der Provinz Schlesien mit der Bitte wandte, durch eine gütige Befürwortung „das ganze Lebensglück einer so *schwer* geprüften Familie“ zu retten. Denn, so liest man in dem der Personalakte beigefügten Brief: „Das, was mein Sohn und wir in diesen Jahren des Schmerzes gelitten haben, das hat nur Gott gesehen.“ Diese Bittschrift der Mutter scheint es gewesen zu sein, die zur definitiven Überwindung des Rückschlags im Ausbildungsgang des jungen Juristen führte. Er erreichte es, daß er nach entsprechender Prüfung zum Regierungsreferendar ernannt wurde.

Nach erst knapp dreivierteljähriger Tätigkeit in der neuen Funktion bei der Bres-

lauer Regierung erfolgte dann ein weiterer Einschnitt in der Beamtenlaufbahn. Es begann die Episode, die Kunisch, von dem man annehmen darf, daß er sich zur Poesie, zu Sprachen und Kulturen fremder Länder mehr hingezogen fühlte als zum tagtäglichen Aufarbeiten von Akten, vielleicht als die Sternstunde seines Lebens empfunden hat: die Abordnung in den Orient. Er verdankte sie dem erwähnten Emil von Richthofen, einem Vetter seiner Mutter. Dieser war in jenem Jahr 1856 zum Vertreter Preußens in der durch den Friedensvertrag von Paris eingesetzten Europäischen Kommission bestimmt worden, die den Auftrag hatte, sich über den Zustand der Donaufürstentümer zu informieren und den Signatarmächten Vorschläge für deren Organisation zu unterbreiten. Im speziellen war in Paris festgelegt worden, daß von der Hohen Pforte in der Moldau und der Walachei jeweils ein Divan ad hoc, d. h. eine Nationalversammlung, einberufen werden sollte, um der rumänischen Bevölkerung Gelegenheit zu geben, ihre Wünsche diesbezüglich kundzutun.⁹ Mit den übrigen Kommissionsmitgliedern im März 1857 in Bukarest eingetroffen, benötigte Emil von Richthofen Assistenz. Er wandte sich dafür an den ebenfalls schon erwähnten Oberpräsidenten von Schlesien. In einem an diesen gerichteten Schreiben, datiert vom 23. 6. 1857 aus Bukarest (das Original befindet sich in der Personalakte Kunischs), teilt er mit, er sei vom preußischen Ministerpräsidenten ermächtigt, sich „die nötige Hilfe für Sekretariats- und Cancelliedienste in jeder den Zwecken des Dienstes entsprechenden Weise selbst zu beschaffen, da man in Berlin ganz außerstande (sei), (ihm) einen Legations-Sekretär zu überweisen“. Der Adressat des Briefes wird nun ersucht, aus dem Kreis seiner Assessoren oder Referendare „ein Individuum zu weisen (. . .), welches außer der allgemeinen geschäftlichen Bildung der französischen Sprache und Schrift mächtig ist und eine gute und gefällige Hand schreibt“. Richthofen präzisiert gleich im nächsten Satz: „Ich kenne den dortigen Referendarius Kunisch und glaube, daß dieser wohl die gedachten Eigenschaften in sich vereinigen würde.“ Wichtig sei, daß „das betreffende Individuum *schleunigst* überwiesen würde“. Für die Reise werde ein Vorschuß von 100 Talern gewährt; der Diätensatz werde sich („mit Rücksicht auf die hiesige Teuerung“) auf vier Taler täglich stellen. Es folgt dann noch eine Bemerkung über die voraussichtliche Dauer der Abordnung – acht bis neun Monate – und den Nutzen für die Ausbildung Kunischs. Zu letzterem Punkt heißt es:

„Da (. . .) das mir übertragene Commissarium sich auf die Teilnahme an der Reorganisation der äußeren und inneren Verhältnisse eines jungen Landes bezieht, so würde die hier verwendete Zeit, weit entfernt, von dem Bildungsgange abzuziehen, vielmehr eine günstige Gelegenheit zur weiteren Ausbildung darbieten.“

Nach erfolgter Freistellung reiste Kunisch am 6. 7. 1857 nach Bukarest ab, wo er am 16. 7. eintraf. Seine Tätigkeit für die Europäische Kommission dauerte zehn Monate, wobei er zum Schluß – wann und für wie lange, läßt sich nicht sagen – von Bukarest noch nach Konstantinopel geschickt wurde.¹⁰ Emil von Richthofen stellte ihm am 10. 8. 1858 ein an den Oberpräsidenten adressiertes Zeugnis über Qualifikation und Führung aus. Darin wird insbesondere festgestellt,

⁹ Vgl. unsere oben Anm. 5 zit. Studie über Emil von Richthofen, S. 202 ff.

¹⁰ Nach dem bisher Ausgeführten erweist es sich als Irrtum, wenn Iorga (a. a. O., S. 37) Kunischs Reise in die Zeit des Krim-Krieges verlegt.

„daß der g. Kunisch während der gedachten Zeit den zu anderen Funktionen verwendeten Legations-Sekretär in allen Zweigen des Dienstes in dieser auf die Organisation aller Staatsbranchen bezüglichen Mission vertreten und dabei überall durch Fleiß, Anstelligkeit, leichte Auffassungsgabe, Gewandtheit in den Geschäften und Sprachkenntnisse sowie durch ein gehaltenes, höchst anständiges Benehmen und Verschwiegenheit den an ihn gestellten Anforderungen entsprochen ha(be).“

Man wüßte gern Genaueres über die Aufgaben, mit denen der, wie er offiziell auch bezeichnet wurde, „Hilfsarbeiter“ beschäftigt war und mit welchen Aspekten und Problemen der damaligen rumänischen Verhältnisse er dabei in Berührung kam. Leider läßt sich unseren Quellen hierzu nichts entnehmen.

In die Heimat zurückgekehrt, wurde Kunisch, der dies am 23. 6. 1858 beantragt hatte, zum Abschluß seiner Ausbildung wieder der Regierung in Breslau überwiesen. Anfang Juli 1860 wurde er Regierungsassessor. Als er das Vorwort zu *Bukarest und Stambul* abschloß – es datiert vom Allerseelentag (2. 11.) 1861 –, war er in dieser Eigenschaft in einer oberschlesischen Verwaltungsstelle tätig. Die nächsten Stationen seines Lebens seien hier nur summarisch genannt. In den sechziger Jahren finden wir ihn auf verschiedenen Posten (darunter mehrfach als kommissarischen Landrat) in Schlesien, Ostpreußen und Berlin. Zur Ruhe kam seine bis dahin von dauerndem Wechsel der Aufgabenbereiche und Wohnsitze gekennzeichnete Existenz, als er im März 1868 zum Landrat des Kreises Melsungen in Hessen ernannt wurde. Hier scheint er zumindest anfangs seine Dienstobliegenheiten nicht eben mit preußischer Gewissenhaftigkeit wahrgenommen zu haben. Schon im ersten Jahr seiner Tätigkeit wurde er wegen nicht rechtzeitiger Erledigung von Geschäften mehrfach mit Ordnungsstrafen bedroht und einige Male auch belegt. Dem Regierungspräsidium in Kassel gingen im März und April 1869 Berichte über „Dienstvernachlässigungen und Sonderbarkeiten des Landrats Kunisch von Richthofen“, seine „Excentricität“, seine „auffallende, übrigens auch von ihm zugestandene Nervosität“ zu. Er sei, so wird der vorgesetzten Behörde mitgeteilt, „auch in seinen früheren Verhältnissen schon vielfach als excentrischer, sonderbarer Mensch belächelt worden“. Der preußische Innenminister stellte daraufhin im Mai des gleichen Jahres Kunischs Versetzung bei passender Gelegenheit in Aussicht. Dazu kam es dann aber nicht, sei es, daß der oberste Beamte des Kreises sich seither weniger extravagant aufführte, sei es, daß man in Melsungen und Kassel mit ihm auszukommen gelernt hatte.

Wenn er seinen Amtspflichten nicht immer die nötige Aufmerksamkeit schenkte, so mag dies auch damit zusammengehangen haben, daß anderes nebenher ihn mehr interessierte. Wie schon vordem als junger Student engagierte er sich auch jetzt wieder stark in der Politik, diesmal freilich auf seiten der Rechten. Sie vertrat er lange Jahre hindurch (1866–1868, 1873–1876, 1882–1885) als Mitglied der Konservativen Partei im Preußischen Abgeordnetenhaus. Zum altpreußischen Konservatismus bekannte er sich, dem erwähnten Nachruf der *Hessischen Blätter* zufolge, „mit einer gewissen Schwärmerei“. „Völlig frei von Streberei und serviler Karriere-macherei“, so lesen wir in diesem Gedenkartikel weiter,

„hielt er sich anfangs der siebziger Jahre im Abgeordnetenhaus sogar zu jener kleinen altkonservativen Gruppe, welche damals dem Fürsten Bismarck noch einen verspäteten und ungenügend begründeten, deshalb natürlich auch vergeblichen Widerstand zu leisten suchte und die sich darum lange Zeit des besonderen Mißfallens des herrschgewaltigen Ministers zu erfreuen hatte.“

Daß ihn seine Parteifreunde kurz vor seinem Tode politisch öffentlich desavouierten und ihm eine erneute Kandidatur für das Abgeordnetenhaus versagten, hat ihn tief getroffen.

Auch der Schriftstellerei widmete Kunisch von Richthofen in den Melsunger Jahren wieder viel Zeit und Muße. Neue Buchveröffentlichungen brachte er nach *Primavera* und *Bukarest und Stambul* nicht mehr heraus, dafür aber offenbar eine Vielzahl literarischer und sonstiger Beiträge zu diversen Periodika. Wir stützen uns hierfür auf Emil von Richthofen,¹¹ der 1884 dazu ausführt:

„Der Frhr. Richard hat sich als Publizist, besonders auf dem Gebiet der Staatswirtschaft, als Feuilletonist und Kunstkritiker, auch als Dichter, in letzteren Richtungen in Journalen, Zeitschriften und Zeitungen, aber meist durch anonym erschienene Schriften bekannt gemacht und hat zu den Gelehrtenkreisen vielfache Beziehungen.“

Die *Hessischen Blätter* sprechen von „zahlreichen novellistischen und belletristischen Arbeiten“, die der „literarisch lebhaft Interessierte“ geliefert habe, zuletzt noch unter dem Pseudonym „Richard von Lukawetsch“ in Kasseler Zeitschriften. Diesen Hinweisen nachzugehen, wäre sicherlich mit viel Sucharbeit und Zeitaufwand verbunden. Da man aber wohl vermuten darf, daß sich in dieser umfangreichen literarischen Hinterlassenschaft auch Eindrücke und Erinnerungen von der Reise nach Bukarest und Stambul verarbeitet finden ließen, wäre ein solcher Aufwand vielleicht nicht unnütz.

Kunisch von Richthofen starb am 1. 11. 1885 in Melsungen an einem Herzschlag infolge einer Diphtherie-Infektion.

III.

Wenden wir uns, nachdem wir den Autor kennengelernt haben, nun seinem Buch zu. Es liegt in drei Ausgaben vor. Die beiden ersten tragen den erwähnten Titel *Bukarest und Stambul. Skizzen aus Ungarn, Rumunien und der Türkei*. Sie sind absolut textgleich und unterscheiden sich lediglich dadurch, daß auf dem Titelblatt der ersten als Erscheinungsdatum 1861, auf dem der zweiten 1866 angegeben ist. Auch der Verlag (Nicolai'sche Buchhandlung) ist derselbe. Es gibt dann noch eine dritte, die ebenfalls in Text und Paginierung mit der von 1861 völlig identisch ist. Doch weist sie nicht nur ein anderes Erscheinungsjahr – 1869 – auf, sondern auch einen neuen Titel, und zwar: *Eine Fahrt nach dem Orient: Reisebilder aus Ungarn, Rumunien und der Türkei*. Von verschiedenen Auflagen zu sprechen, wäre falsch. Vielmehr haben wir es mit dem ehemals nicht seltenen Phänomen zu tun, daß von einem Buch, das sich nicht rasch verkaufte, nach einiger Zeit die Restauflage als

¹¹ R., Geschichte . . . , Bd. I, S. 641.

neue Bindequote mit aktualisiertem Titelblatt als scheinbare Novität wieder in Umlauf gebracht wurde. Im Falle Kunischs ist dieses Verfahren offenbar gleich zweimal praktiziert worden. Warum die zweite Bindequote gerade 1866 herauskam, ist un schwer zu erraten: In jenem Jahr, als Karl von Hohenzollern-Sigmaringen Fürst von Rumänien wurde, entstand in Deutschland ein gesteigertes Interesse an jenem Land mit einem deutschstämmigen Dynastiegründer.¹² Was die Ausgabe von 1869 betrifft, so spekuliert diese mit dem neuen Titel offensichtlich auf eine in der Öffentlichkeit weitverbreitete Faszination vom Orient.

Geschrieben wurde *Bukarest und Stambul* offensichtlich schon sehr bald nach der Reise, teils vielleicht bereits während dieser selbst. Hierfür spricht ein Indiz auf S. 252, d. h. jenseits der Mitte des Textes. Es ist dort vom „vor etwa dreiviertel Jahren so plötzlich verstorbenen Reschid Pascha“ die Rede. Da dieser türkische Staatsmann am 7. 1. 1858 starb, war demnach Kunischs Reisebeschreibung Anfang Herbst 1858, also etwa drei Monate nach seiner Rückkehr, schon zu mehr als der Hälfte gediehen.

Über den Erfolg des Buches läßt sich keine sichere Aussage treffen. Erwähnenswert ist, daß es ausgeschrieben, ja plagiiert wurde. So von A. F. Heksch, *Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung. Eine Schilderung von Land und Leuten des Donauebietes* (Wien–Pest–Leipzig 1881).¹³ Interessanter noch scheint, daß 1883/84 in der Zeitschrift *Bukarester Salon. Illustrierte Rumänische Rundschau*¹⁴ Auszüge aus Kunisch publiziert wurden, zweifellos auf Anregung von Moritz Gaster, einem Vertrauten Eminescus. (Dazu später mehr.)

Bei der Analyse von *Bukarest und Stambul* drängt sich als erste Frage die nach dem Verhältnis zwischen dem tatsächlichen und dem im Buch dargestellten Verlauf der Fahrt in den Orient auf. Hier ergibt ein Vergleich mit den Fakten, daß Kunisch die Dauer seiner Reise und seines Aufenthaltes fiktiv stark in die Länge zieht. Wir sahen, daß er die Strecke Breslau–Bukarest insgesamt in zehn Tagen zurücklegte. Doch erwecken die Zeitangaben in den der ungarischen Hauptstadt gewidmeten ersten Kapiteln des Buches den Eindruck, als habe er allein dort etwa zwei Wochen zugebracht. Der Auslandsaufenthalt im ganzen erstreckte sich, wie sich gleichfalls zeigte, über zehn Monate, wovon die in Konstantinopel zugebrachte Zeit höchstens einige Wochen betragen haben kann. Indes gibt der Reisebericht bereits die Zeitspanne zwischen der Fahrt auf der Donau kurz vor Orşova und zirka der Mitte der Etappe in Konstantinopel mit einem Jahr und mehr (vgl. S. 325, 364) an. In der Stadt am Bosphorus selbst will der Reisende mehrere Monate verbracht haben (vgl. S. 373). Angesichts solcher Diskrepanzen zwischen literarischer Fiktion und Wahrheit darf man mit Sicherheit annehmen, daß Kunischs Reisebeschreibung auch sonst und überhaupt viel Erfindung enthält.

¹² Es ist in diesem Zusammenhang vielleicht erwähnenswert, daß das von uns benutzte Exemplar der Ausgabe von 1866 aus der Fürstlich Hohenzollerschen Hofbibliothek zu Sigmaringen stammt. – Bemerkte sei noch, daß weder diese Ausgabe noch die von 1869 in den deutschen Bücherverzeichnissen und -katalogen des 19. Jahrhunderts verzeichnet sind. Erwähnung findet stets nur die von 1861.

¹³ Nachweise bei Vf., *Das Rumänenbild im deutschen Sprachraum 1775–1918. Eine imagologische Studie*, Köln–Wien 1985, S. 161, 192.

¹⁴ Heft 6, Okt. 1883, S. 270–281; H. 7, Nov. 1883, S. 327–333; H. 10, Febr. 1884, S. 458–467.

Um noch bei der Frage nach dem Reflex des realen Reiseverlaufs im Buch zu bleiben: Es ist überraschend festzustellen, wie systematisch sich unser Autor über die konkreten Anlässe und Zwecke seiner Reise in den Südosten Europas in Schweigen hüllt. Solange über seine Person und seine Vita nichts bekannt und der Leser ganz auf die der Darstellung selbst zu entnehmenden Indizien angewiesen war, blieben das Warum und Wozu der Fahrt nach Bukarest und Stambul ganz im dunklen. Nachdem wir aber nun über die Hintergründe Bescheid wissen, vermögen wir die sonst enigmatischen Erwähnungen der Internationalen Kommission für die Neuregelung der Zukunft der Donauländer (S. 118, 121, 156) wie auch des Divans ad hoc der Walachei (S. 108 ff.) richtig einzuordnen. Erklärlich wird jetzt auch, wieso der Reisende Eingang und Zutritt zu den vornehmsten Kreisen der Bukarester Gesellschaft, ja sogar zum Palast des Hospodars Alexandru Ghica hatte: Als Sekretär des preußischen Kommissionsmitgliedes stieß er überall auf offene Türen.

Über die Motive für die außerordentliche Diskretion Kunischs in bezug auf den offiziellen Auftrag seiner Reise ist man auf Spekulationen angewiesen. Recht wahrscheinlich ist es, daß der Literat fürchtete, den Beamten zu diskreditieren. Berufliche Tätigkeit und schriftstellerische Nebenbeschäftigung sollten offenbar nicht miteinander in Verbindung gebracht werden; wozu ja auch paßt, daß späterhin der Melsunger Landrat seine novellistischen und belletristischen Arbeiten anonym oder unter Pseudonymen in den Druck gab. Vielleicht wirkte bei alledem die Erinnerung an die üblen Folgen nach, die der Dichter- und Journalistenehrgeiz der Jahre 1848/50 gezeitigt hatte.

Der Autor von *Bukarest und Stambul* trat seine Reise in den Orient, so plötzlich sie sich auch ergeben hatte, nicht unvorbereitet an. Zwar mokiert er sich einmal (S. 61) über den Typ des Reisenden, der „alle primitiven Eindrücke (. . .) schon im voraus mit Folianten totgeschlagen“ hat, so daß, „wenn der Vorabend der Reise gekommen ist, eigentlich die Reise selbst schon überflüssig für ihn geworden ist“. Zu dieser „höchst ehrenwerten Klasse“ gehöre er nicht. Andererseits bekennt er bei späterer Gelegenheit (S. 283), er habe früher schon „ein paar hundert Bücher“ über das Morgenland gelesen. Man darf, die Übertreibung in Rechnung gestellt, davon ausgehen, daß seine Berichte aus jenem Teil der Welt nicht nur unmittelbar Erlebtes wiedergeben, sondern auch auf Lektüren beruhen, wobei vor allem an ältere Reisebeschreibungen und historische Darstellungen zu denken ist. In einzelnen Fällen lassen sich Quellen exakt aufweisen. So im Falle der interessanten Ausführungen auf S. 108 f. über die Rechtsstellung des „Mohammedanismus“ und der Türken in der Walachei und der Moldau auf Grund der alten Kapitulationen. Stillschweigend referiert Kunisch hier, und zwar in ganzen Partien wörtlich, die offiziellen Instruktionen, die Emil von Richthofen für seine Mission 1856 vom preußischen Ministerpräsidenten von Manteuffel mitbekommen hatte.¹⁵

¹⁵ Vgl. die Publikation dieser Instruktionen bei Stela Mărieş, Die preußische Diplomatie und die Vereinigung der Rumänischen Fürstentümer. Bemerkungen auf Grund unveröffentlichter deutscher Unterlagen, in: Anuarul Institutului de istorie și arheologie „A. D. Xenopol“ 18 (1981), S. 52–57, hier S. 55.

IV.

Eine umfassende Analyse des Buches – die nicht Absicht der vorliegenden Studie ist – hätte unter anderem auf gestalterische und Formaspekte der Reisebeschreibung einzugehen. *Bukarest und Stambul* ist sicher kein literarisch an und für sich bedeutendes Werk; aber es verrät doch Begabung für die Schriftstellerei und eine gewandte Feder. Die, wie der Autor sie einmal bezeichnet, „Plaudereien eines harmlosen Flaneurs“ (S. 283), vermögen auch heute zweifellos noch anzusprechen, wobei der auf weite Strecken hin spätromantisch-lyrische Ton, der sich mitunter bis zum Schwärmerischen steigert, nicht unbedingt als Rezeptionshindernis wirken muß, ja einen zusätzlichen Reiz ausüben kann. Im übrigen sorgen gelegentliche parodistische und humoristische Tüpfel dafür, daß sich die Romantik in Grenzen hält. – Eine besonders zu erwähnende Fertigkeit entwickelt der Erzähler in der Kunst, den Leser beständig wach und gespannt zu halten, indem er ihn partnerschaftlich gleichsam an der Hand faßt, ihn wie der ortsansässige Gastgeber den auswärtigen Freund durch die jeweils zur Rede stehende Stadt führt, mit ihm an interessanten Punkten stehenbleibt, ihm auf Fragen antwortet und ihn zum unmittelbaren Zeugen erregender Geschehnisse werden läßt. Typisch dafür der Beginn der Beschreibung des Besuches im Divan ad hoc zu Bukarest (S. 118):

„Wir sind auf der Metropole. Siehst Du, wie dort an jenem Gebäude hinter der Kathedrale Tausende sich drängen? Komm dahinein, ich werde Dir ein seltenes Schauspiel zeigen.“

Oder einige Zeilen weiter:

„Was bedeutet diese Versammlung? – Geduld; wir sind zu früh gekommen, schau Dich inzwischen um. Zunächst hier vorn, wo bunte Trachten die Aufmerksamkeit fesseln. Hier dieser junge Mann im langen braunen Kittel (. . .) (usw.)“

Doch sollen uns diese und andere mit Kunstform und Darstellungsweise zusammenhängende Fragen (wie z. B. auch der von Iorga¹⁶ mit Recht hervorgehobene Sinn Kunischs für das *Pittoreske*) hier nicht weiter beschäftigen.

Auch von einer inhaltlichen Untersuchung des Reisebuches sehen wir weitgehend ab, unter Verweis darauf, daß die für den Rumänisten primär wichtigen Partien (S. 47–223) die Forschung bereits beschäftigt haben. Wie Kunisch Rumänien – präziser gesagt: Bukarest und die Walachei – erlebt und geschildert hat, ist von Nicolae Iorga auf einigen Seiten seiner *Istoria Românilor prin călători*¹⁷ in großen Zügen wiedergegeben worden. Was die Urteile über die Bewohner des Landes betrifft, so haben wir selbst im Rahmen einer imagologischen Studie über das Rumänenbild im deutschen Sprachraum den Autor der Reisebeschreibung des öfteren zu Worte kommen lassen.¹⁸

¹⁶ a. a. O., S. 38.

¹⁷ Dort S. 37–44. Iorga greift hier auf, was er schon in einer früheren Publikation zu Kunisch bemerkt hatte, und zwar in *Trei călători în Țările Românești: Caronni, Rey, Kunisch și originea ‚Luceafărului‘ lui Eminescu* (in: *Academia Română. Memoriile secțiunii istorice*, ser. III, tom. V, București 1926, S. 143–158).

¹⁸ Vgl., *Das Rumänenbild . . .* (vgl. dort Index der Primärliteratur, s. v.).

Ergänzend zu diesen schon vorliegenden Analysen ist allerdings eines noch zu betonen. Das Bild, das unser Reisender von Land und Leuten in Rumänien und von den historisch-kulturellen Gegebenheiten dort entwirft, steht in enger Verbindung mit seiner Vorstellung von dem, was er und seine Zeitgenossen „Orient“ nennen. Darunter verstand man, in einem weiteren Sinne als spätere Generationen, auch jenen Teil Europas, der noch im Macht- oder Einflußbereich der Türkei lag; und dazu gehörten bis zur Konstituierung des unabhängigen Rumänien auch die Donaufürstentümer.¹⁹ In Diplomatie, Publizistik und Historiographie sprach man, wenn es um die Probleme der politischen Neugestaltung in Südosteuropa ging, ganz geläufig von der „Orientalischen Frage“ oder den „orientalischen Angelegenheiten“.²⁰ Auch war der Okzidentalierungsprozeß der Gesellschaft und der Kultur in der Walachei und der Moldau zur Zeit der Tätigkeit der Internationalen Kommission noch nicht sehr weit fortgeschritten. So ist es erklärlich, daß Kunisch schon in der Titelgebung seines Reiseberichtes an „Rumunien“ entsprechende Assoziationen knüpft. Er stellt 1861 und 1866 Bukarest und Stambul auf eine Stufe, um dann in der Ausgabe von 1869 Rumänien zusammen mit Ungarn und der Türkei unter den Oberbegriff „Orient“ zu subsumieren. Man darf denn auch nicht übersehen, wie sein Bild von Rumänien und den Rumänen nicht nur die nationalspezifischen Farben aufweist, die in der bisherigen Forschung über das Buch herausgearbeitet wurden, sondern auch eine bestimmte – man könnte sagen – allgemein morgenländische Couleur.

Die volle Verwirklichung seiner nostalgischen Träume von einer bezaubernd schönen, märchenhaften Wunschwelt im Osten fand Kunisch zwar, wenn überhaupt, erst am Ziel seiner Reise; dort eigentlich erst lag „die Welt der Ferne so reich und zauberhaft“ (S. 2), in die es ihn, den Zivilisationsmüden, von Spleen und Sehnsucht Ergriffenen, als den er sich auf den ersten Seiten seines Buches vorstellt, ähnlich vielen anderen abendländischen Orientpilgern des vorigen Jahrhunderts wie in eine glückverheißende Wunsch- und Fluchtlandschaft hinzog.²¹ Doch fand er die „Träume, die vom Lande des Sonnenaufgangs erzählen im winterlichen Norden“ (S. 4), teilweise schon in Bukarest und nicht erst in Stambul erfüllt. Zur Vision vom Orient gehört für ihn wie durchweg für die Orientliebhaber jener Zeit die Vorstellung von einer noch ursprünglichen, noch nicht durch die Zivilisation verdorbenen, „primitiven“ Existenzweise. Was er dort unter anderem sucht, ist die „frische, ge-

¹⁹ Vgl. dazu Horst Fassel, Südosteuropa und der Orient-Topos der deutschen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. In: *Revue des études sud-est européennes* 17 (1979), S. 345–358; sowie Vf., *Das Rumänenbild . . .*, S. 27 f.

²⁰ Ein gutes Beispiel hierfür liefert noch kurz vor Ende des Jahrhunderts das Buch von Felix Bamberg, *Geschichte der orientalischen Angelegenheiten im Zeitraume des Pariser und des Berliner Friedens*, Berlin 1892.

²¹ Über die Orientsehnsucht des 19. Jahrhunderts in Mittel- und Westeuropa und deren Hintergründe existiert eine reichhaltige Literatur. Vgl. insbesondere Friedrich Brie, *Exotismus der Sinne. Eine Studie zur Psychologie der Romantik*, Heidelberg 1920; René Gérard, *L'Orient et la pensée romantique allemande*, Paris 1963; Wolfgang Reif, *Zivilisationsflucht und literarische Wunschräume*, Stuttgart 1975; Edward Said, *Orientalismus*, Frankfurt 1981; Andrea Fuchs-Sumiyoshi, *Orientalismus in der deutschen Literatur*, Hildesheim–Zürich 1984; Thomas Tilcher, *Der orientalische Traum der Schriftstellergeneration von 1848*. Maxime Du Camp, *Literat und Vagabund*, Heidelberg 1985; Stefan Koppelkamm, *Der imaginäre Orient. Exotische Bauten des 18. und 19. Jahrhunderts in Europa*, Berlin 1987.

sunde Barbarei“ im Kontrast zu den „abgelebten Völkern der Civilisation“ (S. 10, 26), sind die „national-primitiven Eindrücke“ (S. 37). Er zeigt sich folglich entzückt, in Bukarest nicht die öde Uniformität als Ergebnis der nivellierenden „feineren Bildung“ anzutreffen, die in den „Metropolen der Civilisation“ alles Charakteristische beseitige (S. 82). Z. B. finde man in allen Schichten der Gesellschaft statt „jener hübschen Modejournalgesichter, welche den Maler durch ihren Mangel an innewohnender Idee zur Verzweiflung bringen“, noch „echte Charakterköpfe“ und unter den Männern (wie ersie im Divan ad hoc beobachtete) „strenge, feste“ Physiognomien „mit den bestimmtesten Zügen, die ein starkbewegtes Leben geformt hat“ (S. 119). Es ließen sich noch weitere Belege dafür beibringen, daß der Reisende rumänische Gegebenheiten in vorteilhaftem Gegensatz zu abendländischen sieht.²² – Ein weiterer markanter Bestandteil des orientalischen Traums damaliger europäischer Literaten, der auch für Kunisch Gewicht hat, ist das, was bei französischen Zeitgenossen unter dem Schlagwort „voluptés de l’Orient“ lief. Wie bei anderen Orient-Enthusiasten der Epoche war auch bei ihm die exotische Sehnsucht mit der erotischen gepaart. Seine Reisebeschreibung ist voll von Porträts verführerischer junger Mädchen und schöner Frauen aller Nationen und Stände, voll von süß-schmerzlichen Liebesgeschichten. Dies gerade auch in den Partien des Buches, die in Rumänien spielen, dem Land, das kurzweg „Land der Liebe“ (S. 91, 211) genannt wird und wo der Himmel dem Volk zum Ersatz für viel Leid „den unvergänglichen Frohsinn und reiches, heißes Lieben“ gegeben hat (S. 92 f.). Im Licht des gerade Gesagten muß auch den Liebestragödien, als die sich die beiden von Kunisch in den Reisebericht eingeflochtenen walachischen Märchen erweisen, eine orientalisierende Note zugesprochen werden.

V.

Schließlich die wichtigste von allen mit *Bukarest und Stambul* zusammenhängende Frage: die nach der Bedeutung des Buches für die Genese von *Luceafărul*.

Von den beiden rumänischen Märchen ist das für Eminescu bedeutsamere auf den Seiten 180–193 abgedruckt. Es trägt die schon eingangs erwähnte Überschrift *Das Mädchen im goldenen Garten*. Seine Hauptpersonen sind eine schöne Kaisers-

²² Andererseits – und man mag hierin eine gewisse Spannung zwischen Gefühl und Verstand bei unserem Autor sehen – stellt er auch wieder mit Genugtuung die Fortschritte der rumänischen Nation auf dem Wege der Modernisierung und der politischen Emanzipation fest. Der ehemalige Achtundvierziger legt viel Sympathie für die Freiheitsbestrebungen der Rumänen in den Jahren 1857/58 an den Tag. Vgl. zu all dem den Abschnitt „Eine Divans-Sitzung“ (S. 108–121). Gelegentlich zeigt sich Kunischs Fähigkeit zur Selbstironie. So wenn er, der zivilisationsmüde Sucher, nach „national-primitiven Eindrücken“, von einem Gespräch berichtet (S. 107), das er in einem Bukarester Salon mit zwei Damen führte:

„Die Walachen sind stets begierig zu hören, welchen Eindruck ihr Land auf den Fremden mache; auch ich entging einer solchen verschleierte Frage nicht. ‚Was ich hier fand, hat mich überrascht.‘ – – ‚Ein sehr zweideutiges Kompliment‘, erwiderte die Dame, welche gesungen hatte, ‚unser armes Land wird von den Bewohnern der civilisirten Staaten unter die barbarischen gerechnet, da mag man wohl staunen darüber, daß wir lesen und schreiben können, uns manierlich betragen und keine Ringe durch Nase und Lippen ziehen.‘ – ‚Und daß der Fremde in unser Land kommen kann, ohne daß man ihm Etwas zu Leide tut‘, fügte lächelnd ihre Freundin hinzu, eine junge Dame aus einer der ältesten Familien des Ostens (. . .)“

tochter, ein Königssohn, der ihre Liebe gewinnt, und Smau (in heutiger Orthographie: Zmeu), ein mächtiger, verwandlungsfähiger Berggeist, der das Mädchen gleichfalls liebt und um ihretwillen bereit ist, Gott die ihm verliehene Unsterblichkeit zurückzubringen. Als Smau sieht, wie der Prinz mit der Geliebten entflieht, weint der Überirdische eine Träne, „die erste von Ewigkeit an, und die Träne fiel auf den Grund des Meeres als herrliche Perle“. Aber Smau rächt sich auch. Er tötet die schöne Kaisers-tochter, indem er einen Felsblock groß wie ein Schloß auf sie herabfallen läßt.

Die für *Bukarest und Stambul* insgesamt so charakteristische Zurückhaltung im Mitteilen von Hintergrundinformationen über Zustandekommen und Verlauf der Reise offenbart sich auch darin wieder, daß Kunisch zum Leidwesen der Literaturhistoriker nichts darüber verlauten läßt, wo, wie und durch wen er *Das Mädchen im goldenen Garten* (wie auch das andere Märchen) kennengelernt hat. Dies ist eine um so empfindlichere Informationslücke, als die beiden Geschichten nirgends sonst überliefert sind.²³ Man darf voraussetzen, daß der Reisende einen rumänischen Originaltext zur Verfügung hatte, den er selbst ins Deutsche übertrug (so wie er auch eigene Übersetzungen aus dem Ungarischen und dem Neugriechischen bietet). Sprachbegabt wie er war, hatte er, gestützt auf schon vorhandene Elementarkenntnisse, schnell auch das, wie er es nennt, „Rumunische“ (S. 234) oder „Walachische“ erlernt. Er bemerkt hierzu (S. 122):

„In Folge einer Wette, die ich mit einer Eingeborenen eingegangen war, erlernte ich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in den Donaufürstentümern das Walachische, von welchem ich als Student, bei Gelegenheit des Studiums seiner romanischen Schwestersprachen, die Elemente mir angeeignet hatte.“

Im übrigen bleiben wir auf Hypothesen angewiesen. Was sich über die Quelle von Eminescus Dichtung überhaupt mit einiger Sicherheit sagen läßt, verdanken wir eindringlichen textinternen Untersuchungen von D. Caracostea (zusammengefaßt in *Creativitatea eminesciană*, 1943).²⁴ Gestützt auf märchentypologische Arbeiten der finnischen Schule (Aarne, St. Thompson), unternahm er es mit überzeugenden Argumenten, zu bestimmen, inwieweit die Geschichte als authentisches Volksmärchen gelten kann, und inwieweit sie Elemente aufweist, die nur dem literarischen Kunst-

²³ „(. . .) nici o colecție românească de folclor nu a înregistrat un basm asemănător celui transpus de Eminescu în *Luceafărul*“, heißt es in einer neueren Studie zur Entstehung von Eminescus Poem (Mircea Popa, ‚Legenda‘ Luceafărului, in: *Tribuna*, 4.3. 1971, S. 6). Am nächsten kommt dem Märchen eine ätiologische Legende aus Siebenbürgen, die von der Liebe eines Engels zu einem Hirtenmädchen berichtet. Erschrocken darüber, daß der Verliebte der schönen Augen der Schäferin wegen seine Engelnatur aufgeben möchte, verwandelt Gott ihn und die anderen Engel in Sterne, die aus Freude darüber, daß sie allzeit das irdische Leben betrachten können, am Himmel leuchten. (Vgl. ebd. – Die Kenntnis der Studie von M. Popa verdankt Vf. einem freundlichen Hinweis von Dr. Florin Manolescu/Bukarest.) – Nicolae Georgescu (vgl. oben Anm. 1) vermutet, ausgehend von der Beschreibung der Schauplätze der Märchenhandlung, daß die von Kunisch aufgezeichnete Geschichte im Făgăraș-Land, unweit des Berges Moldoveanu, beheimatet sei.

²⁴ Das Buch *Creativitatea eminesciană* (București 1943) ist neu zugänglich als Teil des Sammelbandes D. Caracostea, *Studii eminesciene*. Hrsg. v. Ion Dumitrescu, București 1976 (hier S. 1–108). Wir benutzen diese Neuauflage. – Keine neuen Erkenntnisse bringt Al. Bistrițeanu, *Primii culegători de basme românești (Frații Schott, Obert, Kunisch)*, in: *Studii și cercetări de istorie literară și folclor* 5, 1–2 (1956), S. 13–40 (über Kunisch S. 38–40).

wollen Kunischs entsprungen sein können. Von einer Reihe kleinerer poetischer Ausschmückungen abgesehen, schält sich als eigene Erfindung und Zutat unseres Autors insbesondere das Motiv vom Verlangen der liebeerfüllten überirdischen Wesenheit nach Sterblichkeit heraus; wozu auch gehört, daß Smau zu Gott emporsteigt, um ihm seine Bitte vorzutragen, von Gott aber die Augen über die Liebesverbindung der schönen Prinzessin mit dem Rivalen geöffnet bekommt.²⁵ Nur von Kunisch selbst kann auch das zur Märchenschluß-Konvention nicht passende düstere Finale der Geschichte stammen, das – so möchten wir hinzufügen – eher an den antiken Mythos von Akis, Galateia und Polyphemos erinnert. Der dissonantisch wirkende Ausgang der Geschichte (noch zu erwähnen bleibt, daß der Königssohn an romantischem Lebensüberdruß zugrundegeht) gibt der ganzen Erzählung den Charakter einer unvolkstümlichen Liebestragödie.

Eminescu, der den Berggeist in den Abendstern (*Luceafărul*) verwandelt, beruft sich ausdrücklich auf Kunisch als seine Quelle. In einer Randnotiz auf einem der letzten Entwürfe zu dem berühmten Poem hält er bezüglich der Herkunft des Stoffes und seiner allegorischen (genauer wäre: symbolischen) Ausdeutung durch das Gedicht fest:

„In der Beschreibung einer Reise in die rumänischen Länder erzählt der Deutsche K. die Legende vom Abendstern. Das ist die Geschichte; und die allegorische Bedeutung, die ich ihr gegeben habe, ist, daß, wenn das Genie den Tod nicht kennt und sein Name der Nacht des Vergessens entgeht, es andererseits hier auf Erden weder imstande ist, jemanden glücklich zu machen, noch selbst glücklich zu werden. Es hat keinen Anteil am Tod, aber auch keinen Anteil am Glück. Mir schien es, als ähnele das Schicksal des Abendsterns sehr dem Schicksal des Genies auf Erden, und ich habe ihm diese allegorische Bedeutung gegeben.“²⁶

Es steht zu vermuten, daß Eminescu auf *Bukarest und Stambul* stieß, als er zum Studium in Berlin weilte (Sommersemester 1872–Sommersemester 1874). Er fertigte in den Jahren 1873/75 zunächst eine recht getreue Versübersetzung des Märchens an, die erst lange nach seinem Tode publiziert wurde (1902 in der Werkausgabe von Ilarie Chendi). Von 1880/82 datieren sodann die verschiedenen Stadien der Ausarbeitung der Dichtung, die nach vier Versionen am 28. 10. 1882 abgeschlossen und in der April-Nummer 1883 des zu Wien erscheinenden *Almanahul Societății academice social-literare* ‚*România jună*‘ publiziert wurde.²⁷ Bereits im gleichen Jahr 1883 konnte Moritz Gaster auf Kunisch als Quelle von *Luceafărul* hinweisen, in einem Buch, das sogar noch kurz vor der Drucklegung des Poems

²⁵ Vgl. Caracostea, *Studii . . .*, S. 50 (und bereits S. 45 ff.)

²⁶ Im Original: „In descrierea unui voiaj în țările romine, germanul K. povestește legenda luceafărului. Aceasta e povestea, iar înțelesul alegoric ce i-am dat-o (*sic*) este că dacă geniul nu cunoaște nici moarte, și nume[le] lui scapă de noaptea uitării, pe de altă parte aici, pe pământ, nici e capabil a ferici pe cineva, nici capabil de-a fi fericit. El n-are moarte, dar n-are nici noroc. Mi s-a părut că soarta luceafărului din poveste seamănă mult cu soarta geniului pe pământ și i-am dat acest înțeles alegoric.“

Die Notiz findet sich in der Handschrift Ms. 2275^B, S. 56 der Rumänischen Akademiebibliothek. (Zitiert nach dem Kommentar von Perpessicius zu seiner Ausgabe Eminescu, *Opere alese*, Bucu-rești 1964, Bd. I, S. 364).

²⁷ Die referierten Daten und Fakten nach Caracostea, *Studii . . .*, S. 58 f.

fertiggestellt wurde.²⁸ Wenn der Philologe freilich in seinen fast ein halbes Jahrhundert später verfaßten Erinnerungen²⁹ behauptet, er sei es gewesen, der den Dichter auf *Das Mädchen im goldenen Garten* hingewiesen habe, so kann dies schon im Hinblick auf die Chronologie nicht zutreffen, war er doch zu dem Zeitpunkt, da Eminescu mit der Versübersetzung begann, erst 16 oder 17 Jahre alt.

Zu der Art und Weise, in der der Dichter seine Vorlage poetisch bearbeitete, mögen einige summarische Bemerkungen genügen. In *Luceafărul* bleibt der ganze lange Bericht des ersten Teiles des Märchens über den hindernisreichen Vorstoß des Königsohns in den goldenen Garten, die Flucht der beiden Liebenden und ihre Verfolgung durch den Kaiser fort. Zum eigentlichen Protagonisten wird die überirdische Wesenheit emporentwickelt, die sich all der unheimlichen Züge des Smau entledigt hat und auf die Enttäuschung ihrer Liebeshoffnung nicht mit einer Rache tat antwortet, sondern mit dem kontemplativen Rückzug des Genius in die kalte Einsamkeit der Unsterblichen. Zwei Grundtendenzen, in denen sich das Gedicht vom Märchen unterscheidet, lassen sich herausheben, wenn man die Gesamtheit der Änderungen überblickt: eine durchgängige Lyrisierung der dominant epischen Vorlage und die von Eminescu selbst dargelegte symbolische Vertiefung der Geschichte – wobei, was die „allegorische Bedeutung“ von *Luceafărul* betrifft, kaum betont zu werden braucht, daß die Selbstausslegung des Dichters dem gehaltlichen Reichtum seiner Schöpfung, dieser Summe und Synthese all der großen Themen seiner lyrischen Kunst,³⁰ nur teilweise gerecht wird.

Auf *Das Mädchen im goldenen Garten* folgt bei Kunisch *Die Jungfrau ohne Körper* (S. 194–203). Auch dieses zweite Märchen läßt sich als Liebesdrama mit drei Hauptfiguren interpretieren. Wiederum haben wir, wenn die legere Formulierung erlaubt ist, eine Dreiecksgeschichte mit zwei sterblichen Akteuren und einem unsterblichen vor uns, mit dem Unterschied, daß in jenem ersten Märchen ein Mädchen zwischen zwei Liebhabern steht und im zweiten ein junger Mann zwischen zwei Frauen. Der Held ist jetzt ein Hirtensohn, der durch die Gunst der Feen, der Ursitele (im Buch verschrieben in „Urbitele“), eine wunderschöne Prinzessin zur Gemahlin bekommt, sich aber vor Sehnsucht nach der Schönsten von allen, der geisterhaften Jungfrau ohne Körper, verzehrt. Eine textinterne Untersuchung in Anlehnung an die Methode Caracostea würde zweifellos ergeben, daß Kunisch auch diesmal wieder in eine dem volkstümlichen Erzählgut zugehörige Vorlage kunstmäßig umgestaltend eingegriffen hat. Eminescu hat von der *Jungfrau ohne Körper* gleichfalls eine Versübertragung angefertigt, unter dem Titel *Miron și frumoasa fără corp*, ohne sich jedoch noch einmal zu einer eigenen poetischen Schöpfung inspirieren zu lassen.³¹ Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang, daß, wenn nicht bei ihm, so doch bei einem Zeitgenossen, Ronetti-Roman, Kunischs zweites Märchen im eigenen literarischen Schaffen nachklingt. In Ronetti-Romans

²⁸ G., *Literatura populară*, București 1883, S. 549. Wie Mircea Anghelescu (zit. nach Georgescu, wie Anm. 1) ermittelt hat, erschien dieses Buch im Februar/März 1883.

²⁹ M. Gaster in *corespondență*. Hrsg. v. Virgiliu Florea, București 1985, S. 27.

³⁰ So Matei Călinescu, *Titanul și geniul în poezia lui Eminescu*, București 1964, S. 139.

³¹ Näheres über *Miron și frumoasa fără corp* bei Perpessicius, *Alte mențiuni de istoriografie literară și folclor*, 1957–1960, București 1961, S. 108–121 und Ion Rotaru, *Eminescu și poezia populară*, București 1965, S. 171–179.

langer Dichtung *Radu* (erschienen 1878) ist eine weitere Versübersetzung der *Jungfrau ohne Körper* enthalten, die zwar von weitaus geringerer Qualität als diejenige Eminescus ist, aber doch ein bemerkenswertes neues Zeugnis für die Rezeption Kunischs in Rumänien zu Lebzeiten des Autors darstellt. – Schließlich gibt es auch noch eine Dramatisierung des Märchens: den Fünfkakter *Frumoasa fără trup* von Nicolae Iorga aus dem Jahre 1929. Die Vermutung liegt nahe, daß das Stück auf die Beschäftigung des Verfassers mit Kunischs Buch zurückgeht, die einige Jahre zuvor die von uns weiter oben³² zitierten Abschnitte aus *Trei călători...* und *Istoria românilor prin călători* ergab.

Ob der Landrat in dem kleinen hessischen Provinzstädtchen Melsungen je davon erfahren hat, welcher Funken von seinem Buch auf einen der größten europäischen Dichter seiner Zeit übergesprungen ist? Ausmachen läßt es sich nicht, daß Kunisch von Eminescu Kenntnis bekommen hat. Immerhin darf man es vermuten. Wie wir sahen, sind 1883/84 Auszüge aus *Bukarest und Stambul* in der Zeitschrift *Bukarester Salon* erschienen. Daß dies von Gaster vermittelt wurde, ist einigermaßen wahrscheinlich. Über ihn, der einer der aktivsten Mitarbeiter dieses Periodikums war und mit Eminescu über Kunischs Reisebeschreibung sprach (auch wenn er den Dichter nicht allererst darauf aufmerksam machte), dürfte ein Kontakt mit dem Verfasser, ohne dessen Wissen der Wiederabdruck sicher nicht erfolgte, gelaufen sein. Nicht ohne Bedeutung ist vielleicht auch, daß die Auszüge aus Kunisch in den Ausgaben des *Bukarester Salons* vom Oktober und November 1883 sowie vom Februar 1884 in unmittelbarer Nachbarschaft zu Übersetzungen aus Eminescu (Erzählung *Făt-Frumos din lacrimă*, deutsch unter dem Titel *Held Tränensohn*) standen.

³² Vgl. Anm. 2 und 17.

Die türkischen Reformdekrete von 1839 und 1856 und ihre Bewertung in zeitgenössischen Akten und Presseerzeugnissen

Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts machten sich im Osmanischen Reich Auflösungserscheinungen bemerkbar. Sie zeigten sich politisch und militärisch beim Ende des langen Krieges mit Österreich: Der Friede von Zsitvatorok 1606 stellte den Kaiser aus türkischer Sicht diplomatisch mit dem Sultan gleich, territoriale Veränderungen zugunsten der Osmanen entfielen. Die Silberimporte aus der Neuen Welt nach Europa wirkten sich inflationär auf die osmanische Geldwirtschaft aus, die innere Gewalt ging zunehmend auf lokale Machthaber über. Auch die letzten territorialen Gewinne im 17. Jahrhundert (Kreta, Podolien) änderten an dieser Entwicklung nichts. Am Ende stand nach der zweiten vergeblichen Belagerung von Wien 1683 der Friedensschluß von Karlowitz 1699, der die Türkei für immer aus Mitteleuropa zurückdrängte.

Das 18. Jahrhundert bedeutete außenpolitisch zunächst einen Status quo, denn die österreichische Inbesitznahme von Serbien und der westlichen Walachei 1718 konnte zwanzig Jahre später wieder rückgängig gemacht werden. Innenpolitisch setzten sich aber die Auflösungstendenzen fort. Längst hatte man sich Gedanken über eine Reform gemacht, doch gesellschaftlich konnte man sie sich nur im Rückblick auf die alten Zeiten vorstellen, und militärisch wurden sie durch den Widerstand der Janitscharen abgeblockt. Diese Erfahrung machte auch Selim III. (1789–1807), der als Kronprinz mit dem französischen König korrespondiert hatte und bei dem sich später ein junger Artillerieleutnant namens Napoleone Buona- parte beworben hatte. Selim suchte im Bereich der Verwaltung einen Staatsrat aus Vertretern der Provinzen zu schaffen und militärisch neben den Janitscharen moderne militärische Einheiten aufzustellen, was zu seinem Sturz führte. Als nach einem kurzen Interregnum unter Mustafa IV. kaum ein Jahr später Mahmud II. 1808 an die Regierung kam, war er eine Zeitlang der einzige lebende männliche Angehörige des Hauses Osman.

Mahmud II., dem sicher zu Unrecht eine französische Mutter nachgesagt wurde, besaß zwei wichtige Eigenschaften: Er war entschlossen zu handeln, und er konnte warten. Letzteres tat er fast zwanzig Jahre lang, bis er durch das Chaos im Reich und den griechischen Aufstand genügend Mitarbeiter finden konnte, die ihn bei der Gründung einer neuen militärischen Einheit und der kurz darauf erfolgenden Ausschaltung und teilweisen Vernichtung der Janitscharen unterstützten. Seine Reformen betrafen sofort neben dem militärischen Bereich auch die Bereiche der Verwaltung und Gesellschaft, und weder die Vernichtung der türkischen Flotte bei Navarino noch die Niederlage gegen Rußland und der Verlust Griechenlands konnten die Entwicklung stoppen. Der „Beamten“-Apparat wurde stufenweise nach westlichem Muster neuorganisiert wie auch die Armee, der Fes anstelle des Turbans und Amtskleidung in Anlehnung an europäische Gebräuche eingeführt usw. Die Gegner der Reformen waren besonders stark in den Randprovinzen (Bosnien, Kurdistan), doch konnten andererseits z. B. Mesopotamien und Tripolitanien wieder enger an das

Reich gebunden werden. Der Konflikt Mahmuds II. mit seinem ägyptischen Gouverneur hatte jedoch machtpolitische Gründe. Militärische Auseinandersetzungen führten die ägyptischen Truppen bis fast vor die Tore Istanbuls, und nur der Vertrag von Hünkâr İskelesi 1833 mit Rußland und russische Soldaten am Bosphorus retteten die Situation. 1839 wurden die Osmanen erneut von den Ägyptern bei Nizib an der heutigen türkisch-syrischen Grenze geschlagen, und die türkische Flotte desertierte nach Alexandrien. Mahmud II. sollte beides nicht mehr erleben, denn er war am 1. 7. 1839 gestorben.

Am selben Tag bestieg sein sechzehnjähriger Sohn Abdülmecid den osmanischen Thron. Mustafa Reşid Pascha (1799–1857), unter Mahmud einer der jungen Träger der Reform, zeitweilig Außenminister und zuletzt Botschafter in London, kehrte sofort nach Istanbul zurück und konnte den jungen Herrscher von der Notwendigkeit der Weiterführung der Reformen und der Lösung der ägyptischen Frage überzeugen; er hatte selbst die Modernisierungen in Ägypten gesehen und war lange in Istanbul in engem Kontakt mit dem britischen Botschafter, Sir Stratford Canning, gestanden. Wenige Monate später, am 3. 11. 1839, erging der erste Reformferman, der in Europa unter der Bezeichnung Hattischerif von Gülhane bekanntgeworden ist, und erfuhr große Beachtung in den Kreisen der Diplomatie wie in der Öffentlichkeit.

An den Vorbereitungen bis zum Erlaß des Reformdekrets war der österreichische Internuntius, Baron Stürmer, wesentlich beteiligt. Ich bin deshalb dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv und seinem Mitarbeiter, Herrn Dr. E. Petritsch, sehr dankbar dafür, daß man mir sowohl für 1839 als auch nachher für 1856 die Akten in großzügiger Weise zugänglich gemacht hat. Dabei sind für 1839 zwei Schriftstücke relevant: 1. Der Bericht des Internuntius an Kanzler Metternich, und 2. Metternichs Antwort und Stellungnahme (HHStA, Türkei VI 71). Der Schriftverkehr zwischen der Zentrale in Wien und der Internuntiat in Konstantinopel erfolgte fast ausschließlich in französischer Sprache; im folgenden werden die Texte auf deutsch resümiert.

Unter dem 6. 11. 1839 berichtet Stürmer nach Wien:

Der Hatt ist eine Art Charta, die dem Lande gewährt wird und die nichts gemein hat mit jenen, die die Revolutionen seit einem halben Jahrhundert nacheinander inmitten der europäischen Zivilisation hervorgebracht haben. Sie sichert Leben und Besitz der Untertanen aller Nationen und Religionen im Osmanischen Reich, reformiert die Steuererhebung und den Militärdienst usw. Man hat Zweifel an ihrer Wirkung, da eine allgemeine Trägheit verbreitet ist, die alle bisherigen Reformversuche abgewürgt hat. Doch dürfte der unmittelbare Effekt wirksam sein. Bereits Mahmud II. hatte eine bis dahin unbekannte Handlungsfreiheit gewährt. Hinrichtungen waren selten geworden, doch nicht völlig abgeschafft, wie der Fall Pertev Pascha zeigte.¹ Über Vermögen hat der Herrscher weiterhin willkürlich verfügt. Andererseits haben die ständigen türkischen Missionen in den europäischen Haupt-

¹ Mehmed Said Pertev Pascha war ein Literat und u. a. Außenminister gewesen, doch 1836, wie es hieß, durch üble Nachrede nach Edirne/Adrianopel verbannt und dort auf Befehl Mahmuds II. getötet worden. Die osmanische Nationalbiographie *Sicill-i Osmani* von Mehmed Süreyya spricht in Band II, S. 38 (Istanbul 1311/1893 f.) freilich nur von seinem Tod, vielleicht aus Vorsicht.

städten und der auflebende Dampfschiffahrts-Verkehr die Bindungen zu Europa verstärkt. Als eigentlicher Motor für die vorgesehenen Reformen ist Reşid Pascha anzusehen, der den Hatt auch redigiert hat. Besonders bemerkenswert ist, daß er dem Herrscher klarmachen konnte, zur Besserung der Lage sei die Opferung seiner unbeschränkten Autorität erforderlich. Der Hatt beweist zudem ein Fortschreiten der zivilisatorischen Ideen bei den Herrschenden und das Vorhandensein des Prinzips der Reform.

Stürmer fährt dann fort: Vor zwei Tagen habe er ein langes Gespräch mit Reşid Pascha gehabt; er habe ihn beglückwünscht und erklärt, sein Werk verdiene Ehre und Anerkennung. Der Pascha sagte u. a., er brauche die Unterstützung der führenden Mitglieder des Diplomatischen Corps beim Sultan. Dieser sei bereit, sich selbst den neuen Gesetzen zu unterwerfen; man sei der Willkür müde und wolle sich mit einem Gesetzbuch beschäftigen, das den Bräuchen und Bedürfnissen des Landes entspricht. Auch die muslimische Geistlichkeit habe sich für den neuen Hatt erklärt.

Fürst Metternich antwortete unter dem 3. 12. 1839:

Der Sultan hat einen feierlichen Akt erlassen, der von oberflächlichen Geistern als Konstitution bezeichnet wird, doch vielmehr eine Erklärung von Grundrechten, eine Magna Charta ist. Dieser wichtige Unterschied wird in mehreren christlichen Staaten mißachtet. Jede Gesellschaft hat bereits eine Konstitution, ohne die sie nicht bestehen würde.

Was Abdülmejid gemacht hat, ist ebenso richtig wie weise. Er hat Prinzipien proklamiert, die als Grundlage seiner Regierung dienen sollen; sie sind gerecht und stützen sich auf das religiöse Recht, das für jeden Staat als oberstes Recht gilt. Dem Staatsrat (Divan) soll im Namen des österreichischen Hofes erklärt werden, daß man ein Freund der Pforte sei und nur ihr Bestes wolle, daß wir immer begrüßen werden, was dem Thron und davon untrennbar dem Wohle des Osmanischen Reiches dient. Der größte Fehler, den Mahmud II. bei seinen Reformbemühungen begangen hat, war, der äußeren Form größeren Wert als dem Inhalt beizumessen, doch man muß dabei seinen Charakter und den Mangel an fähigen Staatsmännern in Betracht ziehen. Das Osmanische Reich muß sich im Inneren auf der Grundlage der Bewahrung seiner muslimischen Formen reformieren, wobei Nützliches, das genauestens geprüft worden ist, aus dem Ausland übernommen wird. Sultan Mahmud hatte fremde Formen übertragen und dabei Personen mit divergierenden Meinungen herangezogen, wo z. B. eine einheitliche militärische Organisation geschaffen werden sollte. Die Armee ist jetzt äußerlich mehr oder weniger europäisch uniformiert, doch sie ist keine Armee mehr.

Zudem nimmt man wie auch anderswo die Dienste von Glücksrittern in Anspruch, die im fremden Land erreichen wollen, was ihnen zu Haus verschlossen bleibt. Die Türkei muß vor allem türkisch sein, eine Regel, die entsprechend auch bei uns angewandt wird; sie muß im Interesse ihrer Erhaltung muslimisch bleiben. Sie hat viele natürliche Hilfsquellen, die es zu nutzen gilt, und muß sich vor Spekulationen und Kreditoperationen hüten. Österreich lebt im Wohlstand dank der Weisheit des verstorbenen Kaisers Franz, der die verschiedenen Nationalitäten in der Monarchie respektierte und stets an die wahren Bedürfnisse seiner Völker dachte, ohne sich von wohltonenden Phrasen beeindrucken zu lassen.

Auch die zeitgenössische Presse widmete dem Reformferman große Aufmerk-

samkeit. Im deutschsprachigen Raum war es sicher der Österreichische Beobachter in Wien, der am 20. 11. 1839 (Nr. 324, S. 1601 f.) die erste Meldung brachte: „Die neuesten Nachrichten aus Konstantinopel melden: Am 3. d. M. fand im Serail von Konstantinopel eine Feierlichkeit statt, die in der Geschichte des Osmanischen Reiches ohne Beispiel ist . . . Wir werden diese großherrliche Verordnung, wovon uns, außer dem türkischen Original, eine zu Konstantinopel gedruckte französische Übersetzung zugekommen ist, im morgenden Blatte mittheilen.“ Und so geschah es dann auch, mit einem deutschen Text nach der französischen Übersetzung (Nr. 325, S. 1607–1609). In den folgenden Wochen erschienen noch mehrere kurze Nachrichten, so am 11. 12. (Nr. 345, S. 1707 f.) der Hinweis, daß aus Anlaß der Bekanntmachung des Hatt an sämtliche Statthalter ein Ferman herausgegangen sei und der Zeitung der Text nach dem Ferman an den Müşir von Konya vorgelegen habe.

Am ausführlichsten hat sicher die Allgemeine Zeitung in Augsburg über das Ereignis berichtet, wenn auch die erste Nachricht sowie der Text des Hatt in deutscher Übersetzung erst am 24. und 25. 11. 1839 (Nr. 328, S. 2622–2624; Nr. 329, S. 2630 f.) erscheinen konnte; ein Nachtrag erfolgte am 27. 11. (Nr. 331, S. 2648). In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 2. 12. (Nr. 336) wird in einem Artikel zunächst behauptet, daß der Hatt im wesentlichen von zwei Franzosen im Mai redigiert worden sei und daß darin jetzt nur die Frage des ausländischen Grundbesitzes in der Türkei fehle; das Ganze sei ein Meisterstück von Reşid Pascha. Des weiteren werden große Zweifel an dem Erfolg der verkündeten Reformen geäußert: Die gleichgestellten Christen würden in wenigen Jahren so überlegen sein, daß sich das Unterste zuoberst kehre. Mohammed Ali wird der Ruhm einer freisinnigeren Regierung geraubt, und für Griechenland sollte es eine Warnung sein, nicht neben der Türkei als intolerant zu erscheinen.

Auch lokale Presseorgane verfolgten die Vorgänge im Orient, meist nur mit wenigen Tagen Verspätung und gestützt auf die großen Zeitungen. So berichtete z. B. die Karlsruher Zeitung über den Hatt am 26.–28. 11. 1839 (Nr. 328, S. 3684–3686, Nr. 329, S. 3696 und Nr. 330, S. 3708) und brachte den Text in deutscher Übersetzung. Nach einer kurzen Notiz unter dem 29. 11. (Nr. 331, S. 3718) ist der Jubel unter den Franken und der Raja über den Ferman unbegrenzt. In den europäischen Provinzen fürchtet man mit Ausnahme von Bosnien, Albanien und der Herzegowina keinen Widerstand, denn die anderen Paschas seien gewonnen. Auch in Asien sind die meisten Paschas entweder ausgetauscht oder dem neuen System ergeben (17. 12. 1839, Nr. 349, S. 3919). In Saloniki seien 1000 Exemplare des Hatt unter dem Volk verteilt worden, eine öffentliche Proklamierung erfolgte in Janina (24. 12., Nr. 356, S. 4003) usw.

Bemerkenswert ist vielleicht, daß in einer zeitgenössischen populären Zeitschrift, dem „Pfennig-Magazin der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“, das wöchentlich im Verlag Brockhaus in Leipzig erschien² und aktuellen Nachrichten keineswegs abgeneigt war, der ganze Jahrgang 1840 keinerlei Hinweise auf die Entwicklungen in der Türkei bringt, obwohl sonst die Türken, Konstantinopel und auch Mohammed Ali einige Male in den Heften vorkommen.

Wenig ergiebig ist andererseits auch die angesehene Zeitung „Das Ausland“. Ein

² 1985 wurden zehn Jahrgänge (1833–1842) noch einmal in Nördlingen nachgedruckt.

Rückblick auf das Jahr 1839 in Nr. 360 (26. 12. 1839) beschäftigt sich vorwiegend mit der ägyptischen und der albanischen Frage. Zum Hatt meint man lediglich: „... und das in dem neuen Hatti-Scherif verkündigte Heil kann keinen blinden, welcher sehen will. Höchstens ist es eine Art Drohung, die man Mehemed Ali hinwirft; aber auch diese Wirkung des europäisch-orientalischen Machwerks wird in kurzem spurlos vorübergehen. Wer, wie die Türkei, mit der Noth des täglichen Lebens kämpft, hat zu solchen weitaussehenden Planen und Einrichtungen keine Zeit.“

Im Mai 1840 erging ein erstes kodifiziertes Strafrecht, das das Scheriat ergänzen sollte, indem es Strafverfolgungen für Bereiche vorsah, die das religiöse Recht nicht abdeckte, wie z. B. Verbrechen gegen den Staat; sie waren bis dahin der sog. weltlichen Gesetzgebung überlassen worden. Damit wurde zugleich der Anstoß zur Schaffung der Institution der Staatsanwaltschaft gegeben. Bereits 1842 erschien der Reformferman zusammen mit dem neuen Strafrecht im Originaltext und deutscher Übersetzung in Berlin, herausgegeben von dem deutschen Orientalisten Heinrich Petermann, zusammen mit Ramis (Ramiz) Efendi, einem der ersten in Berlin ausgebildeten türkischen Artillerieoffiziere, unter dem Titel: „Beiträge zu einer Geschichte der neuesten Reformen des Osmanischen Reiches“ und mit einigen historischen Anmerkungen. Diese Veröffentlichung erfolgt also kaum langsamer, als dergleichen heute geschehen würde.

Die nächsten Jahre bis zum Krim-Krieg können kurz zusammengefaßt werden. Außenpolitisch erlebte die Türkei nur wenige Erschütterungen. Die ägyptische Frage wurde 1841 beigelegt, ein Friedensschluß mit Persien 1846 erreicht, und im folgenden Jahr ging eine osmanische Delegation nach Rom, um Pius IX. Glückwünsche zur Wahl zu übermitteln. Innenpolitisch gab es größere Probleme. In der Zentrale wechselte die Macht mehrfach zwischen den Reformern und den konservativen Kreisen, und Aufstände in den Provinzen konnten nur nach und nach niedergeschlagen werden, so 1850/51 in Bosnien durch Ömer Pascha.

Am Streit um die heiligen Stätten im türkischen Jerusalem entzündete sich ein Konflikt ursprünglich vor allem zwischen Frankreich und Rußland; am Ende stand ein großer Teil Europas zusammen mit dem Osmanischen Reich gegen Rußland. Ein Friedensschluß sollte neben dem Zurückdrängen des russischen Einflusses auch eine Besserstellung der Christen in der Türkei sichern, worauf besonders England bestand.

Der österreichische Präliminarienentwurf Ende 1854 enthielt neben Punkten über die Donaufürstentümer, die Donauschifffahrt, das Schwarze Meer und anderen Fragen unter Nr. IV auch die Emanzipation der Christen im Osmanischen Reich, die ohne Verletzung der Autorität und Würde des Sultans zu behandeln sei. Nachdem die Türkei 1855 bereits einige Vorleistungen erbracht hatte, fanden Anfang 1856 in Istanbul mehrere Sitzungen des britischen Botschafters, Lord Redcliffe, seines französischen Kollegen Thouvenel und des Internuntius Freiherr von Prokesch-Osten mit Großvezir Ali Pascha und Außenminister Fuad Pascha, beides führende Repräsentanten der zweiten Generation der Reformen, statt. Hier wurde beschlossen, die Regelung über Punkt IV nicht in den Friedensvertrag aufzunehmen, sondern als Hatt des Sultans zu verkünden. Im folgenden soll zunächst der Verlauf der Besprechungen nach den österreichischen Akten (HHStA, Politisches Archiv, XII 56 und XIII 20) dargestellt werden.

Die erste Sitzung fand in Istanbul am 9. 1. 1856 statt, und am folgenden Tage schrieb Prokesch-Osten zwei Berichte nach Wien an Graf Buol-Schauenstein. In dem kürzeren stellt er fest, daß Lord Redcliffe keine neuen, extravaganten Meinungen vorgebracht habe und die österreichischen Auffassungen zu Punkt IV teile. Der Internuntius hielt einige britische Forderungen zugunsten der Christen in der Türkei für übertrieben und maßlos. In dem ausführlicheren Bericht über die erste Sitzung heißt es u. a.:

Lord Redcliffe eröffnete die Besprechung mit einem Themenkatalog: 1. Das Interesse der Mächte wie der Pforte besteht in einer Besserung der Lage der Nichtmuslime in der Türkei; 2. diese Frage ist ebenso dringlich wie die Annahme der Friedensbedingungen durch Petersburg; 3. die Mächte haben das Recht und die Pflicht, sich mit diesen Fragen ernsthaft zu beschäftigen; 4. es muß Rücksicht auf die Initiative des Sultans und die sich daraus für die Mächte ergebenden Grenzen genommen werden. Die Osmanen sollen ein Exposé über die traditionellen Privilegien der Nichtmuslime und ihre Modifizierung durch die Tanzimat-Gesetzgebung erstellen. In Nebengesprächen schnitt Lord Redcliffe auch die Themen des ausländischen Grundbesitzes im Osmanischen Reich und der Provinzgouverneure an. Er wünschte die Aufnahme von Punkt IV in den Friedensvertrag; die türkischen Vertreter wie auch Prokesch-Osten sind dagegen und halten ein Hatt für ausreichend und angebrachter. Es sollte im Friedensvertrag nur kurz erwähnt werden. Am Ende einigte man sich; die neue Begegnung ist für den 16. 1. vorgesehen.

Eine schriftliche Antwort wurde in Wien am 28. 1. verfaßt und traf in Konstantinopel erst ein, als die Verhandlungen bereits abgeschlossen waren, jedoch wurde in ihr die uneingeschränkte Zustimmung zur Verhandlungsführung des Internuntius zum Ausdruck gebracht.

Die nächste gemeinsame Sitzung mit den osmanischen Vertretern fand jedoch erst am 19. 1. 1856 statt, nachdem sich die westlichen Botschafter in vertraulichen Gesprächen verständigt und die in Punkt IV vorgesehenen Garantien für die Nichtmuslime in 21 Artikeln zusammengefaßt hatten.

Wieder schickt Prokesch-Osten zwei Schreiben nach Wien. Das erste ist ein Bericht über die vertraulichen Besprechungen und die Sitzung vom 19. 1., beigefügt ist der Wortlaut der 21 Artikel, auf die hier nicht weiter einzugehen ist, da sie im wesentlichen den späteren Ferman ausmachen. Die Osmanen stimmten den meisten Artikeln ganz oder weitgehend zu und wünschten nur an einigen wenigen Stellen Änderungen. Ansonsten wird wieder ein Hatt empfohlen; er würde Mißverständnisse am ehesten vermeiden und nicht den Eindruck einer Pressure vonseiten der Mächte zugunsten der Christen erwecken. Die österreichischen Auffassungen waren voll von den anderen beiden Botschaftern übernommen worden. In dem zweiten Schreiben heißt es: Die anderen Botschafter erwarten die Zustimmung der Pforte zu den 21 Artikeln, jede Verzögerung könnte das Ergebnis gefährden. Ein Hatt soll die Artikel verkünden und umgehend den Mächten übermittelt werden. Beide Schreiben wurden übrigens am 24. 1. abgefaßt.

Graf Buol-Schauenstein antwortete am 11. 2., er habe dem Internuntius bereits telegrafisch die Zustimmung Wiens zu den Verhandlungsergebnissen übermittelt. Wien sei mit der Verkündung eines Hatt völlig einverstanden, und diese Auffassung solle dem osmanischen Außenminister mitgeteilt werden.

Am 31. 1. 1856 konnte Prokesch-Osten nach Wien berichten, die 21 Artikel seien am 23. 1. im wesentlichen akzeptiert worden. Auf der letzten Sitzung am 29. 1. wurden sie endgültig redigiert, wie in der Anlage zu diesem Schreiben gezeigt. Unerwartet war noch eine Note von Lord Redcliffe vom 25. 1. gewesen, die Pforte solle den Übertritt von Muslimen zum Christentum freigeben; dies hätte die Einigung wieder gefährden können. Die osmanischen Vertreter bewahrten Würde und Geist der Versöhnung. Sie haben Zugeständnisse gemacht, wie er es noch niemals erlebt habe. Da die Regelungen beim Beginn der Friedensverhandlungen vorliegen müssen, sollten die Höfe sicherstellen, daß keine Verzögerung eintritt.

Unter dem 7. 2. 1856 weist Prokesch-Osten in einem weiteren Schreiben nach Wien u. a. darauf hin, daß Rußland unter dem Vorwand religiösen Eifers Mißbräuche bewahren wolle, unter denen besonders die Orthodoxen leiden. Durch eine Reform des Patriarchats in Konstantinopel muß der russische Einfluß zurückgedrängt werden und seine Gleichstellung mit dem der anderen Mächte erfolgen. Rußland stimme an sich allen Reformen zu, es ist nur gegen eine Reform des Patriarchats. Der Ferman werde jetzt endgültig redigiert und den Botschaftern vor der Veröffentlichung noch einmal vorgelegt. Bereits vier Tage später kann Prokesch-Osten die Übersetzung des neuen Hatt nach Wien senden. Er bemerkt dazu, die Pforte habe noch niemals einen derart umfassenden Ferman erlassen. Die alte Türkei ist unvereinbar mit dem Platz, dem ihr die Mächte in Europa zugewiesen haben. Die Reformen führen entweder zur Reorganisierung des Reiches nach dem Muster Europas oder zur Zerstörung der muslimischen Macht.

Am 21. 2. 1856 konnte der Internuntius schließlich noch mitteilen, daß der Hatt am 18. 2. feierlich verkündet worden sei; Fuad Pascha habe ihm und den anderen Missionen gedruckte Texte in türkischer und französischer Sprache übergeben.

Erwähnt werden sollte, daß der Hatt im türkischen Original keinerlei Artikel- oder Paragrapheneinteilung enthält, wie es bei anderen Texten natürlich üblich war, sondern in der traditionellen Form eines feierlichen Erlasses des Herrschers fortlaufend geschrieben und gedruckt worden ist. Die französische Übersetzung ist in 21 Artikel gegliedert, wie bereits gesagt worden ist, doch es kommen ohne Textveränderung auch 20³ und gar 38⁴ vor.

Wenn wir noch einen Blick auf die Reaktion der Öffentlichkeit auf die Verkündung des Hatt werfen, der ja mehr noch als jener von 1839 an den Grundfesten der traditionellen türkisch-islamischen Ordnung rütteln mußte, so tritt sie hinter der Aufmerksamkeit zurück, die der Reformerlaß von Gülhane erfahren hatte. Das lag sicher vor allem an der zeitlichen Gleichheit und engen Verbundenheit mit den Friedensverhandlungen in Paris, vielleicht aber auch an den vorangegangenen Diskussionen um Reformen im Osmanischen Reich, die so wenig Sichtbares gebracht hatten. Gleichwohl wurde in vielen Presseerzeugnissen auch dieser Bereich beachtet und gewürdigt. Am 17. 2. 1856 berichtete jedenfalls die Allgemeine Zeitung in Augsburg (Nr. 48), übrigens nach der Triester Zeitung, über 21 von der Pforte genehmigte Reformpunkte. Die Bestimmungen des Hatt von 1839 bleiben aufrecht-

³ F. Eichmann: Die Reformen des Osmanischen Reiches mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses der Christen des Orients zur türkischen Herrschaft. Berlin 1858.

⁴ A. Schopoff: Les réformes et la protection des chrétiens en Turquie, 1673–1904. Paris 1904.

erhalten, die Kulte werden gleichgestellt, für die Raja ist eine weltliche Gerichtsbarkeit vorgesehen, es werden direkte Besteuerung und Kreditinstitute eingeführt, die Münze reformiert usw. In den Beilagen vom 7. und 8. 3. (Nr. 67 und 68) wird zudem der Text des Fermans veröffentlicht. Auch in späteren Nummern wird noch mehrfach auf den Hatt bzw. seine Aufnahme im Osmanischen Reich eingegangen. Am 15. 3. (Nr. 75) äußert man Zweifel und meint, er würde ein toter Buchstabe sein. Andererseits weiß man am 21. 3. (Nr. 81), daß in den Provinzen Freude herrsche. In der Beilage vom 9. 4. (Nr. 100) wird berichtet, daß der Ferman in Damaskus in arabischer Übersetzung öffentlich verlesen worden sei, dagegen am 4. 5. (Nr. 125), er sei noch nicht in Kraft, und der dortige Kadi lehne weiterhin christliche Zeugen ab. Allgemein sei der Sitz der Opposition bei der islamischen Geistlichkeit und den Rechtsgelehrten zu finden (29. 4., Nr. 120).

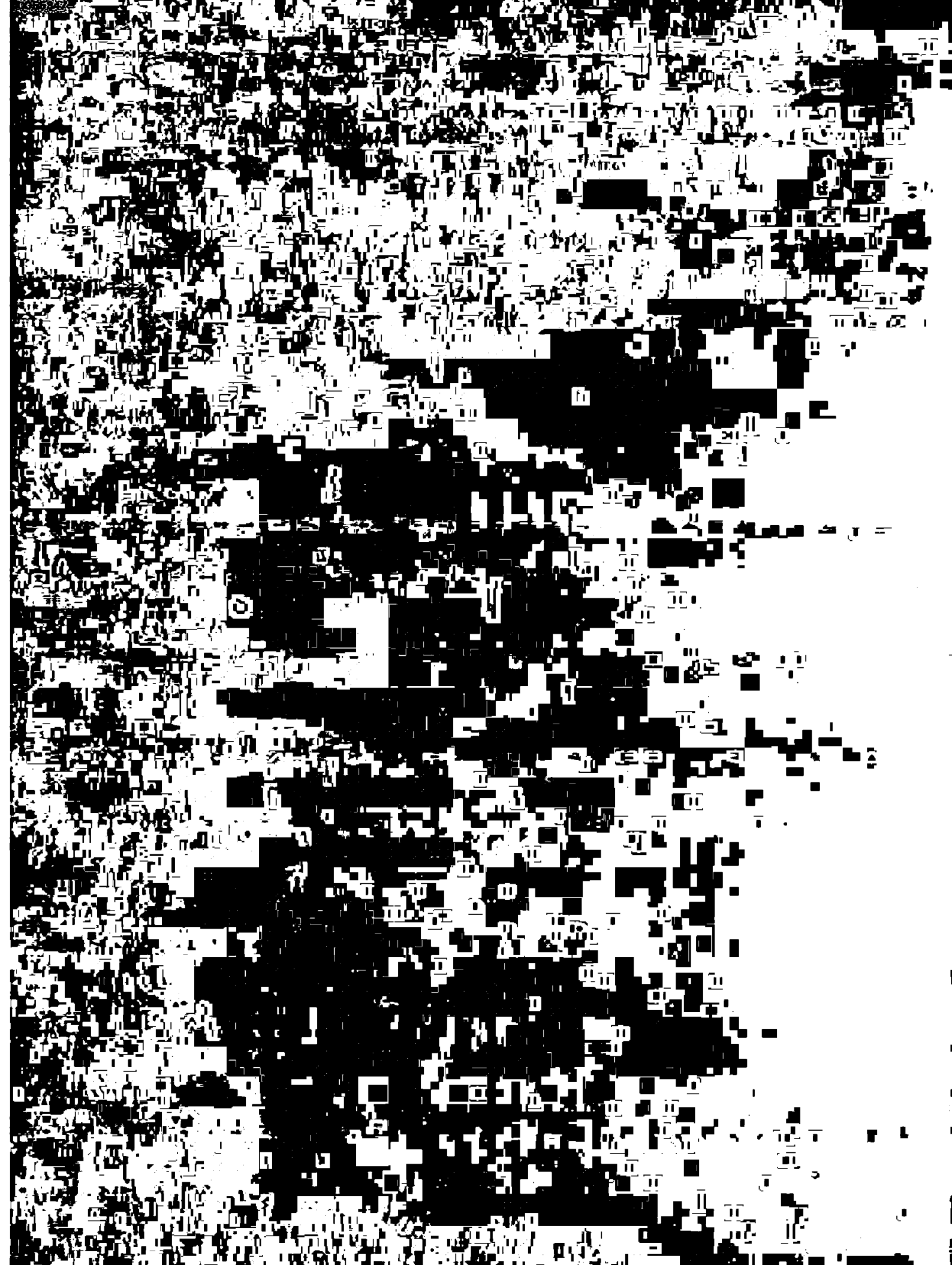
In der Wiener Zeitung „Die Presse“ wird am 1. 3. 1856 (Nr. 51) auf die türkischen Reformen auf der Basis eines Artikels in der Times vom 14. 2. eingegangen; sie seien nur eine augenblickliche Notwendigkeit. Am 5. 3. (Nr. 54), also noch vor der Augsburger Zeitung, bringt man den Text des Hatt, eines Freibriefes des Sultans, in welchem „die Gleichstellung der nichtmuselmännischen Unterthanen mit den muselmännischen“ ausgesprochen wird, übrigens in einer Übersetzung nach französischen Blättern, und in der folgenden Nummer am nächsten Tag zitiert man die Agramer Zeitung, wonach jeder vernünftig denkende Türke die Notwendigkeit der 21 Reformpunkte einsehen müsse. Am 9. 3. (Nr. 58) wird der Hatt als eines der bedeutungsvollsten Aktenstücke unserer Zeit angesehen; andererseits prophezeiten Stimmen in der Levante dem neuen Reformgesetz keinen besseren Erfolg als dem Hatt von Gülhane und den Tanzimat, „welche ebenfalls bloß tothe Buchstaben geblieben . . .“ Schließlich folgt am 21. 3. (Nr. 68) noch ein kritischer Artikel: „Die Lage der Dinge in der Türkei“, vor allem auf die Times gestützt. Die auch oben unter 1839 genannte Karlsruher Zeitung gibt Pressemeldungen meist nach größeren Blättern in Österreich und Preußen wieder, informiert dabei aber auch über die wichtigsten Vorgänge, so z. B. am 16. 2. 1856 (Nr. 80) über die 21 Reformpunkte, am 29. 2. (Nr. 103) über die erfolgte Verkündung des Hatt und am 6. 3. (Nr. 112) über die mißvergnügte Stimmung unter Griechen wie Türken.

Die renommierte Zeitschrift „Das Ausland“ enttäuscht auch diesmal. Zwar bringt sie in Nr. 7 des Jahrgangs 29 (1856) nach dem United Service Magazine einen Beitrag über „Das gesellschaftliche Leben in Pera seit dem Einzug der Truppen der Westmächte“ (S. 161–163) und in späteren Heften des Jahrgangs Aufsätze z. B. über Serbien (Nr. 22, 23, 38, 39), Bulgarien (Nr. 52) und Kleinasien (Nr. 28–32, 52), doch zu den Reformen im Osmanischen Reich wird nichts gesagt.

Zum Schluß soll noch auf eine nur zwei Jahre nach dem Erlaß des zweiten Reformfermans und des Pariser Friedens erschienene Schrift verwiesen werden, bei der dem Autor bereits Einzelheiten der Gespräche in Istanbul sowie diplomatische Dokumente zugänglich gewesen sind; Akten und Öffentlichkeit können zumindest in dem hier vorliegenden Fall unter einer gemeinsamen Überschrift behandelt werden. Es handelt sich um „Die Reformen des Osmanischen Reiches mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses der Christen des Orients zur türkischen Herrschaft“ von F. Eichmann (Berlin 1858).

Der Autor dürfte identisch sein mit Friedrich von Eichmann, der später, 1873/74,

Botschafter des Deutschen Reiches in Konstantinopel war. Jedenfalls hielt sich Eichmann 1856 in der türkischen Hauptstadt auf und hatte Zugang vor allem zu britischen Dokumenten gehabt. Sein Buch enthält im Anhang neben dem französischen Text des Hatt u. a. die ursprüngliche und die revidierte Fassung der 21 Artikel, wie ich sie auch im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv gefunden hatte, und das Memorandum Lord Redcliffes für den türkischen Außenminister, das Prokesch-Osten auf den 25. 1. datiert, Eichmann jedoch auf den 26. 1. Auch die Beschreibung des Verlaufs der Sitzungen (S. 238 ff.) entspricht den österreichischen Akten, und der Autor bedauert (S. 239, Anmerkung), daß er neben dem britischen Entwurf vom 16. 1. nicht auch Einsicht in die Entwürfe des Internuntius und Thouvenel gehabt habe.



KLAUS STEINKE

Das Bulgarienbild in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

(in den deutschsprachigen wissenschaftlichen Publikationen)

Andrer Bürger:

Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
 Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
 Wenn hinten, weit, in der Türkei,
 Die Völker aufeinander schlagen.
 Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
 Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
 Dann kehrt man abends froh nach Haus
 Und segnet Fried und Friedenszeiten.
 (Faust I, vor dem Tor)

Dieses bekannte Zitat aus Goethes „Faust“ ist, wie sich sehr leicht zeigen läßt, nicht ohne einen direkten Bezug zum gewählten Thema, obwohl es noch kein Mosaiksteinchen für das Bulgarienbild im 19. Jahrhundert liefert, sondern bestenfalls einen allgemeinen Hinweis auf Vorstellungen über Südosteuropa zu jener Zeit enthält. Allerdings leisten die landläufigen Faustkommentare wenig Hilfestellung, um diesen Bezug zu zeigen. Die unter Germanisten hochgeschätzte *Hamburger Ausgabe* von Erich Trunz geht in ihren Erläuterungen auf diese Verse überhaupt nicht ein. Hans Arens¹ weist in seinem Kommentar nur auf eine ebenfalls sehr bekannte Parallele im Neuen Testament hin, wo es freilich in der Lutherschen Übersetzung folgendermaßen lautet:

Wenn ihr aber hören werdet von Kriegen und Kriegsgeschrei, so fürchtet euch nicht (Mk 13,7).

Doch im Schauspiel fürchtet sich der von H. Arens zu Recht als Spießbürger charakterisierte Bürger keineswegs, sondern schlüpft vielmehr in die eher ungefährliche Rolle eines Voyeurs, der sich fast genüßlich am fremden Leid, am Blutvergießen in der Ferne weidet. Wäre da nicht die alliterierende Formulierung, die schließlich mit der Wendung „Fried und Friedenszeiten“ überdies einen Kontrapunkt erhält, so bliebe der interpretative Anschluß an die eschatologische Vision im Markus-Evangelium letztlich unverständlich.

Der einst insbesondere in der Schule häufig benutzte Faustkommentar von Theodor Friedrich, später überarbeitet von Lothar J. Scheithauer,² wird etwas konkreter, wenn es heißt:

Die Türkenkriege waren im Jahrhundert F.s wohl eine recht nahe Gefahr; im 18. Jh., also zur Zeit des Dichters, waren sie in weite Ferne gerückt (S. 192).

¹ H. Arens, Kommentar zu Goethes Faust I, Heidelberg 1982; S. 126.

² Th. Friedrich – L. J. Scheithauer, Kommentar zu Goethes Faust, Stuttgart 1959 (= Reclam 7177–7180).

Diese Interpretation führt in ihrem Bestreben, einen offensichtlichen „Anachronismus“ des Dramas zu „retten“, fraglos in die Irre, da „hinten, weit, in der Türkei“ ohne Zweifel räumlich und nicht etwa zeitlich aufzufassen ist. Denkt man ferner an die Bedrohung Wiens zur Zeit des historischen Fausts, so war diese beängstigend real und geradezu „hautnah“.

Wesentlich näher am Text sind da schon die Erläuterungen der *Berliner Ausgabe*³, die stärker vom Wortlaut ausgehen und sich nicht in unkontrollierbare assoziative Gedankenketten verflüchtigen. Zwar wird zunächst gleichfalls, wohl um der Forschungstradition Genüge zu tun, auf die Bibelstelle und auf die Türkengefahr zur Zeit des historischen Fausts verwiesen, aber dann folgt endlich die nicht zu übersehende, unmittelbare Bezugnahme auf die Entstehungszeit des Schauspiels, auf den Beginn des 19. Jahrhunderts, die sich zeigt in den

... Anspielungen Goethes auf die Kriege zwischen Rußland und der Türkei in den Jahren 1768–1774 und 1787–1792 (Bd. 8, S. 811).

An dieser Stelle bringt das Drama eine für Goethes Zeitgenossen aktuelle Anspielung und reflektiert die historische Situation zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als im Jahre 1808 „Faust I“ erschien.⁴ Man hörte damals verstärkt von den erneut aufflackernden kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Rußland und der Türkei um die Vorherrschaft auf dem Schwarzen Meer sowie auf der Balkanhalbinsel und wußte um die aktive Beteiligung einiger europäischer Großmächte in diesem Konflikt oder um das Wirken anderer hinter den Kulissen.⁵

Ein breites öffentliches Interesse an den Spannungen und Ereignissen auf der Balkanhalbinsel hat es zu dieser Zeit fraglos in Mitteleuropa gegeben, wie auch diese Stelle aus dem „Faust“ zu erkennen gibt, und der Mitteleuropäer befand sich dabei in der glücklichen Lage des nicht unmittelbar bedrohten Zuschauers, der bei einem Glase die große Weltpolitik am Stammtisch diskutieren konnte. Diese Haltung ist natürlich nicht nur für die Zeit um 1800 charakteristisch, sondern auch heute bei weiterentwickelten Kommunikationsmöglichkeiten genauso verbreitet, wenn z. B. am Bildschirm die kriegerischen Konflikte in der Ferne verfolgt werden.

Dieser ausführliche Kommentar zu einigen Versen aus Goethes „Faust“ hat uns nur scheinbar von der ursprünglichen Fragestellung entfernt. In diesem Zusammenhang sollte nämlich gleichzeitig der Nutzen, ja die Notwendigkeit des interdisziplinären Zugangs demonstriert werden, weshalb vom umsichtigen Faustkommentator u. a. auch eine Berücksichtigung der Zeitgeschichte verlangt wird. Für die Rekonstruktion des Bulgarienbildes, das aus vielen kleinen Mosaiksteinchen zusammengesetzt werden muß, ist fraglos das Zusammenwirken verschiedener Disziplinen Voraussetzung, und sogar die Dichtung kann uns, wie im vorliegenden Fall, mit der Porträtierung eines zeitgenössischen Spießbürgers einen ersten Anhaltspunkt für die

³ Goethe, *Berliner Ausgabe* in 22 Bänden, Aufbau-Verlag, Berlin (Ost) 1961 ff.

⁴ Es überrascht freilich, daß es so lange dauerte, bis die Faust-Forschung die früheren Erläuterungen von Otto Pniower zu dieser Stelle rezipiert hat; vgl. hierzu seinen in dieser Hinsicht aufschlußreichen Beitrag „Die Abfassung der Scene ‚Vor dem Tor‘ im Faust“, in: *Goethe-Jahrbuch* 16 (1895), S. 149–178.

⁵ Daß sich Goethe auch später für die Balkanfrage interessiert, zeigen u. a. die Gespräche mit Eckermann; vgl. die Aufzeichnungen vom 5. Juli 1827 und vom 7. April 1829.

zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch recht verschwommenen Vorstellungen von Südosteuropa in der breiten deutschen Öffentlichkeit geben.

Nach dieser ausführlichen Beschreibung der eher von distanzierter Neugier geprägten Anteilnahme des mitteleuropäischen Bürgertums an den kriegerischen Auseinandersetzungen in Südosteuropa, welche sogar Eingang in die Dichtung findet, bedarf nur die geographische Angabe „Türkei“ im „Faust“ noch einer kurzen Erläuterung. Gemeint ist damit natürlich das Osmanische Reich, das zu Goethes Zeit weiterhin eine, wenn auch schon kränkelnde Weltmacht⁶ darstellt und nicht nur Kleinasien, sondern darüber hinaus große Teile des Vorderen Orients und außerdem die Balkanhalbinsel umfaßt. Um anzudeuten, daß man sich auf dem Boden der historischen, in den vergangenen Jahrhunderten dem Osmanischen Reich einverleibten Staaten Griechenland, Bulgarien oder Serbien bewegte, sprach man gewöhnlich von der „Europäischen Türkei“. Von Bulgarien als einer real existierenden politischen Größe kann um diese Zeit noch nicht die Rede sein. Für den mitteleuropäischen Betrachter handelt es sich bei den Aufständen und Befreiungsbewegungen nur um Unruhen in der Türkei. Erst allmählich werden um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Konturen schärfer, und gleichzeitig wächst das Interesse an den einzelnen Völkerschaften dieser Gegend, beeinflußt wird dies fraglos durch den zunehmenden Interessenkonflikt der europäischen Mächte untereinander. Wenn wir nun vom Bulgarienbild in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts sprechen, dann geht es nicht um ein politisches Gebilde, sondern in erster Linie um die Bulgaren, ihr Volkstum, ihre Kultur und Geschichte, und wie dies alles in den zeitgenössischen Publikationen widergespiegelt wird.

Die wichtigsten Perioden der bulgarischen Geschichte: die Staatsgründung durch die turkotatarischen Eroberer, das 1. und 2. Reich, das byzantinische Interregnum und der völlige Untergang Bulgariens nach dem verheerenden Ansturm der Türken, sind von den Historikern in deutschen Landen schon im 18. Jahrhundert sehr ausführlich untersucht und beschrieben worden, und zwar in den Arbeiten von J. G. Stritter, A. L. Schlözer, J. Thunmann, J. Chr. von Engel u. a. Das veranlaßt Ilija Konev, der sich verschiedentlich den deutsch-bulgarischen Kontakten und kulturellen Wechselbeziehungen gewidmet hat, von den Anfängen der „Bulgaristik“ im deutschsprachigen Bereich bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts zu sprechen.⁷ Hilmar Walter, ebenfalls um die Rekonstruktion dieser Phase der deutschen Bulgaristik bemüht, schließt sich der Ansicht von I. Konev unter dem Vorbehalt an, daß man den Begriff „Bulgaristik“ so weit fassen darf, wie es gemeinhin in Bulgarien geschieht.⁸ Allerdings steht im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses zunächst vorwiegend die Geschichte des mittelalterlichen Bulgariens, während die

⁶ Aus dieser Zeit stammt auch der Vergleich der Türkei mit einem kranken Mann, der schließlich in der Formulierung vom „kranken Mann am Bosphorus“ zur stehenden Redewendung wird (vgl. G. Büchmann, *Geflügelte Worte*. 34. Aufl. Frankfurt/M., Berlin, Wien, 1981, S. 348/349).

⁷ I. Konev, *Bălgarija v evropejskata istoričeska nauka ot XVIII vek*. Nemska istorii za Bălgarija, in: *Ezik i literatura XXXIII*, 6 (1978), S. 35–57; I. Konev, *Kăm karakteristikata na nemsko-bălgarskite kulturni vzaimootnošenija prez XVIII–XIX vek*, in: *Bălgaro-nemska literaturna i kulturna vzaimootnošenija prez XVIII i XIX vek*, Sofia 1985, S. 7–28.

⁸ H. Walter, *Die neubulgarische Sprache in den deutschsprachigen Ländern Ende des 18./Anfang des 19. Jahrhunderts*, in: *Zeitschrift für Slawistik* 27, 1 (1982), S. 146–150; H. Walter, *Novobălgarska literatura*, in: *Slavica* 1982, S. 1–10.

Kenntnisse von der zeitgenössischen Kultur, Sprache, Folklore der Bulgaren sehr fragmentarisch bleiben. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts herrschen z. B. selbst in sprachwissenschaftlichen Kreisen noch keine klaren Vorstellungen von der Eigenart des Bulgarischen, das nicht selten als serbischer Dialekt oder gar als albanisch-walachische Mundart bezeichnet wird.⁹

Während sich H. Walter primär den wissenschaftlichen Publikationen, darunter ausführlich den ab 1843 in Bautzen/Leipzig erscheinenden „Jahrbüchern für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft“ zuwendet¹⁰, geht Wilhelm Zeil näher auf die Verbreitung und Popularisierung des neuesten Wissenstandes im Bildungsbürgertum ein. In diesem Zusammenhang verfolgt er von Auflage zu Auflage insbesondere die laufende Überarbeitung des Artikels über Bulgarien in den beiden zu jener Zeit führenden Konversationslexika von Brockhaus und Meyer.¹¹ In ihnen fanden die „gebildeten Stände“ umfangreiche, ständig aktualisierte Informationen über Bulgarien, und diese wurden zur Bereicherung der Konversation über die Balkanfrage rezipiert. Aufgrund der ständigen Anpassung an den neuesten Stand der internationalen Wissenschaft und einer sachlichen sowie wissenschaftlich fundierten Darstellung wirken die Lexika weit über die Grenzen des deutschen Sprachraums hinaus. Zu den Mitarbeitern gehören übrigens neben namhaften deutschen auch einige slavische Gelehrte.¹²

Allgemein stellt W. Zeil eine fortschreitende Präzisierung und Bereicherung der Informationen über Bulgarien fest (S. 105). Das erklärt sich nicht nur aus dem wachsenden Interesse wegen des russisch-türkischen Konflikts, sondern desgleichen durch den verstärkten Informationsfluß aus Bulgarien selbst, der mit der nationalen Wiedergeburt der Bulgaren sprunghaft zunimmt. Aufmerksam registriert werden ferner im Gefolge der nationalen Wiedergeburt die Fortschritte im Bildungswesen und die aufflackernden Widerstände gegen die Fremdherrschaft (S. 106). Ausführlich bleiben weiterhin die Angaben zur geschichtlichen Entwicklung Bulgariens, und in diesem Zusammenhang wird seine frühe kulturelle Blüte hervorgehoben. Das Missionswerk von Kyrill und Method wird ebenso wie die bedeutende altbulgarische Literatur beschrieben. Demgegenüber bleiben die Kenntnisse von der neubulgarischen Sprache und Literatur zunächst sehr verschwommen, und es bedurfte erst der Arbeiten von B. Kopitar und Vuk Karadžić, um hier mehr Klarheit zu bringen.

Mit B. Kopitar ist indessen ein wichtiger Name gefallen, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts für die Bereicherung der Kenntnisse über das Bulgarische und Bulgarien steht. Mit ihm wird gleichzeitig der Blick auf die „Wiener Jahrbücher für Literatur“ gelenkt, die von 1818 bis 1849 vierteljährlich mit insgesamt 128 Bänden

garskijat ezik v nemscoezičnite zemi prez XVIII i XIX vek, in: *Bälgaro-nemski literaturni i kulturni vzaimootnošenija prez XVIII i XIX vek*, Sofija 1985, S. 77–89.

⁹ H. Walter (1982), S. 149.

¹⁰ H. Walter, *Otraženieto na osvoboditelnata borba na bälgarskija narod i osvoboždenieto na Bäl-garija v slavistični spisanija v Germanija prez XIX v.*, in: *Osvoboždenieto na Bäl-garija i literaturata*, Sofija 1978, S. 223–237.

¹¹ W. Zeil, *Forschungen und Informationen zur bulgarischen Sprache und Literatur in Deutschland im 19. Jahrhundert*, in: *Bälgaro-nemski literaturni i kulturni vzaimootnošenija prez XVIII i XIX vek*, Sofija 1985, S. 90–112.

¹² W. Zeil (1985), S. 105.

in der Geroldschen Verlagsanstalt zu Wien erschienen. Die „energische Förderung der Wissenschaft und Kunst“ hatte sich diese Zeitschrift zum Ziel gesetzt, und daran wirkten u. a. so illustre Zeitgenossen wie J. W. von Goethe, Wilhelm von Humboldt, August Wilhelm Schlegel mit, wie der auf B. Kopitar folgende Herausgeber der Zeitschrift für die letzten 20 Jahre ihres Bestehens, Johann Ludwig Deinhardstein, 1849 im *Schlußwort*, als sie ihr Erscheinen dann einstellt, mit berechtigtem Stolz vermeldet (CXXVI, S. 73). Der Wirkungsradius dieses kritischen Spiegels der Neuerscheinungen in den verschiedensten Disziplinen bleibt nicht auf den deutschsprachigen Raum beschränkt, sondern erreicht darüber hinaus, wie vom Herausgeber hinzugefügt wird, England, Frankreich, Rußland, Dänemark, Belgien, den Orient sowie Nordamerika.

Bekannt sind dem Slavisten und Bulgaristen die beiden großen Sammelbesprechungen von B. Kopitar in den „Jahrbüchern“ unter dem Titel „Albanesen, Walachen und Bulgaren“ (Bd. XXXIV 1826, S. 111–145) und „Albanische, walachische u. bulgarische Sprache“ (Bd. XLVI 1829, S. 59–106). Darin erschöpft sich freilich nicht die Mitarbeit Kopitars an den „Jahrbüchern“, deren Redaktion er zeitweilig innehatte, bevor er diese 1829 an Deinhardstein übergab, sondern es gibt rund 20 weitere Beiträge von ihm, die Rajko Nahtigal zum größten Teil¹³ nach dem Krieg im 2. Teil der Schriften Kopitars in Ljubljana wieder herausgegeben hat. Behandelt werden in den beiden obengenannten Beiträgen wie auch sonst in der Zeitschrift recht unterschiedliche Genres: Reisebeschreibungen, wissenschaftliche Arbeiten und Publizistisches. Das stimmt überein mit Dietmar Endlers Beobachtung, daß sich die deutschsprachige Bulgarienliteratur zu jener Zeit, übrigens nicht nur diese, wie die zahlreichen, ebenfalls in den „Jahrbüchern“ abgehandelten fremdsprachigen Publikationen zeigen, durch eine Vielfalt der benutzten Genres, der behandelten Themen und der unterschiedlichen politischen Orientierungen auszeichnet.¹⁴ Anzumerken ist jedoch, daß sich, gleichzeitig im Unterschied zu später, das Fehlen monographischer Darstellungen mit wissenschaftlichem Anspruch bemerkbar macht.

Der Beitrag der „Jahrbücher“ zur Bulgaristik erschöpft sich nun aber keineswegs in den Besprechungen Kopitars. Der Kreis der Beitragenden – zu nennen sind neben Kopitar noch Friedrich Blumberger, Josef Dobrovský, Pavel Šafárik, Joseph von Hammer-Purgstall, Karl Hallig, Moritz Haupt – und das Spektrum der behandelten Themen sind wesentlich breiter. Ein deutlicher Schwerpunkt dieser Zeitschrift liegt auf den Neuerscheinungen zum Osmanischen Reich und darin inbegriffen, das eine Mal mehr, das andere weniger, zu dessen europäischem Teil, „der am wenigsten bekannte Theil Europas“ (Kopitar XXXIV 1826, S. 112). Die erörterten bulgaristischen Themen lassen sich in folgende Bereiche gliedern:

1. *Das mittelalterliche Bulgarien*

Ein wichtiger Punkt ist hierbei die Missionstätigkeit der Slavenapostel Kyrill und

¹³ Vgl. Jerneja Kopitarja spisov, II. del, 2. knjiga, Ljubljana 1945, S. 195 ff. Diese Ausgabe setzt die 1857 schon von Fr. Miklosich in Wien begonnene Sammlung „Barth. Kopitars kleinere Schriften“ (1. Theil) fort, welche bereits eine Rezension aus den „Jahrbüchern“ enthält.

¹⁴ D. Enderl, Nemscoezični publikaciji ot XIX vek za obšttest venoto i kulturnoto razvitie na bălgarskija narod po vreme na vāzraždāneto, in: Bălgaro-nemski literaturni i kulturni vzaimootnošenija prez XVIII i XIX vek, Sofija 1985, S. 113–123.

Method, die nach Ansicht von Fr. Blumberger (XXVI 1824, S. 211–235; XXXVI 1827, S. 41–74) und J. Dobrovský (XXXII 1825, S. 65–77) an eine vorherige Mission in Bulgarien anknüpft, wofür freilich bis heute einwandfreie Beweise fehlen. Auch die Beziehungen zum Deutschen Reich und zum Papst werden dabei erörtert (CXXIV 1849, S. 243–260; CXXV, S. 243–281). Übrigens verfißt hier Fr. Blumberger bereits die vor kurzem zu neuem Leben erwachte These¹⁵, daß Method nicht Erzbischof von Mähren, sondern einer Stadt Morabus in Pannonien gewesen ist.

2. *Die Kirchensprache*

Die sprachliche Einordnung der ältesten kirchlichen Sprachdenkmäler – Pannonisch (Kopitar, Dobrovský) oder Altbulgarisch (Šafárik, Dobrovský) – nimmt ebenfalls einigen Raum ein (XVII 1822, S. 67–107; LXXXVI 1836, S. 103–133).

3. *Die neubulgarische Sprache*

Die Sonderstellung und überhaupt das Wesen der neubulgarischen Sprache wird nicht nur in den beiden bekannten Sammelbesprechungen von Kopitar erörtert, die sich u. a. auf Arbeiten von Vuk Karadžić, Daniil, Leake stützen, sondern auch in anderen Rezensionen berührt (XVII 1822, S. 67–107; XXXVI 1827, S. 1–28).

4. Etwas schwerer auszuwerten und einzuordnen sind die umfangreichen Beiträge des Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall (XLVII, XLIX, LXXXVII, LXXXVIII, CIII, CIV, CXIV, CXXIV, CXXV), der ausschließlich die zahlreichen Reiseberichte ins Osmanische Reich kritisch durchmustert und dabei gelegentlich auf die Bulgaren zu sprechen kommt. In den etwa 150 von ihm besprochenen Reiseberichten werden, wenn diese näher auf den europäischen Teil eingehen, vor allem die beiden folgenden bulgaristischen Aspekte mitbehandelt:

- a) Die landeskundlichen und volkskundlichen Besonderheiten der Bulgaren und ihres Lebensraums;
- b) Die politischen und militärischen Aspekte vor dem Hintergrund der aktuellen Konflikte.

Bei den Besprechungen von Hammer-Purgstall lohnt sich noch ein längeres Verweilen; denn er macht zunächst die Gründe für die jährlich anschwellende Flut der „Reisen in die Turkey“ namhaft:

Das hohe Interesse, mit welchem Europa's Blicke seit der Eröffnung des russischen Feldzugs auf die Turkey im Allgemeinen, und insbesondere auf die europäische geheftet sind, erklärt die vervielfältigte Erscheinung von geographischen und statistischen Handbüchern, wie der vier oben genannten, welche, wenn sie gleich aus keinen neuen Quellen, sondern nur aus den bekannten besten geschöpft haben, wenn sie gleich, nebst vielem Richtigen, manches Unrichtige enthalten, nichts desto weniger als nützlich und brauchbar empfohlen zu werden verdienen (XLVII, S. 60).

Bemerkenswert sind übrigens schon die Titel der an dieser Stelle besprochenen Werke, die deshalb hier in extenso wiedergegeben werden sollen:

¹⁵ Vgl. Imre Boba, *Moravia's History Reconsidered. A Reinterpretation of Medieval Sources*. The Hague 1971; in kroatischer Übersetzung „Novi pogled na povijest Moravie“, 1986 in Split erschienen.

1. Beschreibung der europäischen Turkey, nebst einer allgemeinen Uebersicht des ganzen türkischen Reichs, nach den vorzüglichsten Hülfquellen bearbeitet von J. Hütz. München 1828. gr. 8. 358 S.
2. Description géographique et historique de la Turquie d'Europe par ordre alphabétique pour suivre les opérations de la guerre actuelle. à Paris, 1828. 8. 183 S.
3. Die europäische Turkey, ein Handbuch für Zeitungsleser. Enthaltend: die alphabetisch geordnete Beschreibung aller türkischen Provinzen in Europa, ihrer Bewohner, der Gebirge und deren merkwürdigster Pässe, der Flüsse und der vorzüglichsten Wohnorte mit ihrer Bevölkerung, mit besonderer Rücksicht auf deren Lage in der Nähe der Hauptverbindungsstraßen durch das Reich. Nach den besten geographischen Werken und Reisebeschreibungen, mit Benützung der neuesten Charten und vieler handschriftlichen Quellen, zusammengestellt von *Maximilian Friedrich Thielen*, k.k. pens. Premier=Rittmeister, Ritter des russisch=kaiserlichen Wladimir=Ordens vierter Klasse und des königl. bayerischen militär. Max=Joseph=Ordens, kommandirt bey dem k.k. General=Quartiermeisterstabe. Mit einer kleinen Uebersichtskarte der europäischen Turkey. Wien, 1828. 8. 313 S.
4. Das Volk und Reich der Osmanen in besonderer Darstellung ihrer Kriegsverfassung und (ihres) Kriegswesens, nach den besten ältesten und neuesten Quellen bearbeitet von *Ernst von Skork*, vormals Premier=Kapitän in der General=Adjutantur der kaiserlich=russisch=deutschen Legion, Ritter des königl. schwed. Schwert=Ordens u.s.w. Pirna 1829. 8. 302. S.

Diese Werke sind also gerade noch rechtzeitig zum russisch-türkischen Krieg von 1828/29 erschienen, um ihren Lesern aktuelle Auskünfte über dieses Gebiet zu geben.

Bemerkenswert ist desgleichen, daß der österreichische Orientalist aus dem Werk von Walsh¹⁶, aus dessen für ihn interessantestem Teil die Passage über die Bulgaren ausführlich zitiert, die hier wegen ihrer Anschaulichkeit noch einmal kommentiert abgedruckt wird. Die Charakteristika der Bulgaren werden zunächst in Schwarzweiß-Manier denen der Türken gegenübergestellt, wobei persönliche Beobachtungen des Reisenden in die Beschreibung einfließen:

Von allen Bauern, die ich je gesehen, sind die Bulgaren die einfachsten, freundlichsten und liebevollsten; sie bilden einen schneidenden Gegensatz mit den rohen und brutalen Türken, die mit ihnen vermischt, aber durch die stärksten Charakterzüge von ihnen unterschieden sind. Auf dem Wege trafen wir oft Gruppen von Beyden, immer von einander getrennt, wiewohl in demselben Berufe begriffen; die Türken waren erkenntlich durch Turban, Gürtel, Pistolen und Jatagan (großes Messer), mehr aber noch durch wildes Aussehen, rohes Benehmen und eine Art von nachläßiger Verachtung, welche uns sogleich zurückstieß und anekelte. Sie gingen mit ihren Büffeln oder Wagen nie aus dem Wege, um uns vorbey zu lassen, und zeigten nicht den kleinsten Wunsch, artig oder zuvorkommend zu seyn, sondern fanden vielmehr Vergnügen daran, uns auf der engen Straße in den Morast zu stoßen, oder zwischen Bäume und Gebüsche zu verwickeln.

¹⁶ Narrative of a journey from Constantinople to England; by the Rev. R. Walsh, L.L.D.M.R.I.A. Third edition. London, 1829. Oktav. 445 Seiten. Das Werk erschien übrigens, wie D. Endler (1985) mitteilt, im Jahre 1828 in Dresden in deutscher Sprache (S. 116).

Unterschiede in der Gastfreundschaft werden anschließend drastisch verdeutlicht:

Von Aufnahme in den Häusern [der Türken] war gar keine Rede; wenn wir einem nahten, um einen Trunk Wasser oder Milch zu begehren, liefen wir Gefahr, erstochen oder erschossen zu werden.

Dann folgt eine genauere Beschreibung der Volkstrachten:

Die Bulgaren unterschieden sich von ihnen durch Mützen von braunem Schafleder, tüchene Jacken aus dunkelbrauner Schafwolle, von ihren Weibern gesponnen und gewoben, weißtuchene weite Hosen und Sandalen von rohem Leder, über den Rist des Fußes aufgeschnallt; sie führten weder Pistolen noch Messer, noch andere Angriffswaffen, aber noch mehr waren sie durch ihre Haltung und Benehmen unterschieden; die erste ist offen, kunstlos und wohlwollend, die zweyte so freundlich und herzlich, daß jeder, den wir trafen, uns als Freunde zu bewillkommen schien; wenn immer ihre Büffel oder Wägen den Weg verstopften, waren sie schnell beflissen, dieselben auf die Seite zu kehren, und wenn sie uns in Verlegenheit oder die Straße zu verlassen gezwungen sahen, beeiferten sie sich, uns zu zeigen, daß es nicht ihre Schuld; ihre Häuser waren uns immer offen, und unsere Gegenwart war eine Art von Jubelfest in der Familie; die Kleinigkeit, womit wir ihre Aufnahme vergalten, war kaum der Rede werth, und ich denke, daß wenn wir Nichts gegeben hätten, sie Nichts begehrt haben würden.

Auffällig für den Mitteleuropäer war natürlich auch die unterschiedliche Stellung der Frau in den beiden Volksgruppen:

Türkische Weiber sahen wir nie, die bulgarischen vermischten sich frey mit uns in häuslichem Wege, und behandelten uns mit unverdächtiger Herzlichkeit wie ihre Brüder. Ihr Anzug war nett, rein und bequem, derselbe bestand in einer Jacke und einem Kittel von dunkelblauem Tuche, mit einem hellen Bande um den Rand und längs der Säume, ein Hemd von Hanf und Baumwolle, sehr weit unter dem Kittel hinabhängend, um den Nacken und um die Arme reich gefaltet, und mit Borden gleichem Saume eingefast. Verheirathete Weiber tragen Tücher auf dem Kopfe, mit einem langen hinten hinabhängenden Spitze; Mädchen gehen mit unbedecktem Kopfe, das Haar geflochten und mit Mützen geziert. Alle tragen Ohrringe, Armbänder, Ringe an den Fingern, selbst Mädchen von drey bis vier Jahren, und alle gehen barfuß; sie sind außerordentlich emsig, und nie einen Augenblick ohne Spindel und Rocken . . .

Unvermittelt geht die Beschreibung dann zu den Lebensräumen und den alltäglichen Lebensbedingungen über:

– ihre Dörfer bestehen aus vierzig bis funfzig ohne Ordnung und Regelmäßigkeit zerstreuten Häusern; ihre Häuser sind aus Prügeln gebaut (Wickerwork), mit Kalk angeworfen, rein und gemächlich von innen; wir waren darin weder mit Rauch, Fliegen, Wanzen, Gestank oder irgend einer anderen Plage beschwert, welche den Reichen in den Häusern der Armen befallen; die eine Seite ist gewöhnlich mit Wollsäcken, oder Tuch- und Teppichballen gefüllt; sie scheinen alle Nothwendigkeiten des Lebens im Ueberfluß zu besitzen: mildes Klima, fruchtbare schöne Gegend, Hornvieh, Korn, Wein, Holz und Wasser in Ueberfluß“ (XLIX 1830, S. 10/11).

Erstaunlich ist vielleicht nur, daß ein Orientalist diese von Sympathie für die Bulgaren getragene landes- und volkskundliche Skizze in extenso wiedergibt.

Anhand der „Jahrbücher“, die einen bedeutenden Teil der Neuerscheinungen des beginnenden 19. Jahrhunderts reflektieren und sehr gründlich darstellen, ist zu erkennen, daß das Interesse an Bulgarien auf den verschiedenen Gebieten zunimmt. Man kann dabei vielleicht grob zwei Richtungen unterscheiden:

1. Die primär von wissenschaftlichem Interesse getragene, repräsentiert durch die

Beiträge von Kopitar, Blumberger u. a., die sich verstärkt der neubulgarischen Sprache und anderen philologischen Fragen, aber daneben weiterhin auch geschichtlichen Problemen widmet;

2. Die zeitgeschichtliche, politisch-aktuelle Richtung, die weniger wissenschaftlichen Aspekten Rechnung trägt und dafür einiges zur Porträtierung der Bulgaren, einer neu auf der politischen Bühne erscheinenden Größe, leistet.

Letzteres geschieht vornehmlich in den von Hammer-Purgstall besprochenen Reiseberichten. Eine gewisse Ausnahme bilden in diesem Zusammenhang nur, wie er selbst einschränkt, die Berichte von Fallmerayer, Grisebach und Zachariä (CXIV 1846), die von Wissenschaftlern verfaßt und daher profunder als die üblichen Berichte von Diplomaten, Missionaren, Pilgern und Abenteurern sind. Beide Richtungen haben, jede auf ihre Weise, dazu beigetragen, das Bild von den Bulgaren und ihrer Kultur allmählich plastischer werden zu lassen.

Mit der Wiedererrichtung des bulgarischen Staates im Jahre 1878 erhalten dann die bulgaristischen Studien im deutschsprachigen Raum eine neue Qualität, doch die Basis für solide Kenntnisse auf diesem Gebiet wurde schon früher gelegt. Geschaffen wurde sie zwar von der Wissenschaft, aber bald darauf entscheidend vom zunehmenden Interesse der Öffentlichkeit an den Bulgaren gefördert, wenn auch zunächst, wie die Stelle aus dem „Faust“ schon vermuten ließ, in erster Linie vor dem Hintergrund der Balkankriege.

Die Begründung der albanischen Philologie in Deutschland in der Mitte des 19. Jahrhunderts

Unter den deutschen Albanologen des 19. Jahrhunderts sind insbesondere die Gelehrten Arnold von Harff (1860), Karl Heinrich Theodor Reinhold (1855), Franz Bopp (1854) und vor allem Johann Georg von Hahn (1853/54) zu nennen. Zu den deutschsprachigen Albanologen der zweiten Generation können besonders Gustav Meyer (1888 und 1891) und Fr. Miklosich (1870/71) gezählt werden, denen in einer Art dritter Generation Norbert Jokl (1911 ff.), Georg Pekmezi (1908) und Gustav Weigand (1913) folgen. Etwas früher hatte in Italien die Beschäftigung mit dem Italo-Albanischen begonnen, darunter waren die Autoren Vincenzo Dorsa (1847), Angelo Masci (1847), Giuseppe Crispi (1849) und B. Biondelli (1841 und 1856).

Hier sollen als Beispiel der Geschichte der deutschen Albanologie die Arbeiten von Georg von Hahn kommentiert werden, dessen *Albanesische Studien* von Maximilian Lambertz (1948, I, S. 6) als „grundlegendes Werk der Albanologie“ bezeichnet wurden. Sie enthalten Studien zum Lexikon und zur Grammatik, zur Literaturgeschichte und zur Volkskunde und auch zur Geschichte. Als wichtigste Quellen für den historischen Bereich kann man die Werke von Johann Thunmann (1774), Jakob Philipp Fallmerayer (1861), Charles Dufresne (gen. Du Cange) (1657 und 1680) und Joseph Freiherr v. Hammer-Purgstall (1835–1836) nennen.

Aus den verschiedenen Forschungsbereichen, die von Georg von Hahn angesprochen werden, sollen die folgenden Aspekte herausgegriffen werden, weil sie auch allgemeinere Bedeutung im Hinblick auf die sich seitdem entwickelnde Forschungsrichtung der Balkanologie haben: 1. die Frage der Herkunft der Albaner vom sprachhistorischen und historischen Gesichtspunkt aus, wobei die These, daß die Slaven vor den Albanern auf dem Balkan waren, eine wichtige Rolle spielt. 2. In diesem Zusammenhang werden auch die Wanderungen der Albaner betrachtet, mit den territorialen Veränderungen, aber auch im Zusammenhang mit dem Wechsel von Sommer- und Winterweide. 3. Das schließt auch soziologische Bemerkungen ein. 4. Die sprachhistorische Beweisführung und die Einbeziehung und Bewertung von 5. Gemeinsamkeiten des Albanischen mit dem Thrakischen, dem Phrygischen und dem Armenischen schließen die Kommentierung ab.

Bei den grundsätzlichen sprachhistorischen Überlegungen geht Georg von Hahn davon aus, daß die Nationalität (wie die albanische) in drei Elemente zerlegt werden kann: 1. Einheit der Abstammung, 2. Einheit der durch die Sprache fixierten Denkformen, 3. Einheit der Lebensformen oder der Sitte (S. 331). Dabei sind 2. und 3. voneinander unabhängig, denn ein Volk kann z. B. eine Sprache wechseln und seine Bräuche beibehalten und umgekehrt. Eine weitere Prämisse ist für ihn, daß das Wesen der Sprache in der Fähigkeit liegt, bei anderen die vom Sprecher gewollten Vorstellungen zu wecken. Die Sprache sei so auch Herrschaftswerkzeug, wie die

physische Stärke. Jede menschliche Gesellschaft entwickelt nach den jeweiligen Bedürfnissen ihre Sprache. Von Hahn sagt dann: „Ist aber der Bau vollendet, so emancipirt (sic) sich der an ihm erstarkte Menschegeist von der Sprache und beginnt allmählich, den selbstgeschaffenen Bau in so weit zu zerstören, als ihn dessen allzuüppige Entfaltung an dem Übergange zu höheren Entwicklungsstufen hindert“ (S. 331). Das gelte allerdings nur für Kulturvölker; doch auch die Sprache „roher Völker“ könne verkümmern, deren Denk- und Lebensformen sich nicht verändern, wie z. B. im Albanischen, wo eine „höchst verkommene“ Grammatik sich mit „dem reichsten Lautsystem und uralten Wortstämmen paare“.

Der Begriff „rohes Volk“ muß dabei verstanden werden als Naturvolk, womit im Zusammenhang von Hahns Begriff des „Naturstaats“ steht, wie er dasjenige Gemeinwesen nennen möchte, in welchem die gemeinsame Abstammung das Gliederungsprinzip seiner Mitglieder abgibt. Ein solcher Naturstaat könne sich nur wenig entwickeln, am ehesten zentrifugal von der Einheit zur Mehrheit solange, bis das Bewußtsein der gemeinsamen Abstammung verlorengelht. Der „Kunststaat“ dagegen erhalte seine Einheit durch Eroberung und Herrschaft, mit der die Entwicklung einer einheitlichen Sprache einhergehe.

So wird durch von Hahn den Albanern Naturstaatlichkeit zugeschrieben. Eine andere Frage besteht darin, ob man die Albaner in dem Bereich, wo sie wohnen, als autochthon bezeichnen kann. Das Problem besteht zunächst darin, daß über Albanien verstreut viele slavische Namen zu finden sind, die zu der Vermutung Anlaß geben, daß Albanien von Slaven bewohnt war, bevor die Albaner das Land besetzten. Die bis ins 16. Jahrhundert bestehende Expansionskraft der Albaner läßt es als möglich erscheinen, daß die Albaner aus einem weiter nördlich gelegenen Raum nach Süden vordrangen. Aber von Hahn ist zu Recht der Ansicht, daß wie in Griechenland eher eine Zeit der Zweisprachigkeit existiert habe. In Griechenland habe schließlich das Griechische durch die Überlegenheit der griechischen Kultur das Slavische verdrängt. Eine solche Erklärung könne man für das Albanische nicht geltend machen. Hier muß man von Hahn wohl dahingehend ergänzen, daß eine solche „Albanisierung“ auch für eine gewisse Zeit in den sikulo-albanischen und kalabro-albanischen Siedlungsgebieten anzusetzen ist, die kulturelle und ökonomische Kraft der Albaner einen solchen Schluß also durchaus zuläßt.

Das Autochthontum der Albaner möchte von Hahn auch dadurch beweisen, daß die Albaner in ihren Sitten und Bräuchen den Römern und Griechen nahestehen. Ein wanderndes Volk hätte diese Ähnlichkeiten niemals erwerben können. „Weit naturgemäßer scheint uns demnach die Annahme, daß die Vorfahren der heutigen Albanesen schon zur Römer- und Hellenenzeit die heutigen Sitze des Volkes eingenommen, und sich die Sitten, welche ihnen mit den Nachbarvölkern gemeinsam waren, viel reiner und treuer bis auf ihre heutigen Nachkommen erhalten haben, als dies bei jenen Nachbarn der Fall ist“ (S. 214). Die Annahme, daß die Albaner seit der Antike im Raum des heutigen Albanien ansässig sind, läßt sich durch neuere sprachhistorische Forschungen dadurch bestätigen, daß die Entlehnungen des Albanischen aus dem Lateinischen durchaus dalmato-romanische Charakteristika zeigen.

Neben der postulierten Urverwandtschaft der Albaner mit Griechen und Römern im weiteren Sinne versucht von Hahn schließlich die Albaner genetisch mit den

Illyrern und Epiroten zu verbinden, mit dem Postulat, daß die beiden Hauptdialekte des Albanischen in einem Zusammenhang mit diesen beiden Völkern der Antike stehen. Wenn auch dieses Postulat zu weit geht, so ist doch richtig, daß das Albanische auch im Zusammenhang mit dem Illyrischen steht, aber das Thrakische und Makedonische einen entscheidenden Einfluß gehabt haben. Von Hahn unterstützt seine These mit Quellenangaben aus der Antike, insbesondere mit den geographischen Angaben Strabos (S. 215–220).

Die Ausbreitung der Albaner von ihren Stammsitzen aus ist ein sehr interessantes Phänomen. Seit dem 14. Jahrhundert erscheint der Albaner in Griechenland und dringt nach und nach in alle Teile des griechischen Festlands ein. Entweder besitzt er ganze Landstriche oder kommt als Zuwohner in griechische Dörfer und Städte, wie Argos und Athen. Zur Zeit von Hahns wurde Attika, Megara, Böotien, Argolis und Corinthia, unter Ausnahme der Städte, praktisch nur von Albanern bewohnt. Nach von Hahn saßen die Albaner auf den Inseln Hydra, Spezzia, Poros und Salamis so ungemischt, „daß dort vor dem griechischen Revolutionskriege keine Frau gewesen sein soll, die griechisch verstand“ (S. 223). In den kriegerischen Auseinandersetzungen seien die Albaner im Seekampf führende Kraft gewesen, und die Flottensprache auch noch zu von Hahns Zeit Albanisch. Aber auch im Landkrieg seien die Albaner maßgeblich beteiligt gewesen. Das erinnert natürlich an die Beteiligung der Albaner am italienischen Befreiungs- und Einigungskrieg unter Garibaldi. Nach Italien kamen die Albaner im 15. Jahrhundert. Während sich aber auf italienischem Boden das Albanische gut erhalten hat, ist es in Griechenland seit den Befreiungskriegen im Rückgang. Aber als Haus- und Familiensprache hat es sich auch dort erhalten. Wie auch in Italien ist auch in Griechenland die albanische Einwanderung wesentlich dadurch gefördert worden, daß sich Albaner als Söldner verdingt haben oder als Kolonisten ins Land gezogen wurden.

Eine andere Beobachtung von Hahns zur Unterstützung seiner These einer albanischen Kontinuität wird wohl nicht genügend Beweiskraft haben. Er stellt fest, daß im Balkan-Raum zu seiner Zeit überall Albaner als Maurer tätig sind, unter Verwendung der cyklopischen Methode (S. 234). Nun weiß man, daß thyrrhenische Pelasger einen Teil der Mauer der Akropolis von Athen bauten, und von Hahn vermutet hierin einen Zusammenhang. Es ist bekannt, daß sich im südosteuropäischen Raum bestimmte Völker auf bestimmte Berufe spezialisiert haben, die sie als Wanderarbeiter in diesem Raum ausüben. Jedoch scheint eine Verbindung bis zur Antike wenig realistisch zu sein.

Um seine These über die Urverwandtschaft der Albaner mit Römern und Griechen zu belegen, versucht von Hahn verschiedene Wortlisten aufzustellen. Natürlich sind viele Wortgleichungen sehr problematisch, so daß ihm damit noch wenige Beweise gelingen. Wirklich verlässliche Etymologien werden erst durch die grundlegenden Thesen der Junggrammatiker in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts möglich. So sind auch seine Erklärungen albanischer Ortsnamen keine gesicherten Etymologien (S. 229 ff.), aber doch wichtige Assoziationen, die späteren Etymologen häufig geholfen haben, den richtigen Weg zu finden. Der Artikel über den Namen Albaniens ist in diesem Sinne sehr interessant und anregend (S. 230 f.).

Für das Albanische ist ähnlich wie für das Armenische das Finden der richtigen Etymologie bis heute besonders wichtig, weil sich die indogermanischen Laute in

diesen beiden Sprachen in besonderem Maße vom Ausgangslaut entfernten: idg. \bar{o} > alb. *e*, z. B. idg. * $(ok)t\bar{o}$ + *tis* > alb. *tetë*, ‚acht‘, welche Lautentwicklung auch noch in der Regel die lateinischen Lehnwörter erfaßt: lat. *pōpulus* > alb. *plep* ‚Pappel‘. Umgekehrt werden idg. und lat \bar{e} > alb. *o*, z. B. idg. * *kēns-mi* > alb. *thom*, ‚sage‘, vgl. lat. *censeo*, lat. *melum* > alb. *mollë* ‚Apfel‘. Von der Konsonantenentwicklung mag als Beispiel das idg. *s*- im Anlaut dienen: entweder wird es zu alb. *gj*, z. B. idg. * *s(u)eks* + *ti* > alb. *gjashtë* ‚sechs‘, oder es wird zu alb. *d*, z. B. idg. > **svel-* > alb. *diell* ‚Sonne‘.

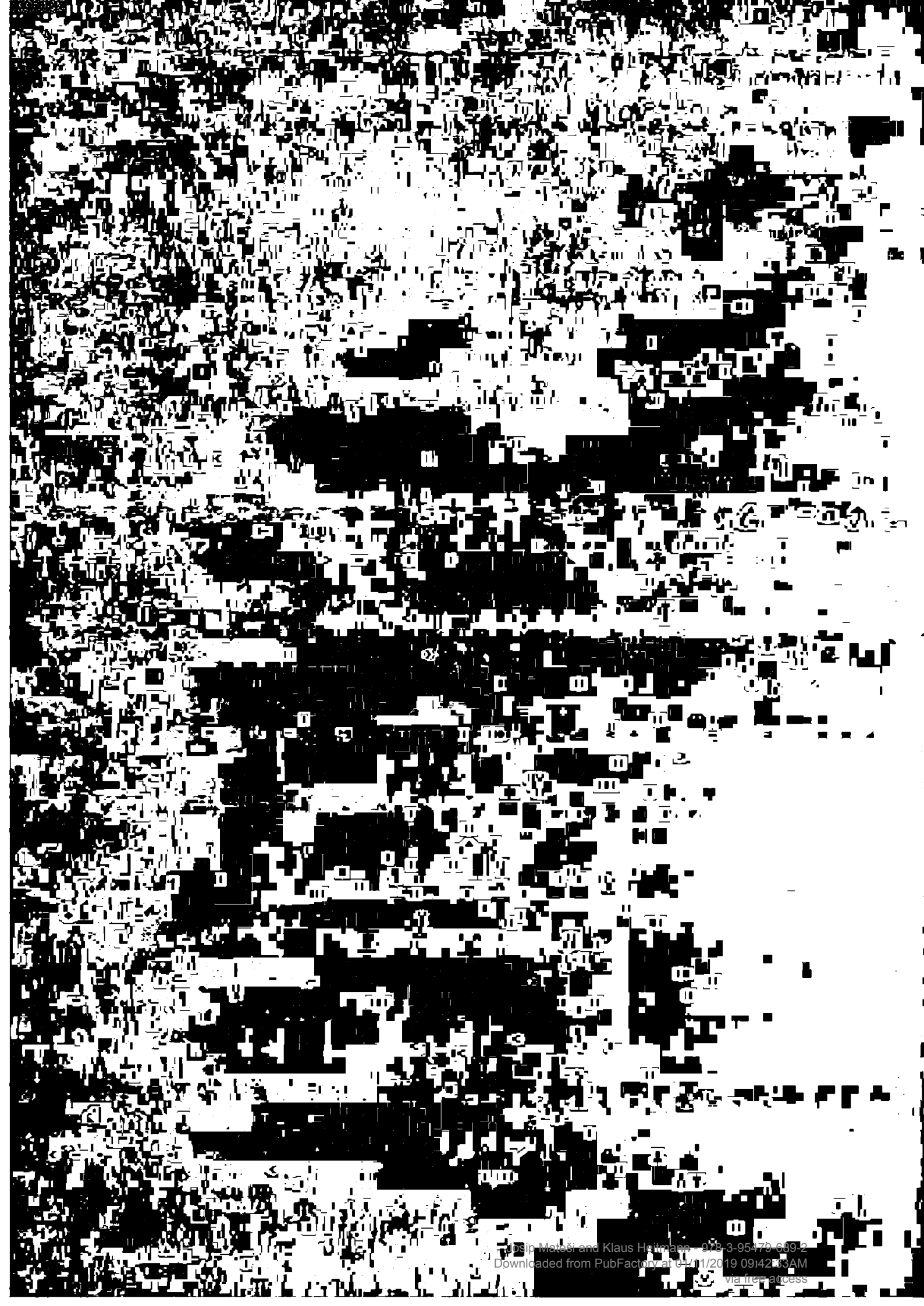
Für die Einordnung des Albanischen ins Indogermanische sind insbesondere seine Entwicklungsergebnisse von idg. *k* > alb. *th* und von idg. *g* > *dh* > bzw. *d* maßgeblich, wie z. B. in alb. *thom* ‚sage‘ (vgl. lat. *censeo*) und alb. *madh* ‚groß‘ (vgl. gr. $\mu\epsilon\gamma\alpha\varsigma$) bzw. alb. *dorë* ‚Hand‘ (vgl. gr. $\chi\epsilon\acute{\iota}\epsilon$), wodurch es als zur indogermanischen Gruppe der *satem*-Sprachen gehörig erkennbar wird; allerdings mit einer Entwicklung, wie sie sich im Thrakischen, Phrygischen und Armenischen wiederfindet. Auf die enge Verbindung dieser vier Sprachen hatte schon von Hahn hingewiesen (S. 303 ff.), wo er von einer „phrygisch-illyrisch-armenischen Verwandtschaft“ spricht (S. 302 und 263). Wenn nun auch seine Ortsnamens-Vergleiche wenig überzeugend sind, ist er doch auf der richtigen Spur. Stichhaltiger sind seine Hinweise auf Ähnlichkeiten in Trachten und Bräuchen, d. h. auf Gemeinsamkeiten in der Folklore.

Wenn man die Schriften von Hahns beurteilen will, ergibt sich, daß er nicht nur die albanische Grammatik und das albanische Lexikon vorstellt, sondern daß er dieser Sprache eine treffende Charakteristik mitgibt. Er deutet die Richtungen an, in denen die Albanologie ihre Forschungen anlegen muß: Die Albaner haben keinen eigenen Staat bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, aber gleichwohl eine „natürliche“ Staatlichkeit. Das Albanische hat deswegen auch keine präskriptive Norm; aber trotz der dialektalen Unterschiede ist die sprachliche Einheit unverkennbar und unverwechselbar. Trotz aller Wanderungen verschiedener Völker auf der Balkan-Halbinsel und der Albaner selbst gibt es genügend Gründe für die Annahme, daß ein Teil des heutigen Lebensraums der Albaner mit dem Ursprungsraum identisch ist, wie das ja auch für die Rumänen und die Aromunen gilt. Die Probleme der Kontinuität, des Autochthonentums und der Ethnogenese, die bei von Hahn angesprochen werden, sind auch solche der gesamten Balkanologie. Das betrifft auch seine Hypothese einer illyrisch-thrakisch-phrygisch-armenischen Sprachgemeinschaft, die auch heute für Substratforschungen in Anspruch genommen wird. Ein anderer balkanologischer Aspekt ist die gegenseitige Stütze von Sprachgeschichte, Ethnologie und Kultur in der vergleichenden Methode der genannten Einzelwissenschaften. Insofern ist die Kenntnis der Schriften von Hahns nicht nur für Albanologen, sondern auch für Balkanologen hilfreich, wenn nicht unentbehrlich.

Rupprecht Rohr

Literaturverzeichnis:

- Biondelli, B., *Colonie straniere d'Italia*, Mailand 1841; *Studi linguistici*, Mailand 1856.
- Bopp, Franz, *Das Albanische in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen* (Abh. d. Berliner Ak. d. Wiss.), Berlin 1854; Neudruck im Zentralantiquariat der DDR, Leipzig 1972.
- Crispi, Giuseppe, *Canti degli Albanesi di Sicilia*, Catania 1849.
- Dorsa, Vincenzo, *Sugli Albanesi, Ricerche e pensieri*, Neapel 1847.
- Dufresne, Charles (genannt Du Cange), *Histoire de l'empire de Constantinople sous les empereurs français*, Paris 1657; *Historia Byzantina*, Lyon 1680.
- Fallmerayer, Jakob Philipp, *Gesammelte Werke*, 3 Bde., 1861.
- Hahn, Johann Georg von, *Albanesische Studien*, Jena–Wien, 1853–1854.
- Hammer-Purgstall, Joseph Freiherr von, *Geschichte des Osmanischen Reiches*, 4 Bde., 2. Aufl. 1835–1836.
- Harff, Arnold von, *Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff von Cöln durch Italien, Syrien, die Türkei (1496–1499)*, Cöln 1860. Enthält die älteste albanisch (gegisch-)deutsche kleine Vokabelliste.
- Jokl, Norbert, *Studien zur albanischen Etymologie und Wortbildung*, Wien 1911; *Linguistisch-kulturhistorische Untersuchungen aus dem Bereich des Albanischen*, Berlin–Leipzig 1923.
- Masci, Angelo, *Discorso sull'origine, i costumi e lo stato attuale degli albanesi nel Regno delle due Sicilie*, Neapel 1847.
- Meyer, Gustav, *Kurzgefaßte albanesische Grammatik*, Leipzig 1888; *Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache (EWAS)*, Straßburg 1891.
- Miklosich, Fr., *Albanesische Forschungen*, Wien 1870–1871.
- Pekmezi, Georg, *Grammatik der albanesischen Sprache*, Wien 1908.
- Reinhold, Karl Heinrich Theodor, *Noctes pelasgicae vel symbolae ad cognoscendas dialectos Graeciae pelasgicas*, Athen 1855.
- Thunmann, Johann, *Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker*, Leipzig 1774.
- Weigand, Gustav, *Albanesische Grammatik im südgegischen Dialekt*, Leipzig 1913; *Albanesisch-deutsches und deutsch-albanesisches Wörterbuch*, Leipzig 1914.



Südosteuropa in deutschen geographischen Darstellungen (erste Hälfte des 19. Jahrhunderts)

1. *Der Raum, seine Abgrenzung und Bezeichnung*

1.1. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war der Großteil Europas von den Geographen bereits gut erforscht.

Man betrachtete Europa als einen selbständigen Kontinent, den man von Asien durch den Ural und das Kaspische Meer deutlich abgrenzen konnte. Aus diesem Grunde wurden Staaten wie die Türkei und Rußland in vielen geographischen Büchern zweimal behandelt: einmal als europäische Länder und dann als asiatische.

Schwierige Probleme gab es bei der Untergliederung des europäischen Kontinents. In Südeuropa war die Pyrenäische Halbinsel eine deutlich abgesonderte Einheit. Ein Gebirgszug im Norden bildete ihre Landesgrenze, und diesem Gebirgszug entlang verlief eine politische Grenze, die von großer Stabilität war. Die Apenninen-Halbinsel bezeichnete man als italienische Halbinsel oder als Alpenhalbinsel, weil sie im Norden von den Alpen begrenzt ist.

In Südosteuropa hatte sich zuerst durch den Vormarsch und dann durch den Rückzug der Osmanen die politische Grenze mehrfach verschoben, und weitere Verschiebungen erfolgten im 19. Jahrhundert. Besondere Schwierigkeiten hatte man und hat man z. T. noch heute bei der nördlichen und nordwestlichen Abgrenzung der Balkanhalbinsel. Es fehlten auch die erforderlichen mathematischen Angaben. Bei den Darstellungen der west- und zentraleuropäischen Gebiete konnten sich die Geographen bereits auf Messungen und statistisches Material stützen. Es war schwer, sich solche Angaben über das Osmanische Reich zu beschaffen. Die Autoren waren gezwungen, unsichere und stark schwankende Zahlen anzugeben. Manche schrieben: „Aber nur wenige drangen eigentlich in das Innere des Landes ein, das uns noch in der Mitte von Europa ein dunkles Land ist. Daher die Unwissenheit über jene Gegenden, die Strabo zwischen den Päonischen, Thrakischen, Illyrischen Alpen und der Donau, vom Schwarzen bis zum Adriatischen Meere das nördliche Griechenland nennt, die wir unter den Namen Bulgarien, Servien, Bosnien und dem nördlichen Albanien, Macedonien und Rumilien kennen. Daher auch hier die Ungleichheit in der Schilderung dieses Reichs, das Licht und die Finsternis, welche hier sich so scharf entgegenstellen müssen.“¹ „Daher auch unsere Unbekanntschaft mit dem Flächeninhalte des Landes...“² „Von der Schätzung der übrigen Provinzen Rumilien, Bulgarien, Servien, Bosnien ist keine bestimmte Angabe bekannt.“³ „Mehr durch die Geschichte der alten und mittleren Zeit berühmt als durch seine physicalische Beschaffenheit, die uns sehr unbekannt ist, nimmt der Hämus, der nach

¹ Ritter, C., Europa, ein geographisch-historisch-statistisches Gemälde. Zweyter Theil. Wohlfeilere Ausgabe. Frankfurt am Main. 1811. S. 183–184. Die Orthographie der Autoren wurde beibehalten.

² Ritter, C., a. a. O., S. 184.

³ Ritter, C., a. a. O., S. 184.

Browne nur gegen 3000 F. hoch ist, eine kleinere Strecke, 5 Breitengrade, ein.“⁴ „Im Einzelnen bleiben noch folgende genauere Erörterungen übrig: 1) die Höhenbestimmungen... 2) genaue Kenntnis der Natur einzelner Gegenden. In diesen beiden Hinsichten kennen wir nicht einmal Europa überall genau, z. B. beim Hämus.“⁵ „Im S. der Donau wissen wir wenig über die Gebirge Kroatiens, Bosniens, Serbiens und Bulgariens.“⁶ „Türkei. Größe sehr verschieden von 8400 bis 11,000 Q. M. angegeben.“⁷ „Die Einwohner, deren Zahl sich übrigens schwer bestimmen läßt, und auf 7 bis 12 Mill. angegeben wird...“⁸

1.2 Als ‚Balkan‘ bezeichnete man ursprünglich den östlichen Teil des Balkengebirges, das im Altertum als ‚Hämus‘ bekannt war. Die Bezeichnung ‚Balkan‘ wurde auf das ganze Gebirge ausgedehnt, das heute auch unter dem Namen ‚Stara Planina‘ bekannt ist.

In Analogie zu den anderen zwei südeuropäischen Halbinseln, die im Norden von einem Gebirgszug begrenzt sind, entstand die Tendenz, auch das Balkengebirge als nördliche Abgrenzung der dritten südeuropäischen Halbinsel anzunehmen.

1.3 Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts befand sich die Geographie an einem Wendepunkt. Zu der im 18. Jahrhundert üblichen Darstellung nach Staatsgebilden, deren Größe von den ständig wechselnden Staatsgrenzen bestimmt waren (Staatsgeographie), trat allmählich eine neue Darstellungsmethode nach natürlich vorgegebenen Räumen hinzu. Gebirgszüge und Gewässer bildeten hier die natürlichen Grenzen dieser Räume.

In Deutschland wurde diese Methode von *Gatterer* eingeführt, aber nicht konsequent angewandt. *Gatterers* Buch ist wichtig, weil es einen Einfluß auf die folgende Generation von Geographen ausübte. Daher ist es für das Verstehen mancher Gliederungen unerläßlich. Das betrifft auch die hier behandelten Räume Südosteuropa und Balkanhalbinsel.

*Gatterer*⁹ teilte Neu-Europa in West- und Osteuropa ein, weiter unterteilte er Osteuropa oder das Slavisch-Türkische Europa wie folgt:

„A) SLAVISCHE LÄNDER:

1. Nordkarpathische:

a) Polen

b) Rußland

2. Südkarpathische, oder Ungrische Länder.

B) TÜRKISCHE LÄNDER:

1. Oßmannisch türkische Länder:

a) Nordhämus-Länder.

⁴ *Ritter, C.*, a. a. O., S. 187.

⁵ *Zeune, A.*, Erdansichten oder Abriss einer Geschichte der Erdkunde vorzüglich der neuesten Fortschritte in dieser Wissenschaft. Berlin 1815. S. 87–88.

⁶ *Zeune, A.*, Gea. Versuch, die Erdrinde sowohl im Land- als Seeboden mit Bezug auf Natur- und Völkerleben zu schildern. 3. Aufl. Berlin 1830. S. 255.

⁷ *Volger, W. F.*, Handbuch der Geographie. Zweiter Theil. 3. Aufl. Hannover 1833. S. 70.

⁸ *Volger, W. F.*, a. a. O., S. 74.

⁹ *Gatterer, J. C.*, Abriß der Geographie. Göttingen 1775. S. 141–143.

- α) Norddonauische Länder, oder:
 - (1) Moldau
 - (2) Wallachey
- β) Süddonauische Länder:
 - (1) Bulgarien
 - (2) Servien
 - (3) Bosnien, nebst einem Stücke von Dalmatien
- b) Südhämus-Länder:
 - α) Rumili oder Romanien
 - β) Macedonien
 - γ) Albanien
 - δ) Griechenland
 - (1) Janna
 - (2) Livadien
 - (3) Morea

2. Krimischtürkische oder Tatarische Länder.

Aus dieser Gliederung geht eindeutig hervor, daß *Gatterer* das Balkengebirge als Ordnungsfaktor in seiner Systematik der Donau übergeordnet hat. Die Donau bleibt jedoch in der Untergliederung als Trennungslinie zwischen den Karpaten und dem Hämus.

1.4 *Gatterers* Untergliederung Osteuropas ist von anderen in irgendeiner Form übernommen worden, vor allem die horizontale Teilung durch die Karpaten, die Donau und den Hämus. Die Untergliederung zeigt, daß *Gatterer* den Hämus als Nordgrenze nicht nur von Romanien (d. i. von Thrakien), sondern auch von Makedonien und Albanien ansetzte bzw. als Südgrenze Bulgariens, Serbiens, Bosniens und Dalmatiens. Die Gesamtheit seiner ‚Südkarpathischen, oder Ungrischen Länder‘ und ‚Oßmannisch türkischen Länder‘ entspricht ungefähr dem heutigen Südosteuropa ohne Slovenien.

In seiner Unterteilung Alt-Europas faßt *Gatterer* als Hämusländer Dacia, Moesia, Illyricum nebst Dalmatia, Thracia, Macedonia, Epirus und Graecia zusammen. Pannonia gehört zu den Alpischen Ländern.¹⁰ Da in *Gatterers* Klassifikation der Länder Südosteuropas der Hämus die Hauptrolle spielt, wird im weiteren die Europäische Türkei als politisches Gebilde ebenfalls in Südhämus-Länder und Nordhämus-Länder unterteilt.¹¹ Über die drei Halbinseln Südeuropas schreibt *Gatterer*: „... wenn gleich... die Halbinseln mehr als ein Land begreifen, wie die Pyrenäische oder Portugal und Spanien, wie Italien, wie Rum-Ili mit Griechenland, welche 3 Halbinseln durch 3 Gebirge von der ganzen übrigen Flußwelt abgesondert sind...“¹²

Auch unter den Flußgebieten erwähnt er die „Rumilischen“ und die „Griechenländischen“ als eine geographische Einheit.¹³ Er sagt nicht explizite, wo die Nord-

¹⁰ *Gatterer, J. C.*, a. a. O., S. 165–166.

¹¹ *Gatterer, J. C.*, a. a. O., S. 569–574.

¹² *Gatterer, J. C.*, a. a. O., S. 79.

¹³ *Gatterer, J. C.*, a. a. O., S. 83.

grenze der dritten Halbinsel liegt, aus der Darstellung der Wasserscheide geht aber hervor, daß die Halbinsel Rum-Illy mit Griechenland seinen Südhämus-Ländern entspricht: „Im Norden des Hämus, der heutzutage Balkan oder Tschengje heist, und der andern, westwärts mit dem Hämus zusammenhängenden Gebirge ist überall Abhang gegen die Donau und ihr nach; im Süden aber gegen die anstossenden Meere.“¹⁴

1.5. *Gaspari*¹⁵ und *Stein*¹⁶ unterscheiden sich kaum von *Gatterer*. Auch sie teilen die Länder südlich der Karpaten in ungarische und türkische ein. Letztere werden dann in Länder nördlich des Hämus und in Länder südlich des Hämus unterteilt. Über den Hämus schreibt *Gaspari*: „Das vornehmste Gebirge ist der Hämus, der vom Schwarzen Meere sich westlich zieht, dann südwärts die starken Aeste, Rhodope, den östlichen, und Pangäus von sich streckt, und das Gebirge Scardus, mit der östlich vom Adriatischen Meere laufenden Gebirgskette zusammenhängt . . .“¹⁷ Bei *Stein* findet man: „Von den Alpen laufen ostwärts mehrere Reihen aus, durchschneiden Süddeutschland, und beugen sich zum Theil längs dem adriatischen Meer bis an die Küsten des mittelländischen Meers hinab. Von diesem läuft ostwärts im N. der europäischen Türkei das Gebirge Hämus bis ans schwarze Meer.“¹⁸

Solche Ansichten sind nicht neu, denn auch früher betrachtete man den Hämus als eine Bergkette zwischen den beiden Meeren (Catena mundi). Die alte Vorstellung paßte sehr gut zu den neuen Auffassungen von den natürlichen Grenzen in der Geographie.

1.6. In der Geschichte der Geographie wird *August Zeune* als Schöpfer des Ausdrucks ‚Balkanhalbinsel‘ bezeichnet (vgl. hier 2.2.). Er schreibt: „Wir theilen nun Europa in Rücksicht auf Länder- und Völkerkunde so ein:

I. Südeuropa.

- 1) Pirenäenhalbinsel – Spanien und Portugall.
- 2) Alpenhalbinsel – Italien.
- 3) Balkanhalbinsel – Griechenland.

II. Mitteleuropa.

- 4) Karpatenland – Ungarn mit anderen slavischen Ländern.“¹⁹

Es folgen Teutschland, Dänemark und andere Länder. In dieser Übersicht wird die Europäische Türkei nicht erwähnt. Weiter beschreibt *Zeune* die Balkanhalbinsel näher: „Im Norden wird diese Halbinsel von dem übrigen Europa durch den langen Gebirgszug des Balkan oder ehemals Mons Albanus, Scardus, Hämus, geschieden, welcher nordwestlich bei der kleinen Halbinsel Istrien mit den Alpen zusammenstößt, und östlich zum schwarzen Meere in zwei Armen sich verliert . . . die südlichste

¹⁴ *Gatterer, J. C.*, a. a. O., S. 567.

¹⁵ *Gaspari, A. C.*, Lehrbuch der Erdbeschreibung zur Erläuterung des neuen methodischen Schul-Atlases. Zweyter Cursus. 3. Aufl. Weimar 1799. S. 103.

¹⁶ *Stein, C. G. D.*, Stein's Handbuch der Geographie nach den neuesten Ansichten für die gebildeten Stände, Gymnasien und Schulen. II. Theil. Leipzig 1808. S. 10.

¹⁷ *Gaspari, A. C.*, a. a. O., S. 460.

¹⁸ *Stein, C. G. D.*, a. a. O., S. 8.

¹⁹ *Zeune, A.*, Gea. Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung. Berlin 1808. S. 32.

(d. h. Insel) ist die größte, Kandia oder Kreta . . .“²⁰ Und: „Zwei Völkerstämme sind zu unterscheiden, die Ureinwohner oder Griechen und die eingewanderten Eroberer oder Türken, jene gleich den Italienern mit heiterem, diese den Spaniern ähnlich mit ernsterem Anstrich.“²¹

Im weiteren gibt *Zeune*²² eine Liste von Städten auf der Balkanhalbinsel. Dazu gehören Stribul, Saloniki, Kandia, Spalatro (heute Split), Ragusa (heute Dubrovnik), Skutari, Durazzo, Athinia (d. i. Athen) u. a. *Zeunes* Balkanhalbinsel umfaßt zwar auch dalmatinische Städte, er erwähnt aber nicht die dortige Bevölkerung, die weder griechisch, auch nicht im religiösen Sinne, noch türkisch sein konnte.

Es ist klar, daß *Zeune* die Länder nördlich des Balkans zu Mitteleuropa zählte. Über das Karpatenland schreibt er: „Dieses große Donauthal wird südlich von dem Balkan begrenzt, welcher sich westlich durch die Kärnischen und Salzburger Alpen und den Kahlenberg an die Donau, und östlich bis ans schwarze Meer zieht; . . . Da die Karpaten nicht bis an das schwarze Meer streichen, so giebt das Thal des Dniestr, der von den Karpaten bis ins schwarze Meer fließt, die übrige natürliche Grenze gen Norden.“²³

Es ist bemerkenswert für die methodologische Einstellung *Zeunes*, daß er den Dniestr als natürliche Grenze akzeptiert, weil es dort kein Gebirge gibt. Zu den hier aufgezählten Städten²⁴ gehören u. a. Sofia, Posony oder Preßburg, Grätz (d. i. Graz), Akirman (russisch Akkerman, heute Belgorod Dnestrowskij), Laibach oder Lublana, Klagenfurt, Ödenburg, Karlstadt (heute Karlovac). Die angeführten Städte befinden sich etwa an den Rändern von *Zeunes* Karpatenland. Merkwürdigerweise fehlen Wien und Wiener Neustadt, die östlich der Alpen bzw. des Kahlenbergs liegen.

1.7. Einige Jahre später schrieb *Zeune* über seine 1808 erschienene Arbeit: „Ich nahm dabei die Hauptgebirge und Hauptflüsse zum Theilungsgrunde, und machte dabei, da auch wirklich die Völker zwischen Hauptgebirgen sich gerne festsetzen, jedes Land so groß, daß es gewöhnlich ein Hauptvolk enthielt, so daß z. B. Europa an folgende Länder zerfiel:

I. Südeuropa, 1) Pirenäenhalbinsel – das Land worin sich schon in grauer Vorzeit das hispanische Volk festgesetzt hatte; 2) Alpenhalbinsel – das Land der Italier oder Welschen; 3) Balkanhalbinsel – das Land der Griechen, jetzt auch Türken.

II. Mitteleuropa, 4) Karpatenland – das Land der Ungarn, Wallachen und einiger slavischen Stämme, südlich von dem Balkangebirge, westwärts von dem Höhenzuge der Alpen, der das Gebiet der Sau und Drau begrenzt, d. h. von den salzburgischen und steierschen Alpen bis zu den Leitrahöhen an der Donau . . .“²⁵

Gegenüber 1808 hat *Zeune* die zu den drei Halbinseln gehörenden Ländernamen durch Völkernamen ersetzt. Außerdem hat er die westliche Abgrenzung des Karpa-

²⁰ *Zeune*, A., a. a. O. (1808), S. 53–54.

²¹ *Zeune*, A., a. a. O. (1808), S. 55.

²² *Zeune*, A., a. a. O. (1808), S. 56–59.

²³ *Zeune*, A., a. a. O. (1808), S. 59–60.

²⁴ *Zeune*, A., a. a. O. (1808), S. 61–64.

²⁵ *Zeune*, A., a. a. O. (1815), S. 93–94.

tenlandes vom Kahlenberg auf das Leitra-Gebirge verschoben und dadurch die natürliche Grenze etwas nach Osten verlegt. Wien und Wiener Neustadt liegen jetzt tatsächlich außerhalb des Karpatenlandes. Auf der nächsten Seite schreibt *Zeune*: „Aber z. B. Karpatenland ist sehr unbestimmt, indem darunter eben so gut Polen (Nordkarpatenland), als Ungarn (Südkarpatenland) verstanden werden kann, und in beiden wieder die übrigen Grenzen nicht bestimmt sind. Wenn also in meiner Abtheilung Südeuropa bleiben könnte, so müßte Mitteleuropa so benannt sein: 4) Land zwischen Balkan, Alpen und Karpaten.“²⁶

In dieser Arbeit bespricht *Zeune* auch einige geographische Neuerscheinungen, z. T. polemisiert er gegen die Verfasser. Daraus ersieht man, daß manche Autoren die Bezeichnung Balkanhalbinsel bereits verwenden. Über *Heusingers* Atlas schreibt *Zeune*: „Handatlas über alle bekannte Länder des Erdbodens. Nach einer auf Naturgrenzen beruhenden Darstellung der Länder entworfen; . . . Nebst Repertorium, herausgegeben von Heusinger, Prof. . . . zu Dresden (1809 n. Chr.).“²⁷

„In Hinsicht der einzutragenden Gegenstände macht er Gebirge zur Nebensache, dagegen Flüsse zur Hauptsache.“²⁸

Zeune wirft *Heusinger* noch verschiedene andere Mängel vor und bedauert, daß dieser so wenig geleistet habe. *Zeune* erwähnt aber etwas nicht, was die Balkanhalbinsel betrifft und sonst auch in der Geschichte der Geographie unbeachtet geblieben ist. Auf Karte Nr. 14 steht bei *Heusinger* die Legende: „Die östliche Halbinsel des Mittelländischen Meeres bis zur Save und Donau, sonst Graecia, Macedonia, Thracia etc. jetzt die Europäische Türkei.“ In *Heusingers* Repertorium (S. 35) steht: „4) die östliche Halbinsel des mittelländischen Meers, oder die Balkan-Halbinsel, von dem sie durchstreichenden Gebirge so genannt.“

Das bedeutet, daß *Heusinger* die Nordgrenze der Balkanhalbinsel an die Save und Donau verlegt hat, so daß die Halbinsel das damalige Territorium der Europäischen Türkei (ohne die Tributländer Walachei und Moldau) umfaßte. Gerade durch die neue Nordgrenze wirkt *Heusinger* sehr modern, denn auch heute werden von vielen Geographen die Save und die Donau als nördliche Abgrenzung angenommen. Manche spätere Autoren verwendeten auch die Gleichsetzung Balkanhalbinsel = Europäische Türkei. Weiter bespricht *Zeune*: „Über Geographie, Ethnographie und Statistik – von *Rommel*, Dr. und Prof. zu Marburg (1810 n. Chr.) . . . Bei der Erdbeschreibung hat der Hr. Verf. in der Hauptsache meine Eintheilung der Länder angenommen, und nur bisweilen eine Änderung in der Ordnung, Benennung und Einschaltung der Länder vorgenommen . . . 6) Balkan- oder Hämusland, auch Süd-Ister-Land, 7) Karpaten-Land, auch Nord-Ister-Land . . . Man sieht, Hr. *Rommel* hat, wie Herr *Heusinger*, eine Vorliebe nach Flüssen zu bestimmen.“²⁹

Ister ist der alte Name der Donau. Somit hat *Rommel* die Bezeichnung Balkanland an erster Stelle und die Nordgrenze wie *Heusinger*. Selbst wenn man annimmt, daß er die Bezeichnung und die Nordgrenze von anderen übernommen hat, so entspricht seine Kombination beider der heutigen Vorstellung von der Balkanhalb-

²⁶ *Zeune*, A., a. a. O. (1815), S. 95.

²⁷ *Zeune*, A., a. a. O. (1815), S. 100.

²⁸ *Zeune*, A., a. a. O. (1815), S. 101.

²⁹ *Zeune*, A., a. a. O. (1815), S. 102–103.

insel. Die Arbeiten *Heusingers* und *Rommels* zeigen, daß unmittelbar nach dem Erscheinen von *Zeunes* ‚Gea‘ andere Geographen sich nicht verpflichtet fühlten, die Priorität der Gebirgszüge vor den Flüssen als Klassifikationsfaktor in allen Fällen zu akzeptieren.

1.8. In einer später erweiterten Auflage der *Gea* schrieb *Zeune* über die Balkanhalbinsel: „Balkanhalbinsel, Sitz des hellenischen Volkes mit Türken und Slaven vermischt, Hellas und Türkei.“³⁰ „Die Hauptbevölkerung machen die Griechen oder Hellenen aus . . . ungefähr 4 Mill. welche an der ganzen O. und S. Küste dieses Landes wohnen. An der NW. Küste mögen vielleicht ½ Mill. Slaven (Serben oder Illyrer) angesiedelt sein. Ungefähr gegen 2 Mill. mögen nur wirkliche Türken sein . . .“³¹

- „1) Östreichisches Königreich Dalmazien;
- 2) Türkisches Reich in Europa:
 - a) Arnaut oder Albanien (einst Epirus);
 - b) Thessalien;
 - c) Makedonien;
 - d) Thrakien;
- 3) Griechischer Freistaat:
 - a) griechische Halbinsel (Morea oder Peloponnesos);
 - b) griechisches Festland (Hellas);
 - c) griechische Inseln;
- 4) ionische Inseln der Briten.“³²

Gegenüber früheren Arbeiten bringt *Zeune* hier nur eine neue Anordnung der Länder auf der Balkaninsel, die Grenzen der Halbinsel hat er nicht geändert. Als nördlichste Stadt in Dalmatien hat man jetzt Fiume (heute Rijeka) und als südlichste Cattaro (heute Kotor).³³

Das Land zwischen Balkan und Karpaten ist in der neuen Auflage kleiner geworden. Die Grenze im Westen bilden die Vorposten der julischen und norischen Alpen.³⁴ Gegenüber 1808 fehlen jetzt auf der Liste der Städte Graz, Klagenfurt, Laibach und Akkerman.³⁵ Die Stadt Graz gehört zusammen mit der österreichischen Steiermark zum Land zwischen Alpen und Weichselland, ebenfalls Klagenfurt mit Kärnten und Laibach mit Krain.³⁶ Akkerman gehört zur Sarmatischen Ebene.³⁷

Hier mußte *Zeune* ausführlicher behandelt werden, weil er seinerzeit in geographischen Kreisen bekannt war. Er wird auch heute oft erwähnt, gerade in Zusammenhang mit der Balkanhalbinsel, manchmal interpretiert man ihn aber nicht richtig. In der Brockhaus-Enzyklopädie steht: „Der Begriff Balkanhalbinsel wurde 1808 von dem Berliner Geographen A. *Zeune* geprägt. Er verstand darunter Bulgarien,

³⁰ *Zeune*, A., a. a. O. (1830), S. 190.

³¹ *Zeune*, A., a. a. O. (1830), S. 241.

³² *Zeune*, A., a. a. O. (1830), S. 242–249.

³³ *Zeune*, A., a. a. O. (1830), S. 242–243.

³⁴ *Zeune*, A., a. a. O. (1830), S. 250.

³⁵ *Zeune*, A., a. a. O. (1830), S. 257–263.

³⁶ *Zeune*, A., a. a. O. (1830), S. 280–281.

³⁷ *Zeune*, A., a. a. O. (1830), S. 362.

Makedonien, Albanien und Griechenland in der Vorstellung, daß der Balkan für diese Länder eine ähnlich bedeutungsvolle Rolle spiele wie der Apennin für die Italien-Halbinsel. Obwohl an dieser Begriffsprägung verschiedentlich Kritik geübt wurde, ist der Name in Ausdehnung auf große Teile Jugoslawiens und den europ. Teil der Türkei (Türkisch-Thrakien) in die Geographie eingegangen.“³⁸

Aus den obengenannten Stellen aus *Zeunes* Arbeiten geht klar hervor, daß er nur das heutige Südbulgarien als Teil Thrakiens, aber auch Südostthrakien (Türkisch-Thrakien) eindeutig zur Balkanhalbinsel zählte, denn Thrakien liegt südlich des Balkangebirges. Außerdem war das vergleichbare Gebirge in Italien für ihn nicht der Apennin, sondern die Alpenkette, daher verwendet er die Bezeichnung ‚Alpenhalbinsel‘ (vgl. hier 1.6.).

Zeunes Vorstellung von dem Territorium der Balkanhalbinsel wurde im 20. Jahrhundert wieder aktuell, allerdings in einem anderen Sinne. Ohne *Zeune* zu erwähnen, versuchen manche Geographen festzustellen, ob Dalmatien und die südlich der Balkanlinie liegenden Gebiete eine Klima- und Vegetationszone mit eigenen Merkmalen bilden, die verschieden ist vom übrigen Teil der Halbinsel.

1.9. Hier noch andere Meinungen über die Grenzen und Bezeichnungen der Balkanhalbinsel und Südosteuropas: „Türkei . . . Gränzen sind im N. Kroatien, Slavonien, Ungarn, Siebenbürgen, Bukowina und Rußland, in W. Kroatien, Dalmatien . . . Das ganze Land bildet eine von vielen Gebirgen durchschnittene Halbinsel . . .“³⁹ „Ein gewaltiger Gebirgswall durchschneidet das Land in zwei ziemlich gleiche Theile (Bosnien, Serbien, Bulgarien, Wlachei und Moldau in N.; Rumili, Mazedonien, Albanien und Thessalien in S.) und bildet, wie die Alpen, auch hier die Gränze zwischen Süd- und Mitteleuropa.“⁴⁰ „Die Gebirge der griechisch-türkischen Halbinsel, für welche ein gemeinschaftlicher Name fehlt, stehen mit den Ausläufern der Ostalpen in Verbindung . . .“⁴¹ „Außer dem Südosten von Europa oder der Türkei . . .“⁴² „Unter den 3 großen Halbinseln Südeuropas hat die europäische Türkei offenbar die glücklichste Weltstellung . . . Die Bodenverhältnisse der großen, vielgliederten Halbinsel, deren bedeutendsten Theil die europäische Türkei einnimmt, sind leider noch so wenig bekannt . . .“⁴³ „Die Türken, ein aus Asien nach Europa gekommener Tartarenstamm, haben dem Lande, welches zuweilen auch Balkan oder olympische Halbinsel genannt wird, den Namen Türkei und Osman, einer ihrer Anführer, den „osmanisches Reich“ gegeben . . . Das ganze Land bildet eine von vielen Gebirgen durchschnittene Halbinsel . . . Die bemerkenswerthesten Gebirge des Landes sind, außer den Karpathen, die sich im N. mit dem Rothenthurmpaß u. Eisernenthorpaß endigen, die dinarischen Alpen, welche sich . . . mit dem zweiten Hauptgebirge, dem waldigen, 3–4000 Fuß hohen Balkan oder Hämus

³⁸ Brockhaus-Enzyklopädie, Bd. 2. 19. Aufl., 1987. S. 513.

³⁹ Volger, W. F., a. a. O., S. 70.

⁴⁰ Volger, W. F., a. a. O., S. 71.

⁴¹ Stein, C. G. D., Stein's Handbuch der Geographie und Statistik für die gebildeten Stände. Nach den neuesten Ansichten bearbeitet von F. Hörschelmann. 6. Aufl. Bde. 1–3. Leipzig 1833–1834. 1., S. 55.

⁴² Stein, C. G. D., a. a. O. (1833–1834), 1., S. 59.

⁴³ Stein, C. G. D., a. a. O. (1833–1834), 3., S. 3–4.

verbinden. Dieser erfüllt das Terrain der Türkei als ein wildes Gebirge voll Schluchten und Abgründe, zieht sich in südöstl. und östl. Richtung, durchschneidet die ganze Halbinsel in zwei ziemlich gleiche Theile, bildet wie die Alpen, auch hier die Grenze zwischen Süd- und Mitteleuropa und endet, nachdem er einen Zweig nach S. abgesendet, im schwarzen Meere mit dem Cap Emineh.“⁴⁴ „Die griechische Halbinsel. Die Grenzen: . . . im N. das feste Land, auf einer 150 M. langen Linie, die man von dem Golf von Quarnero bis zu den Mündungen der Donau zieht.“⁴⁵ Und: „Die griechischen Inseln. a. Die dalmatischen Inseln ziehen längs der Nordwestküste als eine Reihe langgestreckter Inseln im adriatischen Meere, vom Golf von Quarnero gegen S. bis zur Cattaro-Bucht.“⁴⁶ „Der Balkan und die Landschaft Bulgarien. Von den Quellen der Maritza und des Isker zieht der Balkan, d. h. Waldgebirge, als ein 2000' bis 3000' h. plateauartiger Gebirgszug, von W. gegen O. bis zum schwarzen Meere.“⁴⁷ „Der Nordrand Macedoniens wird von Spalten durchsetzt, deren Richtung von N. nach S. geht. Dieselben sind nach *Boué* so tief und die Bergebene ist so niedrig im Vergleich zu den westlichen und südlichen Ketten, daß Reisende, welche sich von der nördlichen nach der südlichen Türkei begeben, bei dem Passiren dieser, bisher für eine Alpenkette gehaltenen Höhen kaum irgend ein Ansteigen bemerken . . . Diese Engpässe kann man das Thor von Macedonien nennen. Auf einer Strecke von 2. M. kommt man aus einer Region, wo keine Rebe gedeiht, in ein tiefer gelegenes Land, das mit schattigen Wallnußbäumen und trefflichen Weinbergen bedeckt ist, und von da in die Ebene von Uskub (heute Skopje), deren Klima im Verhältnis zur Ebene von Pristina ein heißes genannt werden muß . . .“⁴⁸ In diesen geographischen Darstellungen ist die Nordgrenze der Balkanhalbinsel entweder identisch mit der Staatsgrenze der damaligen Europäischen Türkei, oder man hat eine gedachte Linie. In beiden Fällen hat man eine Abkehr von der Geographie natürlicher Räume. In den ersten drei Darstellungen stellt man eine Rückkehr zur Staatengeographie fest. Bei *Völter's* Luftlinie gehört die Walachei zur Balkanhalbinsel, nicht aber die Moldau.

Völter, der sich auf *Boué's* Arbeit stützt, teilt bereits die neue Erkenntnis mit, daß es keine ununterbrochene Alpenkette vom Schwarzen Meer bis zur Adria gibt. Es werden auch die Klima- und Vegetationsunterschiede erwähnt, eine neuentdeckte Scheidelinie zwischen Nord und Süd (vgl. hier 1.8.).

Die Bezeichnungen der Halbinsel schwanken, es gibt aber keine Diskussion darüber. Für *Stein* ist die Europäische Türkei eine Halbinsel und zugleich Südosten von Europa. Andererseits wird die Ansicht weiter tradiert, daß der Balkan die Grenze zwischen Süd- und Mitteleuropa bildet. *Zeunes* Vorstellung vom westlichen Verlauf der Balkankette und die daraus resultierende Zuordnung Dalmatiens zur Balkanhalbinsel wird nicht übernommen. *Zeune* selbst kannte den Atlas von Buache, wo dieser Verlauf so gezeichnet ist, im Gegensatz zur alten Vorstellung von der Catena Mundi von Meer zu Meer.

⁴⁴ *Weitershausen*, C., Lehrbuch der Geographie mit besonderer Rücksicht auf den Vortrag in Kriegsschulen. Darmstadt 1835. S. 814–815.

⁴⁵ *Völter*, D., Allgemeine Erdbeschreibung. Eßlingen 1846. S. 323.

⁴⁶ *Völter*, D., a. a. O., S. 336.

⁴⁷ *Völter*, D., a. a. O., S. 559.

⁴⁸ *Völter*, D., a. a. O., S. 561.

2. *Synonymie der Bezeichnungen*

2.1. Bereits oben kamen wiederholt Synonyma für den gleichen Ort vor. Die Erklärung für die umfangreiche Synonymie der geographischen Bezeichnungen in Europa ist einfach. Auf dem europäischen Kontinent gibt es zahlreiche Orts- und Gewässernamen, die seit der Antike überliefert sind. Träger dieser Überlieferung war durch Jahrhunderte die lateinische Tradition. Durch die Sprachentwicklung entstanden neue Varianten der alten Namen, so z. B. Monachium–München, Roma–Rom u. ä. Durch Bevölkerungs- und Grenzverschiebungen kamen auch neue Namen auf, die dann neben den alten standen oder diese sogar verdrängten, so z. B. Konstantinopolis–Istanbul.

Die Geographie, die auch in der lateinischen Tradition wurzelt, mußte in vielen Fällen die historischen Namen berücksichtigen und weiter tradieren, um den Zusammenhang mit der Vergangenheit nicht zu zerreißen, denn auf historischen Karten und in alten geographischen Beschreibungen findet man nur die alten Namen. Bei der Darstellung mehrsprachiger Gebiete, wo verschiedene Völker miteinander lebten und wo es eine Synonymie der geographischen Bezeichnungen aus diesem Grunde gab, standen die Geographen vor der Wahl, nur den einen Namen anzugeben oder auch die anderen, falls sie diese kannten. Ein weiteres Problem war die Reihenfolge der Synonyma. Am einfachsten war es, wenn in der Sprache des Verfassers, in unserem Falle Deutsch, und in der lebenden Fremdsprache nur eine Form bekannt war, d. h., es gab keine Synonymie auf synchronischer Ebene. Beispiele dafür sind Macarsca, Travnik, Mostar, Wischegrad, Zwornik, Banialuka, Brod, Timok, Vidin, Warna, Maritza u. a. Die Orthographie konnte natürlich schwanken, weil es keine Regelungen gab. Bei Namen wie Ragusa/Dubrovnik wurde die amtliche und im Westen gut bekannte Bezeichnung Ragusa bevorzugt. Etwaige historisch überlieferte Namen konnten angegeben werden, waren aber für einen zeitgenössischen Leser nicht unbedingt wichtig, z. B. für einen Reisenden, für einen Kaufmann oder für den Schulunterricht. Daher findet man selten Erklärungen wie: Warna einst Odessos.

In manchen Fällen gibt es Varianten, die sich nur in den Suffixen oder nur in einem Laut voneinander unterscheiden, so z. B. Drau und Drave, Bosnien und Bosna, Ungarn und Ungern; Bulgarien (meist so) und Bulgarei (selten, etwa in Verbindung mit und in Analogie zu Walachei), Servien und Serbien u. a. Völlig verschieden voneinander sind Synonyma, wie z. B. Preßburg und Posoni (aber nicht Bratislava), Agram und Zagreb/Sagrab u. a. Während bei Ortsnamen ungarische Varianten immer wieder vorkommen, sind sie bei Ländernamen ausgesprochen selten, so z. B. Siebenbürgen oder Erdély Ország.

Übersetzte Bezeichnungen kommen nur gelegentlich vor, so z. B. Griechisch Weissenburg für und neben Belgrad. Durch den Zusatz ‚Griechisch‘ wird dieser Ort von anderen unterschieden, die auch ‚Weissenburg‘ heißen. Die Übersetzung ‚Schwarzes Meer‘ ist normal.

Die deutschen Geographen bevorzugten eindeutig die deutschen oder die international geläufigen Bezeichnungen. Daher verwendete man für die Hauptstadt der Türkei meistens den traditionellen Namen Konstantinopel, ebenso Belgrad und Semlin und nicht die ortsüblichen Beograd und Zemun. Montenegro ist die normale Form und Czernagora eine große Seltenheit.

2.2. Die Frage, warum *Zeune* die Bezeichnung ‚Balkanhalbinsel‘ einführt und nicht ‚Hämushalbinsel‘ gebrauchte, kann durch seine eigene Methode in Gea 1808 erklärt werden. Er war bemüht, und das gelang ihm in den meisten Fällen, die seinerzeit offizielle ortsübliche Bezeichnung zu verwenden. Wenn er Synonyma anführt, dann steht wiederum diese Bezeichnung an erster Stelle. Daher findet man in seiner Gea: Lisboa (Lisabon); Napoli ehemals Neapolis; Venezia oder Venedig; Milano oder Mailand ehemals Mediolanum; Firenze, Florenza sonst Florentia; Trieste sonst Tergeste; Balkan oder ehemals Mons Albanus, Scardus, Hämus; die Czernagora oder Montenegro; Stambul, ehemals Byzantium und nachher Konstantinopolis; Edrene, sonst Adrianopolis; Felibe, sonst Filippopolis; Kandia, sonst Herakleon; Ragusa, sonst Epidaurus; nur Bukurescht; Posony oder Preßburg; Mayence, Mainz, sonst Moguntium; Geneve, Genf, sonst Geneva; Treves, Trier, sonst Augusta Trevirorum; Aix la Chapelle, Aachen, sonst Aquä; Moskwa, Moskau; Warszawa, Warschau.⁴⁹ Man sieht, daß er sogar bei deutschen Städten die damalige offizielle französische Bezeichnung verwendet. Das ist keine Gallomanie, denn er war entschieden gegen diese eingestellt.

Gatterer zeigte die Neigung, gelegentlich die ortsübliche Bezeichnung zu verwenden, so z. B. Venedig, Genova, Florenz, Napoli, Mayland, Geneve, Warschau, Preßburg, Kahira oder Cairo, Balaton oder Plattensee, Monte Santo oder Athos, Lemberg oder Lwow; Wardari oder Axios (d. i. heute ortsüblich Vardar); Monte Negro, in der Landessprache Tschernagora. Die Beispiele zeigen, daß *Gatterer* nicht konsequent ist, auch nicht in der Reihenfolge der Synonyma.

Selbst wenn man annimmt, daß *Zeune* von *Gatterer* beeinflußt sein könnte, so fällt doch auf, daß er viel konsequenter ist. Abweichungen von dem oben angegebenen System gibt es bei ihm auch, aber selten, so z. B. Istria und Istrien an verschiedenen Stellen; Rom, sonst Roma (statt umgekehrt); nur Ödenburg und Krakau (nicht Sopron und Kraków). Wenn man also sein System kennt, kann man nur erwarten, daß er ‚Balkan‘ vor ‚Hämus‘ setzt und infolgedessen auch ‚Balkanhalbinsel‘ verwendet. Das ist die logische Folge.

Die Angabe der landesüblichen Bezeichnungen auf Landkarten ist heute ein ganz normaler Vorgang. Durch das fast lückenlose Einhalten dieses Systems in seiner Gea ist *Zeune* ein Pionier gewesen, wenn man ihn mit anderen Geographen des 19. Jahrhunderts vergleicht.

3. Staaten und Völker

3.1. Während man in der Geomorphologie mit unsicheren Faktoren operieren mußte, gab es im Bereich der Staatengeographie eine deutliche Zweiteilung: das Kaisertum Österreich und das Osmanische Reich. Die Grenze zwischen beiden Staaten war bekannt. Die Walachei, die Moldau und Serbien wurden noch als Teile der Türkei betrachtet, solange sie in irgendeiner Hinsicht von dieser abhängig waren.

Der heutige Raum Südosteuropa gehörte zu Österreich und zur Türkei, und beide

⁴⁹ *Zeune, A.*, a. a. O. (1808), S. 36–118.

Staaten hatten ihre Verwaltungseinheiten. Ungarn bildete mit Kroatien und Slavonien eine größere Einheit, daneben gab es die neuen Königreiche Illyrien und Dalmatien. Entlang der türkischen Grenze bestand auf österreichischer Seite eine Verwaltungseinheit mit besonderem Status, die Militärgrenze. In der Türkei gab es Provinzen (Ejalets), die in Sandschaks weiter unterteilt waren.

3.2. Die Verwaltung des Kaisertums Österreich wird ausführlich beschrieben, die Geographen sind bemüht, auch die Verwaltungsstruktur des türkischen Reiches gut darzustellen. Die Ejalets und die Sandschaks werden aufgezählt. Das Funktionieren der Regierung und der ganzen Verwaltung wird aber negativ beurteilt. Verantwortlich dafür seien der orientalische Despotismus und der Islam.

3.3. In den Geographiebüchern gibt es keine Angaben über die Wohnsitze der Landbevölkerung (Siedlungsstruktur der Dörfer, Bauweise der Häuser usw.). Die Angaben über die Städte richten sich nach Größe und Bedeutung der betreffenden Stadt. Aus dem südosteuropäischen Raum wird Konstantinopel am ausführlichsten beschrieben, weil die Hauptstadt der Türkei am stärksten die Neugierde der Ausländer auf sich lenkte und daher das beliebteste Ziel der damals schwierigen Reisen in die Türkei war. Es wird sowohl über das äußere Bild der Stadt als auch über das Leben der Menschen berichtet, vom Harem des Sultans bis zu dem Betrieb in den öffentlichen Bädern und Opiumbuden.

An zweiter Stelle stand Budapest, eine Stadt, die man gut kannte. Erst mit Abstand folgten die Hauptstädte der Provinzen, wie Bukarest, Agram, Belgrad, Sofia u. a. Über die kleinen Orte, die noch erwähnt wurden, gibt es nur kurze Anmerkungen, so z. B.: „Lesch oder Alessio, St. $1\frac{3}{4}$ St. von M. des Drin in den nach ihm benannten Meerbusen des Adriatischen Meeres, Begräbnisort des Fürsten Georg Kastriot, mit dem Beinamen Skanderbeg, berühmt wegen seiner Kriegstaten, hat 2 Citadellen und 2000 E. Croja (Ak-Serai), St. von 6000 E., einst die Residenz Skanderbeg's, liegt im Lande der Mirditen, eines Albanesischen Volksstammes, der eine Art von Unabhängigkeit behauptet.“⁵⁰

3.4. Die Geographen beurteilen die wirtschaftliche Lage der Länder unter dem Gesichtspunkt der natürlichen Gegebenheiten (Klima, Boden und Bodenschätze, Vegetation) und unter dem Gesichtspunkt der Nutzung. Im ersten Fall werden die wirtschaftlichen Voraussetzungen der südosteuropäischen Länder fast immer günstig beurteilt (Reichtum an Fischen, Wäldern usw.). Im zweiten Fall schneiden die türkischen Provinzen und Griechenland schlecht ab: „Keine Rede von Fabriken.“⁵¹

3.5. Als Bezeichnungen der Völker findet man: Deutsche, Ungarn, Slaven, Wlachen, Türken, Griechen, Albanesen u. a. Daneben kommen Bezeichnungen sogenannter ethnischer Subgruppen vor, wie Raitzen, Slavonier, Vandalen, Morlachen,

⁵⁰ Cannabich, J. G. F., Lehrbuch der Geographie nach den neuesten Friedensbestimmungen. 8. Aufl. Sonderhausen und Nordhausen 1821; hier: 16. Aufl. Weimar 1847. S. 790.

⁵¹ Löhr, J. A. C., Die Länder und Völker der Erde oder vollständige Beschreibung aller fünf Erdtheile und deren Bewohner. 1. Bd. Europa. Stuttgart 1822. S. 558.

Uskokken, Gottschewer, Sachsen u. a. Es handelt sich um Bevölkerungsgruppen bestimmter Räume.

Für manche Völker gibt es nur eine Bezeichnung, so Deutsche, Italiener, Bulgaren. Für andere gibt es eine häufigere und eine seltenere Bezeichnung, so z. B. Türken und kaum Osmanen, Griechen und sehr selten Hellenen. Bei anderen kommen Varianten einer Bezeichnung vor, so Kroaten, Chroboten, Chrowaten. Bosnier und Bosniaken stehen beide für die Einwohner des Landes Bosnien, ohne Unterschied der Religion. Die Serben werden auch als Servier, Serbler, Rai(t)zen, Razen bezeichnet. Die Ungarn heißen auch Madjaren/Magyaren, wie sie sich selbst nennen. Für die Slovenen findet man Winden, Wenden, Slowenzen und sogar Wandalen (in Südwestungarn). Die Rumänen heißen Wlachen, Walachen oder Rumuni/Rumunje, wie sie sich selbst nennen. Für die Albaner stehen die Bezeichnungen Albaner, Albanesen, Epiroten oder Arnauten, mit dem Vermerk: nennen sich aber Skipetaren. Mit ‚Griechen‘ bezeichnet man auch die Orthodoxen schlechthin, so daß einmal steht: „Das Fürstentum Servien oder Serbien wird nur von Griechen bewohnt.“⁵²

Die soziale Schichtung der Bevölkerung im österreichischen Kaisertum wird meistens genau geschildert. Im Gegensatz dazu wird hervorgehoben, daß es in der türkischen Gesellschaft keinen Geburtsadel, sondern nur einen Dienstadel gibt. Einerseits seien die Bürger und die Bauern nicht viel mehr als Leibeigene, andererseits könnten selbst Sklaven zu den höchsten Ämtern gelangen.

3.6. Die Kriterien für die Beurteilung der Kulturentwicklung in Europa waren im 19. Jahrhundert bereits streng: Schulen aller Art, Druckereien, Bibliotheken usw. werden statistisch erfaßt, auch Lehrer- und Schülerzahlen. Hier wird sogar Ungarn negativ beurteilt, weil es im ganzen Lande nur 44 Druckereien gäbe.

Die Bildung der Bevölkerung in der Türkei wird als sehr gering beurteilt. Von Schulen für Mädchen, Universitäten, Kunstsammlungen usw. könne dort keine Rede sein. Die geistlichen Schulen werden aber erwähnt.

3.7. Der Vergleich verschiedener Geographiebücher aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt, daß die Verfasser bestrebt waren, den Inhalt auf den neuesten Stand zu bringen. Die Informationen über Südosteuropa und insbesondere über die türkischen Provinzen und Griechenland wurden mit der Zeit ausführlicher. Man versuchte, den Inhalt zu aktualisieren. Es wird über die neuesten politischen Ereignisse berichtet, so z. B. über die Reformbestrebungen in der Türkei, über die Auseinandersetzungen an der Spitze in Serbien u. ä. Südosteuropa rückte immer näher. Als geographisches Problem aus dieser Zeit blieb die offene Frage nach der Nordwestgrenze der Balkanhalbinsel.

⁵² *Weitershausen, C.*, a. a. O., S. 819.



FRANK KÄMPFER

Zur Rezeption Vuk Karadžićs in Deutschland: Leopold Rankes ‚Die Serbische Revolution‘

Im Jahre 1827 hatte der frischgebackene Berliner Extraordinarius für neuere Geschichte, Leopold Ranke (*1795), den ersten Band seines Buches „Fürsten und Völker von Südeuropa im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert: Die Osmanen und die Spanische Monarchie“¹ publiziert. Als der später zum führenden Historiker Deutschlands aufgestiegene und geadelte Leopold von Ranke ein Jahr vor seinem Tode auf sein Leben zurückblickte, schrieb er 1885 die Entstehung dieses Buches auch dem Eindruck zu, den der griechische Aufstand auf ihn gemacht hatte.² Doch besteht kein Zweifel daran, daß nicht Philhellenismus der Auslöser für Ranke war, sondern der Fund von 47 Folianten venezianischer Relationen in Berliner Archiven, als deren historiographischer „Columbus“ sich Ranke betrachtete.

„Ranke wollte nicht eine osmanische Geschichte schreiben und suchte dafür nach Quellen, sondern er fand unveröffentlichte Quellen über die osmanische Geschichte – unter anderem –, und er entdeckte, daß hier eine ganze ‚unbekannte Geschichte‘ zu heben war. Wenn er sich mit diesem Thema befaßte, so ließ er sich also wesentlich durch den *Zufall eines Quellenfundes* leiten.“³

Gerade bei Ranke war die Hinwendung zum Orient erstaunlich, hatte er doch in seinem ersten Werk „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535“ (Leipzig, Berlin 1824) seine Geschichtskonzeption an der germanisch-romanischen Dualität entwickelt und dabei sowohl die Slaven als auch Türken und andere Randvölker aus der Geschichte des engeren Europas ausgeschlossen. „Der Autor bleibt, indem er *das Fremde, wo es nur sein muß*, als ein untergeordnetes und *im Vorübergehen berührt*, in der Nähe bei den stammverwandten Nationen entweder rein germanischer oder germanisch-romanischer Abkunft, deren Geschichte der Kern aller neueren Geschichte ist, stehen“. Rankes Diktum „In der Tat gehen uns Neuyork und Lima näher an als Kiew und Smolensk“ ist darum ganz ernst zu nehmen, obzwar es gerade in den Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen, da Rußlands Macht in Preußen und ganz Europa dominierte, widersinnig klingt.⁴

Zur Sammlung der Quellen für die nächsten Bände fuhr Ranke im Herbst 1827 über Prag (wo er eine Woche verweilte) nach Wien. Ursprünglich auf ein Jahr

¹ Hamburg 1827, die Bände 2–4, lediglich das Papsttum behandelnd, folgten 1838/39; die vierte erweiterte Auflage erschien als „Die Osmanen und die spanische Monarchie im 16. und 17. Jahrhundert“ Leipzig 1877 als Bd. 35/36 von Rankes Gesammelten Werken.

² „Ich will nicht leugnen, daß die Studien über das osmanische Reich, die dann im ersten Bande der Fürsten und Völker mitgeteilt wurden, auf diesen Anregungen beruhen“; *Schulin, Ernst*: Die weltgeschichtliche Erfassung des Orients bei Hegel und Ranke, Göttingen 1958, 162.

³ *Schulin*, Orient 162, vgl. *Backs, Silvia*: Dialektisches Denken in Rankes Geschichtsschreibung bis 1854. Köln 1985, 105; daß Ranke in Wien keinerlei Beziehung zu den dortigen Griechen gesucht hat, merkt an *Richard Graf du Moulin Eckart*: Ranke und die Serben, in: *Deutsche Revue* 34 (1909), 38–48, hier 39.

⁴ *Schulin*, Orient, 158–160; vgl. *Gollwitzer, Heinz*: Europabild und Europagedanke. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. 2. Aufl. München 1964, 225 f.

berechnet, erstreckte sich der Archivaufenthalt schließlich bis nach Italien (Venedig, Florenz, Rom) und dauerte insgesamt bis 1831.

Im Prager Nationalmuseum wurde Ranke mit dem dortigen Bibliothekar, Vaclav Hanka (*1791), und mit Josef Dobrovsky (*1753), dem Begründer der Slavistik, bekannt. Vermutlich war es eine Empfehlung aus diesem Kreise, die Ranke in Wien mit dem Kustos der Wiener Hofbibliothek, Bartholomäus Kopitar (*1780), in Verbindung brachte.⁵ Auch den berühmten Osmanisten Joseph Hammer (*1774) und andere interessante Persönlichkeiten Wiens lernte Ranke kennen, unter ihnen Vuk Stefanović Karadžić (*1787), der seit 1813 in Wien lebte. Die Wiener Archive öffneten sich Ranke dank der Vermittlung eines führenden konservativen Publizisten, Friedrichs von Gentz⁶, der für ihn eine Audienz bei Metternich und damit die entsprechende Erlaubnis erwirkte.⁷

Das folgende ist allgemeines Bildungsgut von Slavisten und Osteuropahistorikern: Neben der Archivarbeit verfaßte Leopold Ranke sein Buch „Die serbische Revolution. Aus serbischen Papieren und Mittheilungen. Mit einer Charte von Serbien“, das 1829 in Hamburg erschien und in Überarbeitungen noch 1844 und 1878 publiziert wurde⁸.

Die Frage nach Entstehung und Verfasserschaft ist umstritten, einerseits schon wegen der Tatsache, daß Ranke nur wenig Serbisch konnte⁹ (immerhin hat er ja über osmanische Geschichte geforscht, ohne deswegen Türkisch oder Arabisch zu lernen), andererseits aus Gründen der Zugänglichkeit der Quellen. In der Fachliteratur wird dieses Problem auf verschiedene Weise gelöst. T. Selesković etwa konstatierte: „Rankes 1829 erschienene ‚Serbische Revolution‘ hatte eigentlich drei Verfasser. Die Idee dazu stammte von Kopitar, das Material von Vuk und die Bearbeitung von Ranke.“¹⁰ Ähnlich heißt es bei Hermann Oncken in einer 1928 gehaltenen Festrede: „Es wurde fast ein gemeinsames Werk des Deutschen und des Serben, die

⁵ Zur Rolle Kopitars für Ranke vgl. Valjavec, Fritz: Ranke und der Südosten, in: *Ders: Ausgewählte Aufsätze*. München 1963, 82–103 (zuerst 1935), sowie den Beitrag von Sergio Bonazza in diesem Band S. 165–172.

⁶ Ein wichtiger Berater des Fürsten Metternich und darum mit den weltpolitischen Zusammenhängen tief vertraut. F. v. Gentz hatte schon 1793 Edmund Burke's ‚Reflections on the Revolution in France‘ in das Deutsche übersetzt.

⁷ Laue, Theodor H. von: Leopold Ranke. The Formative Years. Princeton N. J., 1950, 35.

⁸ Während die von Friedrich Perthes herausgegebene erste Auflage VIII + 253 Seiten umfaßte (jedoch keine Karte enthielt), umfaßte die 2. Auflage, Duncker und Humblot Berlin 1844, IV, 416 Seiten; die dritte überarbeitete Auflage erschien 1878 als Bd. 43/44 von Rankes Gesammelten Werken unter dem Titel „Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert“ mit XII, 558 S.; eine Übersicht auch zu den zeitgenössischen Übersetzungen bei Radojčić, Nikola: „Die serbische Revolution“, in: *Prilozi za književnost, jezik, istoriju i folklor* 29 (1963), 45–58, hier 50; einen auch konzeptionellen Vergleich der Auflagen findet man bei Baethgen, Friedrich: Zur geistigen Entwicklungsgeschichte Rankes in seiner Frühzeit, in: *Conze, Werner* (Hrsg.): *Deutschland und Europa. Historische Studien zur Völker- und Staatenordnung des Abendlandes* [Festschrift Hans Rothfels]. Düsseldorf 1951, 337–353, hier 346–348.

⁹ Bekić, Tomislav: Von Jacob Grimm zu Leopold Ranke, in: *Zur Zweihundertjahrfeier von Jacob Grimm*. Beograd 1988, 187–195, hier 193: Ranke begann in Wien, nicht „mit großem Succesß“, Serbisch zu lernen.

¹⁰ Selesković, M. T.: Einige Quellenangaben zu Rankes „Fürstentum Serbien“, in: *Zeitschrift für slavische Philologie* 17 (1941), 42–48, hier 42.

auch das Honorar sich brüderlich teilten.“¹¹ Anders sieht es Fritz Valjavec: „Das Werk ist tatsächlich voll und ganz Rankes geistiges Eigentum. Nur die Quellenverhältnisse machen den Fall ungewöhnlich. Ranke konnte nicht Serbisch und mußte sich daher vollständig auf seinen Freund verlassen. Nur infolge dieser Abhängigkeit Rankes kann von einer – bedingten – Mitverfasserschaft Karadschitschs gesprochen werden.“¹²

Die extreme Gegenposition findet sich bei dem bedeutenden serbischen Historiker Nikola Radojčić, der aufgrund zahlreicher Indizien erklärt, Ranke habe lediglich eine schon vorhandene deutsche Übersetzung eines historischen Werkes von Vuk redigiert, ein Werk, für das Vuk zuvor bereits vergeblich andere Co-Autoren gesucht habe, weil er politische Pressionen fürchten mußte, falls er es unter eigenem Namen publizierte. „Die ‚Serbische Geschichte unserer Zeit‘ war für den Druck fertig und ist Ranke zum Gebrauch überlassen worden...“ „Vuk hat also dem deutschen Historiker nicht nur die Vorlage überlassen, sondern hat auch bei der Zusammenstellung des neuen Buches mitgearbeitet, bis zum letzten Moment über es gewacht.“¹³

Der deutsche Historikerpapst als Gehilfe eines serbischen Autodidakten, der vor allem durch das Sammeln von Volksliedern eine – pittoresk-modische – Bekanntheit erlangt hatte? Die Behauptung N. Radojčićs, Vuk sei bereits vor seiner Bekanntschaft mit Ranke „ein formierter Historiker“ gewesen,¹⁴ dürfte sich kaum auf die akademische Disziplin bezogen haben. Die Frage nach dem Verhältnis der beiden ungleichen Autoren scheint also weiterhin offen zu sein.

Aus Rankes Briefen geht hervor, daß er das Werk als Kind eigenen Geistes angesehen hat: „Aus den Papieren Vuk’s habe ich die neuere Geschichte derselben [Serben] zu ermitteln gesucht“¹⁵ Er unterscheidet natürlich die „Papiere“ einerseits, die Wahrheitsfindung und historiographische Darstellung andererseits. Es dürfte nützlich sein, sich hier des oben angeführten Prinzips zu erinnern, daß Ranke sich die Themen seines (sehr flüssigen) Schreibens auch durch das Auffinden von Quellenkomplexen hat diktieren lassen. Wir sehen ihn in Wien in einer dafür kennzeichnenden Situation: Ein serbischer Emigrant bietet ihm seine Sammlung aller möglichen Materialien über ein Thema der neuesten Geschichte an und kann zusätzlich dazu umfassende mündliche Informationen aus eigenem Erleben versprechen: „oral history“ – wie es die Historiker heute nennen würden.

Ranke hat der Verlockung eines solchen Angebots nicht widerstanden und zugesagt, sicherlich auch unter dem Eindruck von Bartholomäus Kopitar, der ihm wis-

¹¹ *Oncken, Hermann*: Leopold v. Ranke und die deutsch-serbischen Kulturbeziehungen, in: *Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung des Deutschtums*. München 1928, 950 – 954, hier 951; H. Oncken war führender Vertreter der sogenannten Neo-Rankeaner; er verlor seinen Münchener Lehrstuhl 1935 durch zwangsweise Emeritierung.

¹² *Valjavec*, Ranke 85.

¹³ *Radojčić*, *Serbische Revolution* 56, 57. In einem Brief B. Kopitars an J. Grimm vom 1. Oktober 1828 heißt es: „Ranke hat Vuk’s Milosch deutsch bearbeitet; er erscheint nächstens bei Perthes“, *Vasmer, Max*: B. Kopitars Briefwechsel mit Jakob Grimm. Berlin 1938, S. 58.

¹⁴ *Radojčić*, *Serbische Revolution*, 51.

¹⁵ *Valjavec*, Ranke, Anm. 32, Brief Rankes an seinen Bruder vom November 1828.

senschaftlich in vieler Hinsicht geholfen hatte,¹⁶ und dessen Schützling Vuk Karadžić er schätzen lernte – die spätere freundschaftliche Verbindung beider zeigt es deutlich. „An Vuk Stefanovitsch, dem gelehrtesten aller Serben, die damals lebten, fand ich einen Freund, der mir seine Sammlungen zur serbischen Geschichte mitteilte. Sie ergriff mich durch die lebendige Information über ein Ereignis von allgemeinsten historischer und politischer Bedeutung in der Tiefe des Geistes und Herzens.“¹⁷ Diese Formulierungen lassen erkennen, daß der Slovene und der Serbe den spröden Deutschen durch südländische Herzlichkeit nicht nur intellektuell, sondern auch emotional angerührt und für ihre Sache eingenommen haben. Es ist kennzeichnend, daß Ranke in einem Brief an Kopitar von dessen „ausdrücklichen Verlangen“, das Buch zu schreiben, spricht.¹⁸

Nach Rankes Zusage habe ihn Vuk Karadžić (und vermutlich auch B. Kopitar) täglich aufgesucht und den Verlauf des serbischen Aufstandes sukzessive mit ihm durchgesprochen. Später erinnert sich Ranke: „Es ist eben fünfzig Jahre, daß ich täglich den unvergeßlichen Freund Wuk in Wien meine Treppe heraufsteigen hörte – er hatte einen Stelzfuß –, um mir serbische Geschichten zu erzählen.“¹⁹

Ranke, der gewöhnlich seine Erkenntnisse aus Archivstudien zog, akzeptierte die methodologisch eigenartige Prozedur, sich von befangenen Teilnehmern einer Revolution die Froschperspektive der Nichtinformierten vortragen zu lassen. Das Subjektive mußte dem geschulten Historiker deutlich sein: offenkundig lag das Zufällige schon in der Frage, wieviele Quellen sein Gewährsmann denn habe und welcherart, welchen Wertes sie seien; zugleich mußte Ranke die Darstellungsziele des Nationalisten Vuk Karadžić hinterfragen. In langen Gesprächen mit dem wohlinformierten Friedrich von Gentz hatte Ranke die Hintergründe der weltpolitischen Lage zu durchschauen gelernt.

Warum eigentlich hat sich Ranke auf die „Serbische Revolution“ eingelassen? Daß dieses Thema mit seinen politischen Implikationen für ihn nicht ohne Risiken sei, sagt er in einem, schon in Venedig verfaßten Brief von 1829 an Varnhagen: „Gebe Gott seinen Segen zu diesem Buch, daß gewiß aus reiner Anteilnahme hervorgegangen ist, und lediglich aus ihr. Persönlich die Wahrheit zu sagen, hätte ich mehr davon zu fürchten als zu hoffen, daß ich mich in die Dinge mende.“²⁰ Haben Kopitar und Karadžić den Sproß einer thüringischen Pastorenfamilie²¹ gegen seinen Willen bei einem einmal gegebenen Versprechen zu halten gewußt – oder gab es für Ranke andere Gründe, sich mit den Serben zu befassen?

Leopold Ranke war bis 1825 Gymnasiallehrer in der preußischen Provinz, in Frankfurt an der Oder, gewesen, bis ihn sein o. g. Buch und persönliche Fürsprache

¹⁶ Zur Rolle Kopitars für Ranke *Valjavec*, Ranke 84 ff.

¹⁷ *Oncken*, Kulturbeziehungen, 951, Aufzeichnung von 1885.

¹⁸ Brief an Kopitar vom Juli 1829: „Sie sind, wie Sie sehen, eine Art Muse oder Musaget für mich, da dieß [betreffend einen Aufsatz über Don Carlos] die zweyte Schrift ist, die ich ausdrücklich auf Ihr Verlangen verfaßte“, zitiert nach *Valjavec*, Ranke 85 (Hervorhebungen von FK).

¹⁹ zitiert nach *Du Moulin Eckart*, Ranke 38; mit Kopitar pflegte er täglich zu speisen, vgl. *Sergio Bonazza* in diesem Band

²⁰ Zitiert nach *Konstantinović, Zoran*: Deutsche Reisebeschreibungen über Serbien und Montenegro. München 1960, 53.

²¹ Rankes Vater kam aus einer Pfarrersfamilie, war selbst allerdings Jurist.

auf das Extraordinariat für neuere Geschichte nach Berlin brachten, wo er als Ergänzung oder Gegenpol zum bedeutenden Barthold Georg *Niebuhr* (1776–1831) lehren sollte.²² Er war ein junger Nachwuchswissenschaftler, der sich keineswegs neben Niebuhr oder neben das Haupt der Göttinger Historikerschule, Arnold H. L. *Heeren* (1760–1842), hätte stellen dürfen. Sein Reisestipendium führte ihn zum erstenmal „aus den einsamen und engen Verhältnissen Berlins“ heraus. „Er sah zum erstenmal die Welt. Seine Brust atmete frei, und er fühlte sich jung und abenteuerfreudig.“²³

Der Name von Vuk Karadžić ist Ranke bereits bekannt gewesen, sei es aus der Lektüre seiner ins Deutsche übersetzten Werke, sei es aus den Artikeln von *Jacob Grimm* in der „Wiener Literaturzeitung“ oder in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“²⁴, oder auch derer von *Goethe* in seiner Zeitschrift „Über Kunst und Alterthum“. Die von Vuks Publikationen ausgehende Welle romantischer Begeisterung für die serbischen Volkslieder war zu dieser Zeit bereits mehr als ein Jahrzehnt alt und in Deutschland von den bedeutendsten Namen des kulturellen Lebens getragen. Vuk Karadžić war für Ranke eine Persönlichkeit europäischen Formats, zumindest für den deutschen und den russischen Sprachraum. Vuk war durch die Fürsprache von Jacob Grimm persönlich mit Goethe bekanntgeworden, eine Auszeichnung, die Ranke nie für sich hat reklamieren können.²⁵

Sollte Ranke in der Bekanntschaft mit Vuk Karadžić eine Chance gesehen haben, sich Goethe zu nähern? Er wäre nicht der einzige, der diesen Weg wählte, denn auch Therese Albertine Luise von Jacob (mit dem Künstlernamen *Talvj*) wird nachgesagt, daß sie hauptsächlich zu diesem Zwecke ihre Übersetzungen serbischer Lieder angefertigt habe.²⁶ Selbst wenn Goethe nicht Zielpunkt im engeren Sinne gewesen ist, darf man doch nicht übersehen, daß Ranke damit rechnen konnte, durch seine „Serbische Revolution“ einen besonderen, ja sogar hervorragenden Platz in der Gesellschaft der serbophilen Salons zu erringen. Die Risikoberechnung Rankes war richtig: Man hat ihm die politische Seite des Buches nicht übelgenommen, doch war er mit einem Male jener Mann, der den Schlüssel zum Verständnis der serbischen Volkslieder geliefert hatte. Der umfangreiche Augenzeugenbericht in der Reisebeschreibung Otto Dubislavs von *Pirch*: Reise in Serbien im Spätherbst 1829 kam zu seinem Glück ein wenig später.

So gesehen bietet die Charakteristik Rankes durch Kopitar in einem Brief an J. Grimm vom 23. Mai 1829 überraschenden Aufschluß: „R ist allerdings ein guter Kopf, und (aber) wiewohl ein geborener Thüringer, doch auch stark lerisch (λέριος).

²² *Backs*, Dialektisches Denken, 101.

²³ *Du Moulin Eckart*, Ranke 38.

²⁴ *Bekić*, Jacob Grimm, mit neuester Literatur.

²⁵ Vgl. Goethe-Jahrbuch 9 (1888), 20–22 (Grimm an Goethe), 74–75 (Ranke an Goethe); ibidem 8 (1887), 234 (Notiz Goethes für Ranke). Allgemein zur Serbophilie der Kreise um die Gebrüder Grimm und Goethe *Steig, Reinhold*: Goethe und die Brüder Grimm. Berlin 1892, 160–182.

²⁶ Das gelang ihr, wie aus einem Brief von Goethe 1824 an Jacob Grimm hervorgeht: „Die Fertigkeit und Ausdauer dieses talentvollen Frauenzimmers sind zu bewundern, sie scheint mir durch die Herren Wuk und Vater zu dieser Angelegenheit aufgeregt worden zu sein“; *Steig, Goethe* 176; vgl. auch *Konstantinović*, Reisebeschreibungen 61.

Namentlich ist das *Endresultat* seines Buches mehr *berechnetes* Votum (für sein *nächstes persönliches* Interesse) als *gefundenes, natürliches* Resultat. Er will sein Glück machen, und dieß bald, und ein glänzendes. Übrigens sind ihm die Serbier auch so *recht vielen* Dank schuldig.“²⁷

Leopold Ranke hatte unter den Augen Metternichs (und als dessen Gast in den Archiven) gemeinsam mit emigrierten serbischen Insurgenten Sympathiewerbung für die Revolutionäre getrieben und das legitime Imperium des türkischen Sultans als gesetzloses und widerrechtliches Regime charakterisiert. Hat Ranke damit bewußt politisch gehandelt?

„Aber Ranke hatte sein Buch nicht allein aus enthusiastischem Erkenntnisdrang geschrieben. Diesesmal wollte der Historiker, anders als in seiner sonstigen gelehrten Produktion, unmittelbar auch auf das Leben selber einwirken, und sein Werk verfolgte, bei aller romantischen Stimmung, die darüber ausgegossen ist, auch ein praktisches politisches Ziel.“²⁸

Ranke selbst schrieb an seinen Verleger Perthes: „Der Gegenstand ist neu und in diesem Augenblick einer der interessantesten für die Welt.“²⁹ Hierin mag man schon das Bewußtsein des Historikers sehen, einen aktuellen Stoff mit politischen Implikationen gefunden zu haben. Aber daraus läßt sich noch nicht erkennen, daß Ranke dieses Buch als Instrument politischer Einwirkung gesehen habe, auch dann nicht, wenn er die ersten Exemplare an den preußischen Kronprinzen, an Fürst Metternich, Zar Nikolaus I., den serbischen Fürsten Miloš und Friedrich von Gentz senden ließ.³⁰ Hier müßte man den Willen des „Ko-Autors“ Vuk Karadžić mit einrechnen, dessen Interesse, das „Programm der nationalen Emanzipation“ „den Führern der europäischen Politik ans Herz“ zu legen,³¹ viel stärker sein mußte als das Rankes, der durch seinen Verkehr mit Friedrich von Gentz mit den politischen Prinzipien Metternichscher Politik sicherlich vertraut war. In seinem Antwortbrief auf die Übersendung des Buches schrieb Gentz: „Auch muß ich der unbefangenen Stellung, worin Sie sich zwischen den beiden Parteien zu halten gewußt, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, obschon die vorherrschende Neigung zu der einen, aus der ich Ihnen weiter keinen Vorwurf mache, nicht zu verkennen ist.“³²

Sympathie für die serbischen Revolutionäre spricht ganz deutlich und unverschleiert aus dem Werk, doch politische Propaganda gegen die Prinzipien der Heiligen Allianz lag Ranke fern. Die Taten der Serben selbst haben sie „in den Kreis allgemein europäischer Verhältnisse“ hineingezogen,³³ der Historiker berichtet lediglich darüber.

Es besteht kein Zweifel daran, daß die Materialien von Vuk Karadžić und seine Darlegungsform die erste Auflage der „Serbischen Revolution“ determinieren. In

²⁷ Vasmer, Briefwechsel, S. 63, zu „lerisch“ erläutert Vasmer: „Die Lerier waren berüchtigt wegen ihrer Bösartigkeit . . .“

²⁸ Oncken, Kulturbeziehungen, 952 vgl. ff.

²⁹ Oncken, Kulturbeziehungen, 951.

³⁰ Negativ auch Backs, Dialektisches Denken, 129 f.

³¹ So versucht Oncken die Absicht Rankes zu deuten, Kulturbeziehungen 953; ähnlich Valjavec, Ranke 83.

³² Backs, Dialektisches Denken 130; vgl. Schulin, Orient 166.

³³ Ranke, Serbische Revolution, 1. Aufl. 129, 159.

der Vorrede des Buches, das Ranke „unser serbisches Memoire“ nennt, zählt der Historiker zahlreiche Teilnehmer des Serbischen Aufstandes auf, die durch Dokumente oder Erinnerungen an der Darstellung teilhaben; dann wird genannt „der getreue Sammler serbischer Lieder, Wuk Stephanowitsch Karadschitsch“ – er kann „als einer der vornehmsten Zeugen betrachtet werden“ (S. V). Die Nachrichten sind, wie Ranke betont, „aus dem Munde der Theilnehmer geschöpft“, in jedem Falle zusätzlich auch durch den Mund Vuk Karadžićs gegangen.

Die notwendig lückenhafte Geschichte des mittelalterlichen serbischen Reiches, der offensichtliche Rückgriff auf die Heldenepik, in der Zar Dušan und Fürst Lazar kaum historisch greifbar werden, die ständige Präsenz der Epik als erzählende historische Quelle – das alles ist dem professionellen Historiker Ranke wesentlich fremd und nur aus der schaffenden Eile des Paares Karadžić–Ranke zu erklären. Erstaunlich bleibt, daß Kopitar und Karadžić den deutschen Historiker weder auf das Buch von Jovan Rajić: *Istorija raznih slavenskih narodov, najpače Bolgar, Horvatov i Serbov*, das 1794–95 vierbändig in Wien erschienen war, noch andere, ihnen geläufige Fachliteratur aufmerksam gemacht haben.

Kennzeichnend für Vuk und eher untypisch für den frommen Protestanten Ranke ist die durchgehend antikirchliche Haltung, die sich an mehreren Stellen artikuliert, generell aber in der übermäßigen Betonung des Ethnographischen präsent ist. Daß die Heirat ein Sakrament auch der orthodoxen Kirche ist, kann dem Leser des Buches nicht in den Sinn kommen, denn die entsprechende Schilderung (S. 21 f.) bewegt sich allein im Bereich vorchristlicher Bräuche. Anlässlich des Weihnachtsfestes wird durchaus christliche Hausfrömmigkeit gezeigt, es wird aber explizite formuliert, „In die Kirche geht man nicht“ (S. 30). So sehen wir die (heutzutage Katholiken wie Protestanten faszinierende) Ritualität der Orthodoxie von Vuk Karadžić eliminiert und Ranke geht ihm – daraus folgend – in den Verallgemeinerungen ganz auf den Leim. Etwa aus der Schilderung der Weihnachtsbräuche, die Ranke offensichtlich fremdartig und unchristlich erscheinen, zieht er Schlüsse, die dem wirklichen Charakter der serbisch-orthodoxen Weihnacht überhaupt nicht entsprechen haben können, auch nicht unter den Bedingungen der Türkenzeit.

„Aber merkwürdig ist es auf jeden Fall, wie hier der Mensch das größte Ereigniß, in welchem ihm die Religion das Verhältniß Gottes zu der Welt darstellt, mit seinem geringfügigen Bedürfniß, mit seinen schlechterdings irdischen Wünschen in Verbindung bringt, und zwar, ohne daß die Würde des Festes hievon erdrückt würde. Mit einer gewissen Einfachheit und Größe tritt es mitten in dieß beschränkte Daseyn.“ (S. 31–32). „In den Serben tritt eine religiöse Sinnesweise hervor, welche das Entgegengesetzte, den Glauben an eine allwaltende Vorsehung, und, wenn wir so sagen dürfen, eine Art von Naturverehrung, beide, wie es scheint, von priesterlichem Einfluß frei, zu verbinden sucht“ (S. 25).

Wir wissen alle, daß die serbische Hierarchie, besonders solange sie einen eigenen Patriarchen als Millet-Başa hatte, die entscheidende Klammer der Nation gewesen ist. Aus den Darlegungen Karadžićs hingegen ergaben sich für Ranke Formulierungen wie diese: „Bei anderen Völkern in ähnlichem Zustande hat sich die Geistlichkeit eines größern und fast unbegrenzten Einflusses bemächtigt. Dieß läßt sich von den Serben nicht sagen. Die Popen haben nur wenig Ansehn . . .“ (S. 24)

Es ist vielleicht eher kennzeichnend für die Absichten Vuk Karadžićs als für die

Indifferenz Rankes, daß dieser 1865 zum erstenmal in London (!) „die slawonische Liturgie“ hörte³⁴ – hätte Vuk seinen Freund mit der Kultur der Serben insgesamt bekanntmachen wollen, wäre es ihm sicherlich nicht schwergefallen, ihn schon in Wien einen griechischen oder kirchenslavischen Gottesdienst hören zu lassen. Daß Ranke zugegriffen hätte, läßt sich schon daraus erschließen, daß er ja spontan versucht hat, die serbische Sprache zu erlernen.

Indem Vuk dem gesamten Dasein der Serben den Stempel des Ethnographischen aufdrückte – aus Eigennutz, denn das eben war es, was ihm Akklamation im gebildeten Europa gebracht hatte – eliminierte er aus dem historischen Sein des Volkes gerade jene Institution, die überhaupt das Überleben unter der Türkenherrschaft ermöglicht hatte. Es geht nicht nur darum, daß diese Tendenz historisch falsch ist, sondern auch darum, daß den Serben dabei ihre Geschichte als christlich-europäische Nation genommen wird. Bei dem entscheidenden Einfluß, der Vuk Karadžić und dem Buch Rankes im 19. Jahrhundert zukommt, hat die antiklerikale Voreingenommenheit Vuks hier verheerende Wirkung gezeigt.

Die Serben werden durch ihr Semi-Christentum, durch folkloristisches Heidentum, Hexen-, Feen- und Vampirglauben, Räuberei, Mord, Brudermord, Vatermord als weit außerhalb der christlichen Gemeinschaft der europäischen Völker stehend charakterisiert. Sie befinden sich, um es drastisch zu sagen, trotz ihrer anrührenden Volkslieder auf jenem Niveau der „unzivilisierten Völker“, wie sie Alexander von Humboldt etwa in jenen Jahren von seinen Weltreisen bekanntmachte. Das Klischee vom „edlen Wilden“ ist an vielen Stellen erkennbar, Karadjordje etwa bietet es in Reinkultur. Allerdings hatte dieses Barbarentum für den deutschen Romantiker etwas rührend Anziehendes, so wie Ranke es seinem Bruder gegenüber nach seiner Abreise aus Wien im November 1828 formulierte: „In Wien habe ich zuletzt mit einem Volke gelebt, dessen patriarchalische Verfassung und poetische Gesinnung, so lange es unterworfen war, sich zu lauter Ernst und Krieg umgestaltet, sobald es sich befreien wollte: mit den Serben, deren Lieder du wohl gesehen haben wirst.“³⁵

Was haben wir aus dem Werk unzweifelhaft Ranke zuzuordnen? Lassen wir die irrtümlichen Schlüsse aufgrund unrichtiger, falscher oder tendenzieller Information beiseite, dann finden wir in der „Serbischen Revolution“ den methodisch bewußten Historiker. Er weiß sehr genau, auf welch dünnes Eis er sich begibt: „Die Abweichung der zu schildernden Welt von unseren Begriffen“ schafft Rankes Meinung nach eine solche Kluft, daß sie „der Entfernung der Jahrhunderte gleich geschätzt werden kann“ (S. V). Die von archaischen (wie er vermuten mußte: vorchristlichen) Werten und epischen Verhaltensmustern geprägte serbische Nation bildete für ihn das „frappierend Andere“. An einer Stelle kommentiert er Unfaßliches: „So ist der Mensch auf dieser Stufe der Entwicklung, so ist der Mensch dieses Stammes; wie der Held, so sein Sänger“ (S. 39). In dem Brief an Goethe, der sein Buch begleitete, betonte Ranke, er habe „die barbarischen, aber immer menschlichen Zustände“ der serbischen Nation unverhüllt vergegenwärtigt.³⁶

³⁴ *Valjavec*, Ranke 83.

³⁵ *Valjavec*, Ranke 82

³⁶ Goethe-Jahrbuch 9 (1888), 75; daß Goethe das Buch Rankes nahezu sofort gelesen hat, läßt sich

Falls dem jungen Historiker Ranke an dem Werk „Die serbische Revolution“ etwas als geistiges Eigentum zuzuschreiben ist, dann kann es nur im Konzeptionellen liegen. Eine Stelle wird in diesem Zusammenhang stets zitiert, der Beginn des zehnten Kapitels: „Neue Herrschaft der Türken“ (nach 1813): „Wenn man oft behauptet hat, daß in menschlichen Dingen eine Vergeltung sichtbar sey, so hat man es eben so oft bezweifelt. Wir wollen uns nicht vermessen, einem unmittelbaren und übernatürlichen Eingreifen des höchsten Richters nachzuspüren; allein anders ist es nicht, und es erscheint als der natürliche Lauf der Dinge, daß die nämlichen Neigungen und Eigenschaften, welche die böse That hervorgebracht haben, nach derselben fortwirken, vielleicht noch stärker, so bald jene gelungen ist, und das Daseyn des Schuldigen auflösen“ (S. 175). Aus dem natürlichen Lauf der Dinge entsteht – Ranke gemäß – die böse Tat, die Gott unverzüglich bestraft. Um welchen historischen Vorgang geht es hierbei? Ranke fährt fort: „Die Schuld, mit der sich die Serben beladen hatten, war die Plünderung und Ermordung der Türken von Belgrad. Wir können auf das Deutlichste wahrnehmen, wie hieraus unmittelbar das Unglück kam, welches sie jetzt erlitten“ (S. 175). „Man sage nicht, daß die Nation demnach unschuldig gewesen sey und unschuldig gelitten habe. Viele hatten unmittelbaren Antheil an den Mordtaten genommen, andere sie in Schabaz fortgesetzt, noch andere allein ihre Abwesenheit bedauert“ (S. 177).

Es ist erstaunlich, daß der moderne Historiker sogar jenes Erklärungsmodell „greh radi naših“ (peccatibus nostris) aufgreift, mit dem mittelalterliche Geschichtsschreiber jederlei Unglück ex post facto erklärt hatten: „Da wird es wahr, was die alten Kmeten (bzw. Knesen, s. S. 105) von Anfang gedroht haben, daß man ein Mal werde büßen müssen“ (S. 177). So werden die Handlungen historischer Führer und ganzer Nationen zunächst nach Erfolg und Mißerfolg klassifiziert, und der Mißerfolg im nachhinein durch Anwendung moralischer Maßstäbe erklärt.

Man hält inne und fragt sich, ob Leopold Ranke diese moralische Kausalität ernst gemeint haben kann, Ranke, der, wie gesagt, über Informationen aus erster Hand verfügte, der genau wußte, daß der Friede von Bukarest, der Abzug der russischen Truppen aus Serbien im August 1812 und letztlich der Einmarsch Napoleons in Rußland die wirklichen Gründe für das Scheitern Karadjordjes waren. Sollte er wirklich wider besseres Wissen, wider sein professionelles Gewissen derlei Laienhaftes gemeint haben – daß er es geschrieben hat, läßt sich füglich nicht leugnen.

Historiographische Untersuchungen über Ranke versuchen stets, in der „Serbischen Revolution“ Ranke wiederzufinden, wie Silvia Backs, die sein dialektisches Denken verfolgen wollte. Was kann sie tun, als zum zitierten Fall zu bemerken: „Ebenso führt Ranke den anschließenden Sieg der Türken 1813 nicht nur auf die veränderte Haltung Rußlands zurück, sondern ebensosehr auf die innere Entzwei-

aus einem Tagebucheintrag vom 15. März 1829 schließen, nachdem das Buch erst am 22. Januar abgeschickt worden war: *Myl'nikov*, A. S.: Goethe und die slavistischen Forschungen zu Ende des 18. Anfang des 19. Jahrhunderts, in: Goethe und die Welt der Slawen. Gießen 1981, 103–115, hier 111.

ung der Serben“.³⁷ Dazu hat die Verfasserin schon sehr suchen müssen, um die Russen überhaupt zu finden, denn deren entscheidende Rolle wünschten weder Vuk noch Ranke zu betonen.

Andere Historiker haben die geschichtlichen Grundideen Rankes in ihrer Entwicklung verfolgt – ich zitiere die Charakteristik Friedrich Baethgens: „Die beherrschende Vorstellung von der Wirksamkeit Gottes in aller Geschichte und die daraus resultierende Auffassung des geschichtlichen Daseins der Menschheit als Widerspiegelung der göttlichen Idee [. . .]; sodann die Frage, auf welche Weise und mit welchen Mitteln die höchste göttliche Idee sich im Ablauf des historischen Geschehens auswirkt [. . .]; endlich das Problem des Verhältnisses, in dem das Individuum zu den überindividuellen Mächten und Bewegungen steht [. . .]“³⁸

Hiernach zu urteilen, haben sich in der „Serbischen Revolution“ das archaische Geschichtsverständnis Vuk Karadžićs und die unverkennbar lutherische Geschichtskonzeption des jungen Ranke in einer so glücklichen Weise getroffen, daß beide verschmelzen konnten. So findet sich in dem Buch einerseits eine Moral des Episch-Heroischen, derzufolge Raub, Mord, Vatermord usw. „barbarisch, aber immer menschlich“ sind, während andererseits die in ein Massaker ausgeartete Rache der Serben an den Türken, der Bruch von Zusicherungen auf freies Geleit oder auch die Emigration Karadjordjes als politische Aktionen der oben zitierten Moral und der *consecutio* von böser Tat und Unglück unterliegen.

Die abschließende Reflexion Rankes über die Flucht Karadjordjes – auch Rankes Mitautor Vuk Karadžić gehörte bekanntlich zu den Flüchtlingen – ist die ausführlichste Darlegung in Sachen politischer Ethik. „Wir sind nicht im Stande, sein Betragen zu erklären . . . Irren wir nicht, so dachte Kara Georg in dem allgemeinen Ruin sich selbst in sichere Grenzen und seine Schätze unter die Erde zu retten. . . Ein Entschluß seiner unwürdig. Er war schuldig, sein Leben für das Volk einzusetzen, das sein ganzes Glück ihm anvertraut hatte.“ (S. 173)

Ist das – um die Frage nach der Autorschaft wieder aufzugreifen – historiographische Reflexion Rankes oder volkstümliche Ethik des betroffenen Serben Vuk Karadžić?

Bei dem Versuch, Rankes Werdegang und Werk zu erklären, haben die deutschen Historiker immer wieder Schwierigkeiten gehabt, die „Serbische Revolution“ einzuordnen. Es wurde angemerkt, das Buch sei der „Kulminationspunkt auf der Linie der reinen Geschichtserzählung“³⁹, es sei nicht strukturiert, erst die 2. Auflage habe die Qualitäten, enthalte die historischen Begriffe eines Rankeschen Werkes. Seien wir also konsequent!

In der „Serbischen Revolution“ fehlen alle welt- und europahistorischen Ideen und Reflexionen, es fehlt die professionelle Durchdringung; das moralische bzw. ethische Urteilen steht auf recht niedrigem Niveau – kurzum: Das Buch ist eine serbische Geschichte über „Die serbische Revolution“. Erst die erweiterte und neu durchgearbeitete zweite Auflage von 1844 ist das Werk Rankes. Für die Erstauflage hat Ranke – hier folge ich Nikola Radojčić – nur als Stilist und Redakteur für Vuk

³⁷ *Backs*, *Dialektisches Denken*, 122.

³⁸ *Baethgen*, *Entwicklungsgeschichte*, 339.

³⁹ *Baethgen*, *Entwicklungsgeschichte*, 346.

Karadžić gedient. Dabei lagen seine Interessen im Hinblick auf die serbophilen Salons, in denen er Einzug zu halten hoffte. Daß ihm eventuell die erste mündliche Zusage ohne großes Nachdenken beim Mittagessen mit Kopitar im „Weißen Wolf“ entfahren ist, sei zusätzlich vermutet.



SERGIO BONAZZA

Kopitars Bedeutung für Kenntnis und Verbreitung der Kultur der Südslaven in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Bei einer Tagung über die deutsche Öffentlichkeit und die Südslaven in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist das Thema über die Bedeutung Kopitars für die Verbreitung der Kultur und des Schrifttums der Südslaven in Deutschland eigentlich ein Pflicht-Thema. Denn kein Vertreter der slavischen Geisteswelt hatte zu Deutschland so zahlreiche, intensive und vielfältige Beziehungen wie gerade der Slovene Jernej (Bartholomäus) Kopitar (1780–1844). Niemand informierte die deutsche Öffentlichkeit besser und erfolgreicher über südslavische Verhältnisse und niemand warb durch seinen Briefwechsel in deutschen Gelehrtenkreisen eifriger für die Kultur der Südslaven als er. Und das in einer Zeit, in der man in Deutschland über das Schrifttum und die Kultur der Südslaven so gut wie nichts wußte und die diesbezügliche Forschungstätigkeit noch nicht eingesetzt hatte. Daß Kopitars Bestrebungen zur Bekanntmachung des südslavischen Kulturgutes in Deutschland zielbewußt waren und einem bestimmten Plan entsprachen, geht aus seinem Schreiben an den Breslauer Germanisten Friedrich von der Hagen vom 6. Januar 1816 deutlich hervor: „Mit dem Slavischen rathe ich Ihnen allen, solange noch zu warten, bis unser Abbé Dobrowský mit seiner von mir sehnlich betriebenen Gramm(atik) des slaw(ischen) Bibeldialekts, seculi IX, fertig wird, was diesen Sommer geschieht. Dann werde ich alle meine deutschen Freunde von Breslau bis Oxford zum Slav(ischen) Studio auffordern; aber itzt wüßte ich ihnen nicht zu sagen, womit sie anfangen sollen. Die Serbischen Lieder sind nach meinem Gefühle einzig.“¹

Kopitar wartete allerdings nicht, bis die altkirchenslavische Grammatik von Dobrowský erschien – die übrigens acht Jahre später als geplant veröffentlicht wurde –, und begann gleich mit dem Serbischen. So berichtete er mit dem Brief vom 17. Oktober 1815 dem angesehenen Philologen Johann Severin Vater ausführlich über die serbische Grammatik von Vuk Karadžić und dessen Sammlung der serbischen Volkslieder². Darüber hinaus teilte Kopitar auch mit, daß Vuk ein serbisches Wörterbuch in rein serbischer Sprache vorbereite, und hob die Bedeutung von Vuks Werken für die serbische Literatur hervor. Aber nicht nur von den serbischen Verhältnissen ist in diesem Brief die Rede. Kopitar informierte Vater auch über das Neueste in der slovenischen Literatur, über die wissenschaftliche und literarische Tätigkeit Valentin Vodniks und Matevž Ravnikars³. Erwähnt wird auch die kroatische Literatur.

¹ B. Kopitar an F. H. von der Hagen, Wien, 6. Januar 1816. In: Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg, *Archiv Autographen, Kopitar 1816*.

² Vgl. B. Kopitar an J. S. Vater, Wien, 17. Oktober 1815. In: G. Ziegengeist, *Ein ungedruckter Brief B. Kopitars vom 17. X. 1815 an J. S. Vater über Vuk Karadžić*, „Zeitschrift für Slawistik“ 28 (1983), 525–526.

³ „Für Vodnik's krainisches Lexicon haben wir soeben ganz neue lateinische Lettern bestellt, mit vermehrtem Alphabet für š, č, u. s. w. Prof. Ravnikar, eben so treu wie Vuk, nun aber auch gelehrt und Übersetzer der Bibel aus dem Original, wird den Druck desselben mitleiten“ (Ebenda, 526).

Vater, der als Russist schon einen Namen hatte – er ist Autor einer russischen Grammatik – und für seinen Bedarf über ausreichende Kenntnisse und bibliographische Informationen über das Polnische und Böhmisches verfügte, wußte über das Südslawische so viel wie nichts. Angeregt von Kopitar erkannte Vater die Notwendigkeit, auch das Südslawische zu seinen philologischen Studien heranzuziehen, und bat den Wiener Slavisten, für ihn die nötigen Bücher zur Einführung in die südslawischen Sprachen zu beschaffen. Die Wahl der Bücher war ganz Kopitar überlassen, Vater legte nur die Höhe des Betrages fest⁴. In der National- und Universitätsbibliothek in Laibach, wo ein Teil⁵ des literarischen Nachlasses von Kopitar aufbewahrt ist, entdeckte ich ein Heft, worin Kopitar seine Geldangelegenheiten sowie Bücher-sendungen notierte. Aus dem Heft, das ich *Geld- und Bücherjournal* nenne, geht hervor, daß Kopitar zwischen 1817 und 1819 ungefähr 30 Publikationen der *Südslawica* an Vater schickte, worunter sich außer den serbischen Volksliedersammlungen, der serbischen Grammatik, dem *Srpski rječnik* und mehreren Rezensionen zu den Vukschen Ausgaben auch einige kroatische und slovenische Grammatiken, Wörterbücher und Gebetsbücher, einige Bände slovenischer Volkslieder und auch historische Abhandlungen über die Südslawen befanden⁶.

Vaters Beschäftigung mit dem Südslawischen brachte auch konkrete Früchte. Für die von Jacob Grimm 1824 besorgte deutsche Übersetzung der *Kleinen serbischen Grammatik* von Vuk Karadžić verfaßte Vater bekanntlich die Abhandlung *Über die neueste Auffassung langer Helden-Lieder aus dem Munde des Volkes in Serbien; zur Vergleichung mit Homer und Ossian; nebst einer Übersicht des merkwürdigsten und längsten jener Lieder* (S. LV–LXXII). Vater schickte einen Sonderabdruck dieser Abhandlung an die Bayerische Akademie der Wissenschaften nach München, deren korrespondierendes Mitglied er war. Daraufhin beauftragte der Klassensekretär der philologisch-historischen Klasse der Akademie, Lorenz von Westernried, das ordentliche Mitglied Friedrich Thiersch mit der Aufgabe, über Vaters Abhandlung einen Bericht zu erstatten. So kam es zu Thierschs Sitzungsbericht *Über die serbischen Heldenlieder*, vorgelesen bei der Sitzung der philologisch-historischen Klasse am 14. August 1824. Dieser Bericht ist unter anderem das älteste die Slavistik betreffende Dokument auf bayerischem Boden. Der italienische Dichter Giacomo Leopardi las seinerseits in einer französischen Zeitung die Notiz über Thierschs Sitzungsbericht.⁷ Er wurde dadurch auf Vuk Karadžić aufmerksam und begann, sich

⁴ „Was die Bücher betrifft, welche ich bitte mir für das Studium der südlichen Slawischen Sprachen auszusuchen: so wünsche ich, daß der Betrag derselben zunächst nicht viel über zwanzig Thaler steige. [...] Ich überlasse es ganz Ihrem gefälligen Urtheil, mir das Beste und zunächst das auszusuchen, was eine leichte und wahre Uebersicht gibt“ (J. S. Vater an B. Kopitar, Königsberg, 21. November 1815). In: E. Eichler-G. Schröter, *Briefe Johann Severin Vaters an Bartholomäus Kopitar*, „Anzeiger für slavische Philologie“ 14 (1983), 55 – 56.

⁵ Ein anderer Teil des Kopitar-Nachlasses befindet sich bekanntlich in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien.

⁶ Narodna in univerzitetna knjižnica, Ljubljana, Ms. 580.

⁷ „Le conseiller aulique Thiersch a lu ensuite – à la Séance publique de la classe de philologie et d'histoire, de l'Académie des sciences de Munich, le 14 aout 1824 – un mémoire sur les poésies épiques transmises de bouche en bouche par le peuple. Ce qui a donné lieu à ce mémoire, c'est un écrit du professeur Vater à Halle, sur les longues poésies héroïques serviennes récemment publiées, et comparées à celles d'Homère et d'Ossian. *Bulletin de Férussac etc.*, Novembre 1824, t. II.

für ihn zu interessieren⁸. Den Text des Thierschen Sitzungsberichtes entdeckte ich in der Bayerischen Staatsbibliothek in München und veröffentlichte ihn kürzlich in der „Münchener Zeitschrift für Balkankunde“⁹.

Die slavistischen Interessen des obenerwähnten Jacob Grimm sind älteren Datums als seine Bekanntschaft mit Kopitar. Es ist belegt, daß Grimm seit 1810, also fünf Jahre, bevor er Kopitar kennenlernte, sich mit Slavistik beschäftigte, in der Überzeugung, daß Slavistik ihm bei seinen germanischen Forschungen nützlich wäre¹⁰. Grimms Bezugsperson für slavistische Fragen war der Böhme Josef Dobrovský, mit welchem er seit 1811 im Briefverkehr stand. Grimms Interessensphäre auf dem Gebiet der Slavistik entsprach der in Deutschland damals üblichen, nämlich der Russistik, Bohemistik und Polonistik. Die Südslavistik war ausgeschlossen. Er besaß in dieser Zeit nur zwei einzige die Südslavistik betreffende Werke, und zwar *Den Tournier zwischen den beyden Rittern Lamberg und Pegam, ein krainisches Volkslied mit einer deutschen Übersetzung* (Laibach 1807) hrsg. von V. Vodnik, übersetzt von J. A. Župančič¹¹, und Kopitars *Grammatik der slavischen Sprache in Krain, Kärnten und Steyermark* (Laibach 1808). Von der letztgenannten meinte Grimm, daß sie zwar gründlich sei, aber die Eigenart jedes einzelnen Dialektes könnte ihm bei slavischen Studien sogar schaden¹². Gleichzeitig bekundete er Dobrovský seine Absicht, sich innerhalb der Slavistik vor allem der Bohemistik widmen zu wollen: „So wie es meine vielen anderen Geschäfte zulassen, will ich das Slavische treiben, und der bereiten Hilfe wegen vermuthlich vor allem das Böhmisches“¹³.

Diese Einstellung Grimms dauerte bis 1815, bis er Kopitar in Wien kennenlernte. Die Bekanntschaft mit Kopitar bedeutete eine radikale Wende für Grimms slavistische Interessen, da der Wiener Slavist ihn ganz und gar für die Südslavistik gewann. Vor seiner Abreise aus Wien schrieb er am 10. Juni 1815 seinem Bruder Wilhelm folgendes: „Stoff zu Aufsätzen bringe ich genug mit heim, Gott gebe mir nur Ruhe und Zufriedenheit; besonders kannst Du Dich im voraus auf sehr schöne serbische

art. 302, p. 321“. (Giacomo Leopardi, *Zibaldone*. Tomo secondo. In: *Tutte le opere di Giacomo Leopardi*, hrsg. von Francesco Flora, Milano 1939, S. 1150).

⁸ Vgl. S. Bonazza, *Recepcija Vuka S. Karadžića u Italiji*, in: „Naučni sastanak slavista u Vukove dane“ 17 (1987), 485 – 500.

⁹ S. Bonazza, *Friedrich Thiersch als Vorläufer der Slavistik in Bayern*. Thierschs Sitzungsbericht „Über die serbischen Heldenlieder“ vorgelesen am 14. August 1824 in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, in: „Münchener Zeitschrift für Balkankunde“ 5 (1983–1984), 1–15.

¹⁰ M. Vasmer, *B. Kopitars Briefwechsel mit Jakob Grimm* (= Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Jahrgang 1937. Philosophisch-historische Klasse, Nr. 7), Berlin 1938, S. VIII.

¹¹ Dieses Buch bekam Grimm von Dobrovský und dieser seinerseits von Kopitar, wie aus Dobrovskýs Brief an Kopitar vom 13. Oktober 1811 hervorgeht: „Für den Lamberger danke ich Ihnen sehr. [...] Mein Exemplar schickte ich an den kön(iglichen) Bibliothekar Grimm zu Cassel, der ihn in seine Volksbücher aufnehmen, d. i. darin anführen wird, damit die Krainer nicht leer ausgehen“ (V. Jagič, *Briefwechsel zwischen Dobrowsky und Kopitar* (= *Istočniki dlja istorii slavjanskoj filologii* I), Berlin-Sanktpeterburg 1885, S. 217).

¹² „(Kopitars?) Gramm. der sl. Sprache in Krain p. Laibach 1808 besitze ich schon u. finde sie recht gründlich, obwohl etwas weitläufig, auch schadet meinem Studium das Provinzielle des bestimmten Dialects“ (J. Grimm an Dobrovský, Kassel, 20. März 1811. In: A. Sauer, *Aus Jacob Grimms Briefwechsel mit slavischen Gelehrten*, „Prager deutsche Studien“ 8 (1908), 588 – 589.

¹³ Grimms Brief an Dobrovský vom 10. Mai 1811. Ebenda, 591

Poesien freuen, wovon ich Text und Übersetzung habe.“¹⁴ Als Text sind hier begreiflicherweise die ersten zwei Bände der serbischen Volkslieder aus Vuks Sammlungen gemeint, als Übersetzung die Abschrift der Kopitarschen wörtlichen Übertragung ins Deutsche des ersten Bandes dieser Volksliedersammlung, die Kopitar mit einer Widmung 1815 an Goethe nach Weimar schickte¹⁵. Die zitierte Briefstelle an Wilhelm Grimm bedeutete also die Erweiterung des Arbeitsprogramms für die Brüder Grimm mit der Einbeziehung der serbischen Volksdichtung in ihre literarische Forschung. Was auch tatsächlich geschah, und Jacob Grimm wurde zu dem besten Kenner der Serbica in Deutschland. Von seiner früheren Absicht, sich der Bohemistik zu widmen, ist keine Spur mehr geblieben. Und infolgedessen brach auch Grimms Beziehung zu Dobrovský mehr oder weniger ab. Nach einer fast zehnjährigen Pause folgten zwar noch zwei Briefe von Grimm an Dobrovský – einer im Jahre 1824¹⁶ und einer 1825¹⁷ –, ihr Inhalt hat mit dem früheren Themenbereich allerdings nichts mehr zu tun. Im ersten Brief spricht Grimm ausschließlich von seiner Übersetzung der Vukschen *Kleinen serbischen Grammatik*, während der zweite eine energische Ablehnung des negativen Urteils Dobrovskýs über Vuk Karadžić und sein Werk darstellt: „Ihr Urtheil über Vuk und sein Verdienst scheint mir nicht gerecht. Warum soll das Serbische eine Dorfsprache sein? Weil es Formen entstellt, die das Kirchenslavische, meinetwegen auch serbische ältere Idiom, reiner und beßer hat. Das beweist mir zuviel, nämlich auch gegen das Böhmisches, Polnische. Worin besteht also das Vorrecht dieser letzteren? bloß darin, daß sie seit mehreren Jahrhunderten eine Literatur und Bücher besitzen, wodurch die Vortheile oder Nachtheile ihrer Mundart befestigt worden sind. Auf welchem andern Grund kann aber eine serbische Literatur gebaut werden, als auf das von Vuk befolgte verfahren; in diesem Dialekt, sei er wie er wolle, müßen geistreiche Serben schreiben, denn nur in ihm werden sie sich frei und ungezwungen haben können“.¹⁸

Grimms Verdienste um die serbische Sprache und Literatur sind reichlich bekannt¹⁹, erwähnenswert wäre noch, daß Grimm über Vuk Karadžić und die serbische Literatursprache ebenso wie Kopitar dachte, welcher ihm sogar des öfteren Anweisungen für Rezensionen oder Aufsätze zukommen ließ²⁰.

Grimms Werben für Vuk und sein Werk löste in breiten Kreisen der deutschen Intelligenz ein außerordentliches Interesse für die serbische Sprache und Literatur aus.

Neben Jacob Grimm war von den deutschen Gelehrten zweifelsohne Leopold Ranke derjenige, der in Deutschland die größten Verdienste für die Verbreitung der Kenntnisse über Südosteuropa erworben hatte. Seine *Serbische Revolution* (Hamburg 1829), die Goethe auf den Verfasser neugierig machte, und Berthold Georg Niebuhr

¹⁴ *Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit*, hrsg. von H. Grimm und G. Hinrichs, Weimar 1881, S. 460.

¹⁵ Vgl. M. Mojašević, *Jakob Grim i srpska narodna književnost*, Beograd 1983, S. 378 ff.

¹⁶ Siehe Sauer, a. a. O., S. 612 – 613.

¹⁷ Ebenda, 615 – 620.

¹⁸ Ebenda, 618 – 619.

¹⁹ Vgl. das grundlegende Werk über Jacob Grimm und die serbische Literatur *Jakob Grim i srpska narodna književnost* von Miljan Mojašević, a. a. O.

²⁰ Vasmer, a. a. O., S. XIX – XX.

als das vortrefflichste Werk der deutschen Historiographie bezeichnete, belebte das Interesse für Südosteuropa und prägte es wegweisend mit. Rankes Werk erschien nämlich zu einer Zeit, als die Verbreitung und die begeisterte Aufnahme der serbischen Volkspoesie in Deutschland den Höhepunkt bereits erreicht hatte, so daß von der literarischen Seite her kaum mehr neue bedeutende Impulse für die kulturelle Emanzipation des Serbentums zu erwarten waren. Mit der Erweiterung der Thematik auf das Gebiet der Zeitgeschichte schuf Ranke ein neues Verhältnis Deutschlands zu Südosteuropa und eröffnete neue Perspektiven.

Daß Ranke mit dem Serbentum in Berührung kam und die *Serbische Revolution* verfaßte, ist wiederum Kopitars Verdienst. Im Herbst 1827 trat Ranke über Wien eine dreijährige Studienreise nach Italien an. Der Umweg über Wien war für ihn deshalb notwendig, weil ein Teil der Archivalien aus venetianischen Archiven damals in Wien aufbewahrt war. Seine Absicht war laut eigenen Angaben, „ein Columbus der venetianischen Geschichte zu werden“²¹. In der Wiener Hofbibliothek lernte der junge Ranke Kopitar kennen, und dieser konnte ihn – ebenso wie einige Jahre früher Jacob Grimm – für die südosteuropäischen Angelegenheiten gewinnen und begeistern. Kopitar war es, der Ranke mit Vuk Karadžić bekanntmachte, und aus dieser Bekanntschaft – von Kopitar inspiriert und durch dessen Mitarbeit – entstand die *Serbische Revolution*. Davon legt Ranke selbst in einem Brief an Kopitar vom 30. Juli 1829 Zeugnis ab: „Sie sind wie Sie sehen, eine Art Muse oder Musaget für mich, da dieß die zweite Schrift ist, die ich ausdrücklich auf Ihr Verlangen verfaßte.“²² Als zweite Schrift ist hier *Don Carlos* gemeint, als erste die *Serbische Revolution*. Auf die Entstehung der *Serbischen Revolution* kam Ranke in späteren Jahren in seinen Memoiren zurück: „Zugleich aber war der Aufenthalt in Wien, der sich vom October 1827 bis zum October 1828 erstreckte, in jeder anderen Weise ergiebig. Den schriftlichen Informationen in Wien reihten sich mündliche an. An Wuk Stepanowitsch, dem gelehrtesten aller Serben, die damals lebten, fand ich einen Freund, der mir seine Sammlung zu der serbischen Geschichte mittheilte. Sie ergriff mich durch die lebendige Information über ein Ereigniß von allgemeiner historischer und politischer Bedeutung in der Tiefe des Geistes und Herzens. Im Sommer 1828 habe ich daraus die Geschichte der Revolution in Serbien zusammengestellt, bei der mir die Beihilfe unvergeßlich ist, die mir der damalige Mittelsmann deutscher und slavischer Gelehrsamkeit, Kopitar, geleistet hat.“²³

Es war wiederum Kopitar derjenige, der seine deutschen Korrespondenten über die Entstehung von Rankes *Serbischer Revolution* informierte, bevor das Werk erschien. So meldete er z. B. am 1. Oktober 1828 Jacob Grimm folgendes: „Ranke hat Vuks Milosch deutsch bearbeitet; er erscheint nächstens bei Perthes.“²⁴ Und vier Monate später ebenso: „Von Ranke erscheint nächstens bei Perthes: Die serbische Revolution, ein Memoire von L. R. – ex ore Vukii. Sie werden es gerne lesen.“²⁵ Dieselbe Nachricht schickte Kopitar am 14. Februar 1829 auch an Georg Heinrich

²¹ H. F. Helmolt, *Leopold Rankes Leben und Wirken*, Leipzig 1921, S. 40.

²² Ebenda, 52.

²³ Leopold von Ranke, *Zur eigenen Lebensgeschichte*, hrsg. von Alfred Dove, Leipzig 1890, S. 64.

²⁴ Vasmer, a. a. O., S. 58.

²⁵ Kopitars Brief an Ranke vom 4. Februar 1829. Ebenda, 61.

Pertz: „Er [Ranke] hat hier, aus Wuks Munde, ein sehr treffliches Memoir über die Serbische Revolution ausgearbeitet.“²⁶

Bisher wurden nur Namen genannt, die publizistische und essayistische Leistungen zu diesem Thema hervorbrachten. Kopitars Einsatz zugunsten der Kultur der Südslaven konnte sich selbstverständlich nicht nur bei obengenannten Namen erschöpfen. Aus dem schon erwähnten *Geld- und Bücherjournal* geht z. B. hervor, daß Kopitar am 19. Mai 1817 an Wilhelm von Humboldt zwei Bände der serbischen Volkslieder von Vuk und die serbische Grammatik wie auch drei seiner Rezensionen zu demselben Thema schickte. Aus anderer Quelle²⁷ wissen wir, daß Kopitar ihm auch später, im Jahre 1824, eine weitere Publikation von Vuk zuschickte. Diesmal ging es um eine Abhandlung über die bulgarische Sprache. Kopitars Absicht, Wilhelm von Humboldt für die sprachliche Problematik Südosteuropas zu interessieren, war deutlich. Der Erfolg blieb in diesem Falle allerdings aus.

Zu den prominenten Vertretern der deutschen Wissenschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, bei denen Kopitar die serbische Volksdichtung propagierte, gehört auch der klassische Philologe Friedrich Wolf. Kopitar hatte ein feines Gespür für menschliche Beziehungen und wußte für jeden die richtige Motivation zu finden. Er schrieb an Friedrich Wolf, den Begründer der Theorie, wonach nicht Homer, sondern verschiedene Rhapsoden oder Homeriden die eigentlichen Autoren von *Odyssee* und *Ilias* gewesen seien: „Nirgends gibt es noch heut zu Tage treffendere Pendants zu *Ihren Homeriden*, als in Serbien und Bosnien. Ein Exemplar von (Hormayr's) hier erscheinendem Journal: Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst mag doch auch Berlin erreichen? Dort habe ich nun vier Rhapsodien aus dem Freyheitskriege von 1804 übersetzt (Jahrgang 1818, Nr. 36, 37, 38 und in einem früheren Nr.). Par curiosité sehen Sie's doch an. Im illyrischen Original sind auf meine Veranlassung bereits 2 Bde solcherley serbischer Volkspoesie heraus, 2 neue liegen druckfertig; in allem könnten 10 voll werden.“²⁸

Kopitar hatte in Wien rege Kontakte auch zu Friedrich Schlegel, obwohl er mit dessen kulturpolitischer Linie nicht einverstanden war. Aus Schlegels Briefen an Kopitar resultiert, daß der deutsche Romantiker Kopitar bei zwei verschiedenen Gelegenheiten um ein slovenisch-deutsches Wörterbuch gebeten hat²⁹. Daß sich Schlegel gerade für das Slovenische – also Kopitars Muttersprache – interessierte,

²⁶ M. Vasmer, *Bausteine zur Geschichte der deutsch-slavischen geistigen Beziehungen I* (= Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Jahrgang 1938. Philosophisch-historische Klasse, Nr. 6), Berlin 1939, S. 95.

²⁷ Kopitars Brief an Wilhelm von Humboldt vom 20. Juni 1827. In: M. Vasmer, *Ein Brief von B. Kopitar an Wilhelm von Humboldt*, „Zeitschrift für slavische Philologie“ 14 (1937), S. 22.

²⁸ M. T. Selesković, *Kopitarova prepiska sa Fridrihom Volfom*, in: „Kovčević“ 8 (1968), 112–113.

²⁹ „Wenn ich durch Ihre schon bey so mancher Gelegenheit erfahrene Gefälligkeit und Güte, auf einen halben Tag oder auch einige Stunden, ein illyrisch-Krainisches Wörterbuch – nämlich *krainisch-deutsch*, oder auch latein(isch) – erhalten könnte; so würden Sie mich dadurch auf das dankbarste verpflichten“ (F. Schlegel an Kopitar, Wien, Sommer 1820. In: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. 30. Band, hrsg. von Eugène Susini, Paderborn–München–Wien 1980, S. 300). „Dürfte ich so frey seyn, Sie noch einmal um das *Krainisch-slavisches Wörterbuch*, welches Sie mir vorigen Sommer gütigst mittheilten, nur auf 1 oder 2 Tage bitten, so würden Sie (mich) dadurch auf das Dankbarste verpflichten“ (F. Schlegel an Kopitar, Winter 1821. Ebenda, S. 349).

ist wohl auf Kopitars Bemühungen, Schlegel für die slavischen Sprachen zu sensibilisieren, zurückzuführen. Schlegels Interesse für das Slovenische ist zweifelsohne Ausdruck seiner Würdigung für den slovenischen Gelehrten.

Im großen und ganzen kann man sagen, daß die meisten Gelehrten, die aus Forschungsgründen nach Wien gekommen waren und mit Kopitar in engere Bekanntschaft traten – was nichts Außergewöhnliches war, wenn man bedenkt, daß er Leiter der Handschriftenabteilung an der Hofbibliothek war –, direkt oder indirekt mit der Kulturproblematik Südosteuropas konfrontiert wurden, und viele von ihnen kamen durch Kopitars Vermittlung auch mit Vuk Karadžić in Kontakt. Diese persönlichen Kontakte erfolgten meistens in Kopitars Stammlokal „Zum Weißen Wolf“, wo sich eine beträchtliche Anzahl von vorwiegend slavischen Intellektuellen traf. Von den deutschen Gelehrten waren häufige Gäste beim „Weißen Wolf“ z. B. Georg Heinrich Pertz und Leopold Ranke. Einer der Gäste im „Weißen Wolf“ war auch der deutsche Dichter August Heinrich Hoffmann von Fallersleben. Er erwähnte den Aufenthalt in Wien im Jahre 1827 und den Besuch in Kopitars Stammlokal in seinem Memoirenbuch *Mein Leben* wie folgt: „Stunden lang unterhielten wir uns, der Stoff ging nie aus. Kamen wir dann in den Wolf, so setzten wir das Gespräch oft fort oder fingen neu ein neues an, woran auch die anderen theilnahmen. Unvergeßlich sind mir die Mittheilungen Wuks aus seinem Leben, über das Thun und Treiben der Serbier, über Milosch, die Räuber und ihre Lieder, über die Griechen, Armenier und Albanesen. [...] Die Unterhaltung wurde meist deutsch geführt, doch kamen mitunter auch andere Sprachen zum Vorschein, wie sich das in Wien kaum vermeiden läßt. Wenn Wuk mit Kopitar etwas zu reden hatte was die anderen nicht wissen sollten, so sprach er serbisch und Kopitar antwortete deutsch.“³⁰

Die Aufnahme serbischer Volkslieder in Deutschland ist verhältnismäßig gut erforscht³¹. Trotzdem taucht immer wieder neues Quellenmaterial auf, welches dieses Thema um neue Erkenntnisse bereichert. Aus eben solchen von mir in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien entdeckten neuen Quellen geht hervor, daß Kopitar selber eine Ausgabe der serbischen Volkslieder aus den ersten zwei Vuk-schen Bänden in deutscher Übersetzung plante, und daß er diesbezüglich sogar schon konkrete Schritte unternommen hatte. Diese Ausgabe hätte in Breslau 1816 erscheinen sollen, ist aber aus verschiedenen Überlegungen Kopitars nicht zustande gekommen. Dieses neue Material mit dem entsprechenden Kommentar erschien kürzlich in der „Zeitschrift für Slawistik“³².

Kopitars Werben für die Kultur und das Schrifttum der Südslaven in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirkte stets befruchtend und aufbauend, in mancher Hinsicht sogar entscheidend. Ohne den Kopitarschen Einsatz wäre die Entwicklung der Südslavistik in Deutschland sicherlich anders verlaufen. Leopold Ranke hätte seine *Serbische Revolution* wahrscheinlich nie geschrieben, und Jacob

³⁰ Zitiert nach S. Hafner, *August Heinrich Hoffmann von Fallersleben und Bartholomäus Kopitar*, in: „Die Welt der Slaven“ 2 (1957), S. 188.

³¹ Vgl. Bonazza, *Friedrich Thiersch als Vorläufer der Slavistik in Bayern*, a. a. O., S. 1–4.

³² S. Bonazza, *Neue Quellen zu Kopitars Wirken für Vuk Karadžić in Deutschland*, in: „Zeitschrift für Slawistik“ 33 (1988), 5, S. 730–737.

Grimm hätte wahrscheinlich seine früheren Absichten verwirklicht und Bohemistik betrieben. Infolgedessen wäre es zu dem historischen, für die kulturelle Entwicklung Südosteuropas strategisch und symbolisch so wichtigen Treffen zwischen Goethe und Vuk Karadžić in Weimar wahrscheinlich nie gekommen. Die systematische Beschäftigung mit der Südslavistik von Seiten Johann Severin Vaters, Jacob Grimms und Leopold Rankes ist auf direkte Anregung von Kopitar zurückzuführen. Die Anfänge der Südslavistik-Forschung in Deutschland sind daher untrennbar mit seinem Namen verbunden.

JOSIP MATEŠIĆ

Der Weg zur Anerkennung.

Die südslavische Volksdichtung in deutschsprachigen Fachlexika (1. Hälfte des 19. Jahrhunderts).

Das Ende des 18./Anfang des 19. Jahrhunderts erwachte Interesse des deutschen Geisteslebens an den südslavischen Völkern war in erster Linie kulturpolitisch und literarisch motiviert. Indizien dafür liefern unter anderem damals veröffentlichte Berichte in Zeitungs- und Zeitschriftenmitteilungen, eine Reihe von Reisebeschreibungen, historische Studien, Schilderungen über einzelne Völker und Länder von Landschaften bis zu Volksbräuchen. Es ist vor allem eine Auswirkung der deutschen romantischen Philosophie, daß das Interesse am kulturellen Leben und an geistigen Errungenschaften der südslavischen Völker sprunghaft steigt. Einen der Schwerpunkte dabei bildete die Folklore. In der Folklore, deren interessanteste, wichtigste und höchste Domäne die Volksdichtung ist, „offenbarte“ sich nämlich eine urwüchsige Kultur als Ausdruck des Volksschaffens in einem geographischen Raum, der exotisch erschien und kaum bekannt war.

Andererseits wird der begonnene Kampf der südslavischen Völker gegen die jahrhundertelange türkische Unterdrückung (Aufstände in Serbien zu Beginn des 19. Jahrhunderts) als Ausdruck des nationalen Befreiungstrebens gewertet und damit auch als Ausdruck der Befreiungstendenzen der europäischen Völker überhaupt. Der genannte Zeitraum, auch als *Beginn der deutsch-südslavischen Wechselbeziehungen* bezeichnet, war Gegenstand zahlreicher und intensiver Nachforschungen. Im folgenden soll nun in großen Zügen auf einige der wichtigsten Fakten und Namen hingewiesen werden.

Insgesamt gesehen rief die deutsche (Spät-)Romantik bei den Völkern des europäischen Südostens eine beachtliche Wirkung hervor. Sie zeigte sich als ein historischer und geistiger Prozeß mit epochalen Ergebnissen; denn sie erweckte das Selbstbewußtsein und das Gefühl nach der Zusammengehörigkeit durch gemeinsame kulturelle und politische Aufgaben und nicht zuletzt die Besinnung auf die eigene Sprache und das eigene Volkstum. Sie verschaffte diesen Nationen den Eintritt in das europäische Geistesleben neuerer Zeit.

Die Impulse der Beschäftigung mit Volkskunde, Geschichte und Sprache der südslavischen Völker gingen von dem Philologen und Bibliothekar an der Wiener Hofbibliothek, *Bartholomäus Kopitar*, aus. Nicht nur philologisch-literarische Interessen ließen Kopitar jene unermüdliche Tätigkeit entwickeln – J. W. v. Goethe, J. Grimm, Therese Albertine Louise von Jacob (Talvj) und andere für die südslavische Sache zu interessieren – als „treuer Untertan der K. u. K.-Monarchie“ erwartete Kopitar eine für die Slaven segensreiche nationale Wiedergeburt unter österreichischer Schirmherrschaft. Er handelte aus südslavisch-patriotischer Grundstimmung heraus und plädierte für eine Art „österreichischen Panslavismus“. Galt Kopitar als der einflußreichste Vermittler des südslavischen Volksgutes im deutschsprachigen Raum, so war J. Grimm der unbestrittene Befürworter dieser Sache. Grimms Beschäftigung mit der südslavischen Volkspoesie und mit der Sprache dieser Völker

– wir denken dabei besonders an die serbische Sprache – geht auf die Zeit des Wiener Kongresses zurück, als sich Grimm von Oktober 1814 bis Juni 1815 in Wien aufhielt.

Während des Aufenthaltes wurde J. Grimm von Kopitar auf den Reichtum der südslavischen Volksdichtung und auf deren unermüdlichen Sammler Vuk St. Karadžić aufmerksam gemacht. Kurz nach diesem Hinweis schickte Kopitar eine Einladung von J. Grimm, das Sammeln von Volksliedern und Märchen betreffend, an Vuk Karadžić. Vuk Karadžić¹ bedankte sich bei Kopitar für J. Grimms Einladung und versicherte, er sei zur Mitarbeit bereit. Dies war der Anfang nicht nur einer vielversprechenden und ergiebigen Zusammenarbeit, sondern auch einer Freundschaft zwischen den beiden Gelehrten, die bis zu ihrem Tode dauerte. Ein beredtes Zeugnis davon legen unter anderem die von J. Grimm zu folgenden Werken vorgelegten Besprechungen ab: einem „*Serbisch-deutschen-lateinischen Wörterbuch*“ von Vuk Karadžić (1819); einem dritten Band der „*Serbischen Volkslieder*“ (1823) sowie einem ersten und zweiten Band der „*Serbischen Volkslieder*“ (1824); des weiteren einer „*Volksliedersammlung*“ (1850). Auch eine „*Kleine serbische Grammatik*“ wurde (1824) von J. Grimm verdeutscht und mit einer Vorrede versehen. J. Grimms sowohl mittelbare als auch unmittelbare Anregungen, seine Rezensionen und Abhandlungen über die südslavischen Volksdichtungen, die Übersetzungen von Volksliedern wie auch die Einbeziehung des reichen, vergleichenden südslavischen Materials in eigene Werke sind ausreichende Belege von der Popularisierung der südslavischen Volksdichtung in Deutschland und seinem Bestreben, das südslavische Volkslied dem deutschen Leser näherzubringen.

Auch Goethe trug dazu bei, daß sich beim deutschen Rezipienten das Südslavenbild ausweitete und zum Positiven entwickelte. Durch das Buch des italienischen Reisenden Alberto Fortis „*Viaggio in Dalmacija*“ (Venedig, 1774) wie auch durch Herders *Volkslieder* (1778) begann Goethe, sich für die Volkskultur, genauer die Volksdichtung zu interessieren. Er betrachtete seit etwa 1820 die Volksdichtungen verschiedener Völker in einem größeren Zusammenhang als Ganzes, als Phänomen und „Gemeingut der Menschheit“. Goethes Nachdichtung „*Klagesang von der Edlen Frauen Asanaga*“ – Goethe benutzte die Originalvorlage einer italienischen Übersetzung von Fortis – wurde in Herders Sammlung der *Volkslieder* (1778) gedruckt. Goethe hat sich in seiner Korrespondenz und in seiner Zeitschrift „*Kunst und Alterthum*“ mehrfach lobend vor allem über die lyrischen Volkslieder geäußert. Damit wurde damals von höchster Warte im deutschen Kulturbewußtsein eine Wertschätzung der südslavischen Volksdichtung geschaffen.

Von Grimm und Kopitar angeregt und beraten sowie von Goethe betreut, brachte Therese Albertine Louise von Jacob (Talvj) im Jahre 1825 das zweibändige Werk „*Serbische Volkslieder*“ heraus. Ebenfalls durch Goethe angeregt, veröffentlichte 1827/28 Christus L. Gerhard eine zweibändige Sammlung von Übersetzungen „*Wila, Serbische Volkslieder und Heldenmärchen*“. Der aus dem deutschen Baltikum stammende Peter von Götze, bekannt als der Verfasser der „*Stimme des russischen Volkes in Liedern*“, brachte 1827 seine Übersetzungen „*Serbische Volkslieder*“ heraus und widmete sie der Großherzogin Pavlovna. In Österreich übersetzte

¹ Vgl. *Grimm*, L.J., Kleine Schriften, Bd. VII, S. 593

noch unmittelbar unter den Anregungen J. Grimms und Vuk Karadžićs der in Slavonien tätige Lehrer Eugen Vesely die „*Serbischen Hochzeitslieder*“ (Ofen, 1826), Anastasius Grün die „*Volkslieder aus Krain*“ (1850), der Wiener Dichter und Schriftsteller Ludwig A. Frankel „*Gusle, Serbische Nationallieder*“ (1852) und Siegfried Kapper „*Die Gesänge der Serben*“ (1852)².

Neben den Übertragungen und Nachdichtungen südslavischer Volkslieder ins Deutsche gab es auch zahlreiche Abhandlungen und Kommentare zum südslavischen Volkslied, die in verschiedenen (Literatur-)Zeitschriften und Fachlexika erschienen. Sie leisteten für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus – verfolgt man sie in ihrem Wandel, ihrer Vielgestaltigkeit und ihrer Funktionalität – einen gewichtigen Beitrag zur Erhellung der angesprochenen Problematik auf unterschiedlichen Ebenen. Da bekanntlich bereits zahlreiche Untersuchungen zu den verschiedenen in den (Literatur-)Zeitungen veröffentlichten Beiträgen vorliegen³, richtet sich im folgenden unser Augenmerk auf die in den wichtigsten Fachlexika (Meyer, Brockhaus u. a.) abgedruckten Artikel zum Thema südslavische Volksdichtung. Der Blick in die Fachlexika hilft in besonderer Weise bei der Klärung der Frage nach der breiten Wirkung einer literarischen oder geistigen Erscheinung und dient der Bestimmung ihres Ranges im Laufe der geschichtlichen Entwicklung⁴. Zu den bedeutendsten Konversationslexika gehörte zweifelsohne das von *Friedrich Arnold Brockhaus* Ende des 18. Jahrhunderts begründete Lexikon. Wie sehr Brockhaus versuchte, den Anforderungen seiner Leser gerecht zu werden, zeigt das Vorwort des Lexikons. In der 5. Ausgabe wird die Notwendigkeit unterstrichen, die Gesellschaft über alle für ihre Entwicklung relevanten Erscheinungen zu informieren. Dies kann der Vorwärtsentwicklung und der gleichberechtigten Teilnahme aller Völker dienen. Die Redaktion von Brockhaus war von Anfang an stets bemüht, die neuesten Entwicklungsergebnisse in das Lexikon einzuarbeiten und damit dem Leser eine Fülle zuverlässiger und gezielter Daten zu vermitteln. Wir lesen z. B. im Vorwort des Konversationslexikons von Meyer:

² Interessant ist die Tatsache, daß zahlreiche südslavische Volkslieder in deutscher Sprache der Öffentlichkeit früher bekannt waren, als sie im Original gedruckt wurden. Die südslavischen Volkslieder regten aber nach den Übersetzungen von Talvj, Gerhard und Kapper auch deutsche Komponisten zur Vertonung an, so J. Wolram, Carl Loewe, Georg Hentschel, Johannes Brahms. Vgl. *Matl*, J., *Europa und die Slaven*, Wiesbaden 1964, S. 42.

³ Vgl. *Röhling*, Horst, *Studien zur Geschichte der balkan-slavischen Volkspoesie in deutschen Übersetzungen* (mit der dort angeführten Literatur), Köln/Wien 1975, S. 88 ff.; *Walter*, Hilmar, *Odras književnog i jezičnog razvitka na srpskohrvatskom jezičnom području u godišnjacima za slovensku književnost, umjetnost i nauku do 50-ih godina 19. veka*, in: *Naučni sastanak slavista u Vukove dane*, Nr. 8/I, Beograd 1978, S. 257–265.

⁴ Die Hersteller der Lexika des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, auch „*Gelehrten-Lexika*“ genannt, waren bestrebt, möglichst viele Informationen und Wissenswertes zu ermitteln. Sie waren im gewissen Sinne Wegweiser bei der Orientierung des Entwicklungsstandes von Wissenschaft und Bildung während der Zeit ihres Erscheinens. Durch die Bildungsideale der Aufklärung angeregt, entstand am Ende des 18. Jahrhunderts eine neue Art des Lexikons, das „*Konversationslexikon*“, dessen Aufgabe vor allem darin lag, alle gebildeten Schichten über den neuesten Entwicklungsstand in den verschiedensten Disziplinen (Geschichte, Geographie, Literatur, Volkskunde, Wirtschaft) zu informieren.

„Es bleibt noch die Frage übrig, wodurch unser Unternehmen den Beifall des Publikums erwerben wolle? . . . Es soll geschehen durch die sorgfältige Aneignung alles Dessen, was das riesenhafte Fortschreiten aller Wissenschaften und Künste bisher geleistet hat. Stets den Grundsatz vor Augen behaltend, daß, wenn einerseits das Lexikon auch für die Gelehrten vom Fach brauchbar und ein zuverlässiges, bequemes Handbuch zum Nachschlagen sein soll, es doch hauptsächlich für das *große Publikum* bestimmt ist, welchem es eine Fundgrube werden soll, alles Kenntnisse, die positiven und wesentlichen Wert haben und unseren sozialen Bedürfnissen angemessen sind.“

Zum Begriff „Volkslied“: Auf den Ursprung und die Wertung des Volksliedes eingehend, wird in Meyers Lexikon gesagt:

„Während die Kunstdichtung von den gebildeten Teilen des Volkes ausgeht, gehen die Volkslieder aus dem Teil des Volkes hervor, den wir als „ungebildete Masse“ jenen entgensetzen, in der aber die nationale Eigentümlichkeit sich am schärfsten erhellet.“⁵

Im Volkslied spiegeln sich das „allgemein-Menschliche“, das Wesen und der Charakter eines Volkes, kurz: alles, was die poetische Kraft des Volkes zu erregen vermag: Liebe und Haß, die Freude an Krieg und Jagd, an Wein und Tanz, die Lust an der Natur, an dem stillen, häßlichen Leben und frommer, religiöser Glaube, je nach der unterschiedlichen Sinnesweise der Völker. Der Wert der Volkspoesie beruhe vorzüglich darauf, daß sie der reine, naturgemäße Ausdruck des Gefühls und der Lebensanschauung des Menschengeschlechts in den einzelnen Nationen sei und daher nichts Geborgtes, Gemachtes oder Gekünsteltes enthalte. Der Autor des Kommentars wertete das Volkslied im Sinne der deutschen Romantik mit der Zielsetzung auf, die allgemeine Begeisterung dafür zu wecken. Daher sollten dem Leser anschauliche Beispiele geboten werden – Beispiele, die außerhalb der Grenzen heimatlichen Kulturgutes lagen, so unter anderem im Bereich der slavischen Welt und insbesondere im Bereich der südslavischen Volkspoesie.

In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, daß dem Leser Errungenschaften und Perspektiven der slavischen Literaturen sehr knapp vorgestellt werden – mit einer Ausnahme: der südslavischen Literatur, welche ausführlich behandelt wird:

„Für die Serben und Illyrer ruht das slawische Ideal noch nicht auf einem gelehrt ausgebreiteten System; kunstlos, wie ihr eigenes Leben, entspringt es ihren Stamminstinkten, die sie anregen, allen Völkern arglos die Bruderhand zu reichen. Die Illyrer und Serben streiten nicht, sie glauben; sie schreiben nicht, sie handeln; sie mißtrauen nicht, sie lieben. Ihr Genius, nicht spöttisch, wie der russische, nicht gelehrt, wie der böhmische, ist mit all den edlen Empfindungen verschmolzen, welche die Natur dem Menschenherzen eingepägt und die später eine zweifelsüchtige Wissenschaft verwischt. Die türkischen Serben, die den gemeinsamen Rassentypus schärfer als alle anderen Slaven aufweisen, haben in ihren geistigen Werken so deutlich ausgedrückt, daß sich hier der kritischen Beobachtung die letzten lebenden Spuren des ursprünglichen europäischen Genius darbieten . . .“

„Vielleicht werden die Illyrer und Serben in allen besonderen Zweigen der Wissenschaft und der Zivilisation gegen die anderen Europäer noch lange eine untergeordnete Stellung einnehmen. Jahrhunderte hindurch werden sie noch in diesem Bezüge Schüler des Abendlandes bleiben; allein auf dem Gebiet der naturwüchsigen, frei aus dem Herzen strömenden Poesie sind sie unbestritten die Ersten und können darin dem ganzen Europa Unterricht geben.“

⁵ Meyer, H. E., Neues Konversationslexikon für alle Stände, Bd. XV, 1860, S. 490 ff.

Die Begeisterung für den südslavischen Genius gipfelt am Schluß in dem Satz:

„Jedenfalls ruht die ganze slawische Zukunft auf den Illyrer-Serben.“⁶

Sehr knapp sind Berichte über die Südslaven verfaßt, und zwar immer unter dem Stichwort: „Serbische Literatur“, in den Lexika: *Neues Elegantes Konversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen*, von O. L. B. Wolff, Leipzig, und *Allgemeine Deutsche Realenzyklopädie für die gebildeten Stände*, wie auch *Brockhaus Konversationslexikon*, Leipzig. In diesen Lexika wird schlicht in wenigen Worten über das Volkslied berichtet. Es wird hingewiesen auf die Existenz von Heldengedichten und lyrischen Gedichten, die in erster Linie wegen ihrer Liebes- und Frauenlieder Anerkennung verdienen. Insgesamt gesehen spiegeln sich in diesen Volksliedern „slawische Charaktere, rohe Kraft, gepaart mit orientalischer Glut und hellenischer Klassik“⁷.

Im Gegensatz zu den eben erwähnten Lexika sind Berichte in Meyer's Lexikon ausführlicher und präziser verfaßt. Der Leser erfährt, daß die „Heldenlieder“ ausschließlich von Blinden gedichtet und unter Begleitung der Gusla im Schatten eines Baumes oder einer Kirche gesungen werden. Die „Frauenlieder“, meist von Mädchen und Frauen gedichtet, werden von jungen Leuten beim Volkstanz (Kolo) gesungen. Man singt sie auch „am Spinnrocken, auf dem Felde, bei festlichen Anlässen, Hochzeiten und im häuslichen Kreise. Hirten auf dem Felde begleiten bisweilen mit der Doppelflöte, die mohammedanischen Sänger in den Städten mit der Tambura . . .“⁸

Die Liebeslieder werden als geistreich, scherzhaft, mutwillig und als typischer Ausdruck des Volkscharakters bezeichnet. Über die Form der Lieder rekurrierend, wurde festgestellt, daß das Versmaß der „Heldenlieder“ aus fünffüßigen Trochäen mit einer Zäsur nach dem zweiten Fuß besteht, das Versmaß der „Liebes- und Frauenlieder“ neben Trochäen auch Daktylen aufweist und hinsichtlich des Rhythmus anakreontischen Oden ähnelt. Ihrer Genesis nach werden die Lieder in drei zeitliche Abschnitte eingeteilt:

- a) Lieder, die vor der Ankunft der Türken nach Europa entstanden sind;
- b) Lieder, die der Periode der türkischen Herrschaft bis zum Untergang der Hauptstadt Konstantinopel angerechnet werden, und
- c) Lieder neuerer Zeit.

⁶ Eine gewisse Idealisierung der Südslaven, insbesondere der Serben, war charakteristisch für die deutsche Romantik. Die Slovenen und die Kroaten konnten nicht als „Naturvölker“ gelten, denn sie lebten unter Österreich und Italien und waren daher als „zivilisiert“ anzusehen. Da die Bulgaren und die Makedonen damals noch fast unbekannt waren, blieben nur die Serben, die die Erwartungen eines für die Romantik gültigen „Naturvolkes“ erfüllen durften. Es war noch ein „urwüchsiges“ Volk, unter anderem ein Volk, das eine reiche und einzigartige Volksdichtung vorweisen konnte. Talvj schrieb z. B.: „Das ganze tägliche Leben der serbischen Jugend ist mit Sang und Poesie durchwoben.“ Vgl. *Talvj*, Vorrede zur zweiten Auflage der „Volkslieder der Serben“, S. 36 ff. Welche Vorstellung die Mitarbeiter oder auch Autoren der hier behandelten Lexika über die Südslaven und ihre Sprache hatten, geht u. a. aus dem folgenden Beispiel hervor: „Das Sprachgebiet, das dem südslawischen Stamm eigen ist, hat seine Grenzscheide von der Spitze des Adriatischen Meeres durch Kärnten bis nach Preßburg hin. Die Mengen der Völkerschaften, die wir unter dem Namen der „Südslawen“ zusammenfassen . . ., gruppieren sich in zwei Klassen, Serben auf der einen, Illyrer auf der anderen Seite.“ (*Meyer*, Bd. XVI, 1850, Stichwort: Illyrismus)

⁷ *Realenzyklopädie für die gebildeten Stände*, Leipzig 1830, S. 169.

⁸ *Meyer*, H. E., *Neues Konversationslexikon*, Bd. XVI, 1867, S. 1048 ff.

Die hier von mir summarisch dargestellten Angaben wiederholen sich fast wörtlich in jeder neuen Ausgabe des Meyerschen Lexikons.

Für die aus der romantischen Tradition kommenden oder von ihr geprägten Zeitgenossen bestand ein Interesse nicht nur an den politischen Ereignissen jener Völker, die im Begriff waren, sich von der Feudalherrschaft zu lösen, sondern genauso an ihren kulturellen Leistungen und Beiträgen, insbesondere an ihrer Volksdichtung, anhand derer man versuchte, den Volkscharakter zu erkennen. Goethe, der den Begriff „Weltliteratur“ treffend applizierte, hat sich dieser Dichtkunst aufmerksam gewidmet, wie sie ihm und manchem anderen Interessenten in der deutschen Übersetzung südslavischer Volkspoesie entgegentrat. Interesse, ja Begeisterung für die südslavische Volkskunst erfaßte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts breite Schichten literarischer Kreise (und nicht nur diese), die von Goethe und den Gebrüdern Grimm bis in die literarischen Unterhaltungsblätter reichten. Daß daneben die philologisch-wissenschaftliche Wertung kaum in Erscheinung trat, in den von uns zitierten Quellen z. B. gar nicht oder nur selten angegeben wurde, verwundert nicht; denn die gebotenen Angaben dienten in erster Linie dazu, die Aufmerksamkeit des breiten Publikums, des deutschen Rezipienten im weitesten Sinne, für das unbekannte und fremde Kulturgut zu wecken und für sich zu gewinnen. Dieser Herausforderung – berücksichtigt man die Zeit und die Umstände von damals – wurden die Lexika nach unserem Dafürhalten im großen und ganzen gerecht. Sie dienten dem damaligen Rezipienten und seinem Erwartungshorizont als unerläßliches Hilfsmittel.

Autorenverzeichnis

Prof. Dr. phil. Sergio Bonazza
Universiteta degli Studi di Verona (Italien)
Corso di Laurea in Lingue e Letterature Straniere, Filologia Slava

Prof. habil. Dr. theol. Hans-Dieter Döpman
Humboldt-Universität zu Berlin, Theologische Fakultät

Dr. phil. András Gergely
Universität Budapest (Ungarn), ELTE, Ujkori Magyar Történeti Tanszék

Prof. Dr. phil. Klaus Heitmann
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Neuphilologische Fakultät,
Lehrstuhl für Romanische Philologie

Prof. (em.) Dr. theol. Friedrich Heyer
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Wiss.-Theologisches Seminar,
Lehrstuhl für Konfessionskunde

Prof. Dr. phil. Frank Kämpfer
Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Fakultät für Geschichte,
Lehrstuhl für Geschichte Osteuropas und Geschichte Südosteuropas

Prof. Dr. phil. Hans-Jürgen Kornrumpf
Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, Fakultät für Philologie III,
Islamische Philologie, Islamkunde

Prof. Dr. phil. Lothar Maier
Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Fakultät für Geschichte,
Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte

Dr. phil. Stela Mărieș
Universität Iași (Rumänien),
Institutul de Istorie și Arheologie „A. D. Xenopol“

Prof. Dr. phil. Josip Matešić
Universität Mannheim, Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft,
Lehrstuhl für Slavische Philologie

Prof. (em.) Dr. phil. Helmut Neubauer
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Philosophisch-Historische Fakultät,
Lehrstuhl für Geschichte Osteuropas

Prof. (em.) Dr. phil. Rupprecht Rohr
Universität Mannheim, Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft,
Lehrstuhl für Romanische Philologie

Prof. Dr. phil. Klaus Steinke
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Neophilologische Fakultät,
Lehrstuhl für Slavische Philologie

Prof. (em.) Dr. phil. Emanuel Turczynski
Ruhr-Universität Bochum, Abteilung für Geschichtswissenschaft,
Arbeitsgruppe Geschichte Südosteuropas

Dr. phil. habil. Christo Vasilev
Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Fakultät für Ost- und
außereuropäische Sprach- und Kulturwissenschaften, Slawische Sprachwissenschaft



Veröffentlichungen der Südosteuropa-Gesellschaft

Eine vollständige Liste der bisher von der SOG herausgegebenen Publikationen ist über die Geschäftsstelle, Widenmayerstraße 49, D-8000 München 22 zu beziehen.

SÜDOSTEUROPA JAHRBÜCHER

Im Namen der Südosteuropa-Gesellschaft herausgegeben von Walter Althammer

- Band 17: Die Völker Südosteuropas im 6.-8. Jahrhundert.** Hrsg. von Bernhard Hänsel. 308 S., München 1987. (DM 85,-)
- Band 18: Zwischen Zentralisierung und Selbstverwaltung - Bürokratische Systeme in Südosteuropa.** Hrsg. von Franz Ronneberger. 161 S., München 1988. (DM 34,-)
- Band 19: Die Staaten Südosteuropas und die Osmanen.** Hrsg. von Hans Georg Majer. 382 S., 61 Abb., München 1989. (DM 68,-)
- Band 21: Wandlungen in der Eigentumsverfassung der sozialistischen Länder Südosteuropas.** Hrsg. von Georg Brunner und Dieter Pfaff. 111 S., München 1990. (DM 28,-)

SÜDOSTEUROPA STUDIEN

Im Namen der Südosteuropa-Gesellschaft herausgegeben von Walter Althammer

- Band 38: Handwerk in Mittel- und Südosteuropa. Mobilität, Vermittlung und Wandel im Handwerk des 18. bis 20. Jahrhunderts.** Hrsg. von Klaus Roth. 236 S., München 1987. (DM 34,-)
- Band 39: Bayern und Ungarn. Tausend Jahre enge Beziehungen.** Hrsg. von Ekkehard Völkl. 133 S., Regensburg 1988. (DM 24,-)
- Band 40: Volksmusik und Kunstmusik in Südosteuropa.** Hrsg. von Cornelius Eberhardt und Günther Weiß. 193 S., München 1989. (= Schriftenreihe der Hochschule für Musik in München, Bd. 9) (DM 49,-)
- Band 41: Südosteuropa-Veröffentlichungen aus der Bundesrepublik Deutschland 1984-1988.** Hrsg. von Klaus-Detlev Grothusen. 128 S., München 1989. (DM 22,-)
- Band 42: Industrialisierung und gesellschaftlicher Wandel in Südosteuropa.** Hrsg. von Roland Schönfeld. 139 S., München 1989. (DM 22,-)
- Band 43: Bulgaristik-Symposium Marburg.** Hrsg. von Wolfgang Gesemann, Kyrill Haralampieff und Helmut Schaller. 288 S., München 1990. (= Bulgarische Sammlung Bd. 7) (DM 45,-)
- Band 44: 110 Jahre Wiedererrichtung des bulgarischen Staates 1878-1988.** Hrsg. von Klaus-Detlev Grothusen. 192 S., München 1990. (DM 36,-)
- Band 45: Die Deutschen in Ungarn.** Hrsg. von Georg Brunner. 132 S., München 1989. (DM 22,-)
- Band 46: Die Entwicklung Griechenlands und die deutsch-griechischen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert.** Hrsg. von Bernhard Hänsel. 160 S., München 1990. (DM 32,-)

Band 47: Südosteuropa in der Wahrnehmung der deutschen Öffentlichkeit vom Wiener Kongress (1815) bis zum Pariser Frieden (1856). Hrsg. von Josip Matešić und Klaus Heitmann. 180 S., München 1990. (DM 34,-)

Band 48: Albanien in Vergangenheit und Gegenwart. Hrsg. von Klaus-Detlev Grothusen. Erscheinungstermin: Februar 1991

SÜDOSTEUROPA AKTUELL

Im Namen der Südosteuropa-Gesellschaft herausgegeben von Walter Althammer

Heft 1: Fragen der Finanzierung des Handels mit Südosteuropa. Hrsg. von Walter Althammer. 82 S., München 1987. (DM 7,-)

Heft 2: Südosteuropa in der Ära Gorbatschow. Auswirkungen der sowjetischen Reformpolitik auf die südosteuropäischen Länder. Hrsg. von Walter Althammer. 159 S., München 1987. (DM 15,-)

Heft 3: Die Türkei und die Europäische Gemeinschaft. Hrsg. von Werner Gumpel. 120 S., München 1988. (DM 12,50)

Heft 4: Die jugoslawische Wirtschaft – Gegenwart und Zukunft. Hrsg. von Werner Gumpel. 105 S., München 1988. (DM 10,-)

Heft 5: Agrarwirtschaftliche Zusammenarbeit mit Albanien. Hrsg. von Walter Althammer. 126 S., München 1989. (DM 12,50)

Heft 6: Landesentwicklung und Umweltschutz im Donaauraum. Hrsg. von Karl Ruppert. 138 S., München 1989. (DM 15,-)

Heft 7: Interkulturelle Kommunikation in Südosteuropa. Hrsg. von Franz Ronneberger. 132 S., München 1989. (DM 15,-)

Heft 8: Die Interessen der Anliegerstaaten am Rhein-Main-Donau-Kanal. Hrsg. von Werner Gumpel. 72 S., München 1990. (DM 7,-)

Heft 9: Vom Plan zum Markt. Stand und Aussichten der Wirtschaftsreformen in Südosteuropa. Hrsg. von Walter Althammer. 75 S., München 1990. (DM 7,-)

Heft 10: Die Verfassung als Katalysator zwischen Gesellschaft und Staat. Hrsg. von Ádám Antal und Heinrich Scholler. 201 S., München 1990. (DM 17,50)

SÜDOSTEUROPA SCHRIFTEN

Im Namen der Südosteuropa-Gesellschaft herausgegeben von Walter Althammer

Band 10: Von der Pruth-Ebene zum Gipfel des Ida. Studien zur Geschichte, Literatur, Volkskunde und Wissenschaftsgeschichte des Donau-Balkan-Raumes. Hrsg. von Gerhard Grimm. 294 S., München 1989. (DM 28,-)